Die Wiedervereinigung im Glauben

von Gisbert Menge

I. Band:

Die Glaubenseinheit

FRANCISCAN
CONVENT,
SANTA BARBARA, CAL.

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/diebieberbereini0000bisb

Die Wiedervereinigung im Glauben

Erster Band

Die Wiedervereinigung im Glauben

Ein Friedensruf an das deutsche Volk

Von

Gisbert Menge

Franziskaner

#3009

235.7
M544
V.1

Erster Band

Die Glaubenseinheit

Property of
CBF
Please return to
Graduate Theological
Union Library

Freiburg im Breisgau 1914
Herdersche Verlagshandlung
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, London und St Louis, Mo.

Imprimatur

Friburgi Brisgoviae, die 10 Februarii 1914

✠ **Thomas,** Archiepps

Imprimatur

Duesseldorpii, die 1 Iunii 1913

Fr. **Richardus Breisig** O. F. M.,
Minister Provincialis

Alle Rechte vorbehalten

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg

Vorwort.

Da ich meine Grundsätze in der Einleitung ausgesprochen, möchte ich hier nur noch hervorheben, daß sich mein Friedensruf an die weitesten Kreise des deutschen Volkes richtet. Deshalb mußten alle Erörterungen, die nur für Fachleute Reiz und Wert haben, von der Darstellung ausgeschlossen werden. Zum Fürsten des Friedens bete ich, daß er meinen Worten in recht vielen deutschen Herzen freudigen Widerhall wecke.

Aachen, den 14. Februar 1914.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Vorwort III
Einleitung. Das Ziel 1

Erstes Buch.
Wert der Wiedervereinigung.

Erstes Kapitel. Die katholische Kirche, ein Hort des Gottesglaubens 4

Geschichte des Gottesglaubens. Das Mittelalter, eine Zeit des Glaubens 4. Beginnende Entfremdung von der Kirche 5. Religiöse Gleichgültigkeit der falschen Renaissance 6. Reformation 7. Pietismus 8. Rationalismus 9. Deismus 9. Skeptizismus des Descartes und Kant 10. Pantheismus des Spinoza, Fichte, Schelling und Hegel 11. Krasser Atheismus 12.

Kampf gegen den Unglauben. Aufgabe der Katholiken wie der Protestanten 13. Der Protestantismus leistet jedoch dem Unglauben Vorschub, denn er sprengt den Ring der übernatürlich geoffenbarten Wahrheiten 15. Die Zerstörung der Offenbarung führt zum Kampfe wider jede Religion 16. Die katholische Kirche aber ist ein starker Damm gegen die Sturmflut des Unglaubens 22. Also im Namen des einen Gottes: zurück zur Kirche! 24.

Zweites Kapitel. Kirche und Heiligkeit 24

Christus verlangt von den Seinen Heiligkeit 24. Nun ist aber die Kirche die Vermittlerin der Lehre und Gnade, folglich muß der Abfall von der Kirche nachteilig auf die Sittlichkeit einwirken 25. Das beweist die Geschichte des Reformationszeitalters 25. Luthers Klagen über die verderblichen Wirkungen seiner Lehre bestätigt von Zeitgenossen 30. Die Moralstatistik ist für die Katholiken günstig 33, kann aber in unserer Frage nicht den Ausschlag

Seite

geben, und deshalb muß man auf das Wesen der Kirche zurückgehen 37. Die Kirche steckt dem sittlichen Streben ihrer Kinder ein hohes Ziel 38, gibt ihnen mächtige Beweggründe 38 und kräftige Mittel 43.

Drittes Kapitel. Die Wiedervereinigung, eine Forderung des Patriotismus 45

Echte Vaterlandsliebe beklagt die Glaubensspaltung, die über Deutschland so viel Elend gebracht 45. Nur die Rückkehr zum alten Glauben bietet eine wirksame Arznei 48. Denn eine neue Religionsform undenkbar 48. Der Protestantismus aber ist unfähig, eine religiöse Einigung Deutschlands herbeizuführen 49. Vorteile, die die katholische Kirche dem Staate bietet 49. Sie ist eine starke Schutzwehr der christlichen Religion 49, eine Hüterin und Förderin der Sittlichkeit 51, steuert dem Geburtenrückgang 51, stützt die Autorität 54. Beispiele von Königstreue 55. Widerlegung einiger Anklagen gegen die Kirche 55.

Viertes Kapitel. Deutsche Eigenart und katholische Kirche . 58

Deutsche Eigenart ist Mannhaftigkeit, Treue, Freiheitssinn, Innerlichkeit 58. Die Kirche fördert die Mannhaftigkeit 60, männlicher Charakter der Heiligen 60, eine Einwendung Paulsens 61. Pflege der Treue 62, auch zur Heimat 62. Die Kirche schützt die Willensfreiheit 63, Glaube und Gehorsam kein Hindernis der wahren Freiheit 64, Abweichung von der Kirche führt in Geistes- und Willensknechtschaft 66. Kirche und Innerlichkeit 66, Helden der Innerlichkeit sind die Heiligen 70, deutsche Heilige 71.

Fünftes Kapitel. Kultur und Kirche. (Allgemeines.) . . 73

Kultur ist Veredelung 73. Sittliche Kultur 73. Religion, Vollendung der Kultur 73. Sie ist ein Recht und eine Pflicht der Menschheit 74, fördert die Erkenntnis Gottes 75, ihr Wert für die Kirche 76, für das Volkswohl 77, sie läßt des Menschen Würde hervortreten 78. Die Kirche segnet daher den Kulturfortschritt 78, fördert ihn auf verschiedene Weise 81, zeigt den Weg zum wahren Glücke, das die Kultur nicht geben kann 81, tritt den Ausschreitungen irdischer Kultur entgegen 82.

Sechstes Kapitel. Der Kirche Stellung zur Wissenschaft . . 84

Hoher Wert der Wissenschaft 84. Daher die Kirche nicht Feindin, sondern Förderin der Wissenschaft 85. Aussprüche von Pius X.,

Seite

Leo XIII., vom Vatikanischen Konzil 85. „Voraussetzungslose Forschung" 87. Glauben und Wissen sind keine Gegensätze 89. Fast jeder Fachmann muß den Vertretern anderer Wissenszweige glauben 90. Vorurteile protestantischer, ungläubiger Gelehrten 91. „Bevormundung" durch die kirchlichen Behörden 93. Galilei 94. Index 94. Der Eid wider den Modernismus 95.

Siebtes Kapitel. **Die Kirche als Förderin der Kunst** . . 99

Die Kunst, die das Geistige verkörpert 99, bietet keinen Ersatz für die Religion 100, leistet ihr aber wertvolle Dienste 101. Die Kirche gibt der Kunst Anregungen und Ideen 103. Christus, Gott und Mensch, ein ergiebiger Gegenstand für künstlerisches Schaffen 104. Die Madonna 104. Die Kirche selbst in ihrem Innenleben und in ihrer äußeren Entfaltung 106. Eucharistie 107. Die Kirche hat selbst ein Kunstwerk geschaffen in ihrer Liturgie 108. Die Kirche gibt der Person des Künstlers innere Ruhe und sittlichen Halt 109.

Achtes Kapitel. **Kirche und zeitliche Wohlfahrt** . . . 111

Die Kirche, die uns vor allem nach oben streben heißt, legt den Grund zum wahren Erdenglück der Völker 111. Gütergewinnung. Sie betrachtet die Welt als ein Werk Gottes 112, hält an zur Arbeit 112. Weltliche Berufe 114. Güterverteilung. Die Kirche predigt Gerechtigkeit und Liebe 117, spendet Trost und Zufriedenheit den Armen 117. Armenpflege 118. Die Kirche lehrt, daß der Reichtum in sich gut ist, aber auch große Gefahren in sich birgt 119. Folgerung aus dieser Lehre für die deutschen Katholiken 122. Güterverbrauch. Die Kirche will keinen schrankenlosen, wohl aber einen maßvollen Genuß 124. Einfluß der Kirche auf die Lösung der sozialen Frage 125.

Neuntes Kapitel. **Aufschwung protestantischer, Niedergang katholischer Völker** 125

Es ist unberechtigt, aus der gegenwärtigen Lage gewisser Völker der katholischen Kirche die Kulturfähigkeit abzusprechen 126. Denn man kann nur mit großer Einschränkung von einem Aufstieg protestantischer, von einem Sinken katholischer Nationen reden 126. Ehemalige Kulturhöhe katholischer Völker 128. Geschichtliche Gründe ihres Falles 129. Andere Gründe: Geographische Lage 131; Bodenbeschaffenheit 131; Klima 131. Die

Seite

wirtschaftlichen Zustände katholischer Völker sind kein Beweis gegen die übernatürliche Wahrheit der Kirche, deren erste Aufgabe nicht Kulturförderung, sondern religiös-sittliche Veredelung des Menschen ist 132.

Zehntes Kapitel. Die Weltflucht der Kirche 133

Des Christen Himmelssinn fordert Weltflucht 133. Die Welt ist aus sich ein Nichts 134. Als Inbegriff alles Widergöttlichen verdient die Welt noch mehr unsere Geringschätzung 134. Die Welt als Gesamtheit aller Geschöpfe ist gering im Vergleiche mit Gott 134. Die Weltflucht als Gesinnung ist Pflicht für alle Christen 136. Die Weltflucht der Tat ist ein Rat 137. Ordensstand 137. Tatsächliche Weltflucht von Christus empfohlen 139.

Elftes Kapitel. Die Vollendung des christlichen Lebens . . 142

Das christliche Leben findet seine Vollendung in der Liebe 142. Lehre des hl. Paulus 142. Zur Höhe des christlichen Lebens führt der Weg der Gebote und der Pfad der evangelischen Räte 143. Protestantisches Mißverständnis 144. Ausführungen des hl. Bonaventura: Vollkommenheit ist die Gleichförmigkeit des Erdenpilgers mit Christo durch jenen Tugendzustand, kraft dessen man in einer nicht gebotenen Weise das Böse meidet, das Gute tut, das Widrige erträgt 145. Bonaventuras Lehre ist die in der katholischen Kirche allgemein herrschende Auffassung von der Vollkommenheit 151.

Zwölftes Kapitel. Die Liebe als höchster Beweggrund zur Friedensarbeit 153

Nächstenliebe. Die Reformation hat die Einheit unseres Vaterlandes zerrissen 153. Dieser Zwiespalt unter Brüdern ist unwürdig 154, ist nachteilig, da er so vielen Millionen die Segnungen der wahren Kirche entzieht 155. Wiedervereinigung und äußere Missionen 157.

Gottesliebe. Wer Gott liebt, eifert für seine Ehre 159. Der Eifer für Gottes Ehre macht uns auch das Streben nach Wiedervereinigung zur Pflicht 159. Denn der Irrglaube ist an sich eine Beleidigung Gottes 159. Nur ein Katholik kann die ganze Schönheit seiner Kirche, die ein Wunderwerk Gottes ist, schätzen 160. Wie herrlich, wenn wieder in allen deutschen Gauen das große Lobopfer, die heilige Messe, gefeiert würde! 162.

Zweites Buch.

Weg zur Glaubenseinheit.

Seite

Erstes Kapitel. **Bedenken der Katholiken gegen die Friedensarbeit** 163

Die erste Aufgabe aller Irenik, Erhaltung des Besitzstandes der katholischen Kirche und darum Kampf gegen die religiöse Gleichgültigkeit und den Unglauben, kann nicht auf Schwierigkeiten stoßen 163. Was die Wiedergewinnung der Protestanten angeht, so fürchtet man den Vorwurf der Proselytenmacherei 164. Das Streben nach Wiedervereinigung auch keine „Schwärmerei" 167. Abschwächungspolitik mancher Irenikер macht viele Katholiken mißtrauisch 169. Die Meinung von dem Segen der Glaubensspaltung hindert an einer entschiedenen Friedensarbeit 170.

Zweites Kapitel. **Freiheitssinn und Kulturfreude als ein Hindernis der Heimkehr** 173

Die Rückkehr zur Kirche ist ein großes Opfer. Denn der moderne Mensch schätzt gar sehr die Freiheit; diese aber glaubt man nur im Protestantismus genießen zu können 173. Das Opfer erscheint um so größer, wenn man die Anforderungen erwägt, die die Kirche stellt 174. Viele schrecken insbesondere vor der Beichte zurück 174. Vielfach betrachtet man den Protestantismus als die Wiege der neuen Zeit 175. Das ist unrichtig 176. Einfluß der Naturwissenschaft auf das Werden der modernen Zeit 177. Renaissance 177. Entdeckungen und Erfindungen 178. Kolumbus 178. Kopernikus 179. Also Luther nicht der Begründer der neuen Zeit; der Protestantismus ist nur eine Phase in der Geschichte der Entfremdung von der Kirche 179.

Drittes Kapitel. **Mißverständnis, Vorurteil und andere Hindernisse** 181

Der Protestantismus ist tief in unser Volk eingedrungen 181. Zurücksetzung der Katholiken 181. Vorurteile 181, auch in den Kreisen der Gelehrten: über unsere Stellung zu Christus 182, über das Lehramt der Kirche 182, über Vollkommenheit 183, Ablaß 184, Heiligenverehrung 184, Liturgie 185, Missionen 186, Vorurteile unter den Predigern und Gebildeten überhaupt 186. Die Vorurteile haben zum größten Teil nicht in Bosheit, sondern in Unwissenheit ihren Grund 188. Hases Einfluß 189.

Seite

Zähigkeit der Vorurteile 190. Ein anderes Hindernis der Rückkehr zur Kirche ist die religiöse Gleichgültigkeit 191, Hochmut 192, bange Sorge um die Zukunft 193.

Viertes Kapitel. **Das Gebet um Wiedervereinigung** . . 194

Die Wiedervereinigung muß den Absichten des Erlösers gemäß auf dem Boden des Glaubens erfolgen 194. Der Glaube ist aber Gottes Werk 194. Schwierigkeit, dem Rufe der Gnade zu folgen 195. Daher ist das Gebet notwendig. Schon der hl. Paulus mahnt zum Gebete für die Verbreitung des Glaubens 196. Vereine, die sich das Gebet um Deutschlands Wiedervereinigung zur besondern Aufgabe gemacht 196. Der hochwürdigste Herr Weihbischof von Straßburg, Freiherr Zorn von Bulach über dieses Gebet 197.

Fünftes Kapitel. **Echter Reformeifer** 198

Gebrechen der Zeit 198. Die Kirche kann und soll sie heilen. Doch viele entfremden sich der Kirche. Um die abseits Stehenden zu gewinnen, erheben manche den Ruf nach Reform 199. Ursachen des falschen Reformeifers 200. Der echte Reformeifer fängt bei sich selbst an 202, ist beseelt von christlichem Optimismus 203, läßt sich von Nachsicht leiten 204, ist mit Bescheidenheit und Mißtrauen gegen sich selbst gepaart 204, bringt an geeigneter Stelle Vorschläge vor 205, läutert sich vor dem Tabernakel 206.

Sechstes Kapitel. **Milderung der Kirchengesetze, kein wirksames Mittel zur Wiedervereinigung** 206

Die Kirche kann ihre Gesetze abändern, aufheben 206. Vorschläge zur Milderung einiger Kirchengesetze. Karl V. 207. Ratgeber Klemens' VII. 208. Der Papst selbst war geneigt, Zugeständnisse zu machen 208. Weisungen Pauls III. 210. Die Frage der Kommunion unter beiden Gestalten 210. Bischof Spinola und Innocenz XI. 211. Milderung einzelner Kirchengesetze verspricht keinen Erfolg 212.

Siebtes Kapitel. **Die Propaganda unseres Lebens** . . 212

Ein heiliges Leben ist nächst dem Gebete das wirksamste Mittel, an der Wiedervereinigung zu arbeiten 212. Daher alles meiden, was mit der Lehre der Kirche in Widerspruch steht 213. Das schlechte Beispiel vieler Katholiken ein großes Hindernis der Wiedervereinigung 214. Unser Leben muß der Ausdruck

Seite

unserer Überzeugung sein 214. Einfluß des guten Beispiels auf die Konversion des Freiherrn von Hofberg 215.

Achtes Kapitel. **Das Apostolat des Wortes** 216

Lehrauftrag, den der Heiland seiner Kirche erteilt 216. Die Belehrung erheischt Aufhellung der Mißverständnisse 217. Noch wichtiger ist die klare, unverfälschte Darlegung der katholischen Wahrheit 217. Religionsgespräche 218. Kirchliche Vorschriften für Disputationen über religiöse Fragen 219. Liebe und Sanftmut in Behandlung der Glaubensfragen 220. Ein Wort Benedikts XIV. 220, des Bischofs Colmar von Mainz 221. Das Beispiel des hl. Franz von Sales 222.

Neuntes Kapitel. **Die Geschichte, eine Wegweiserin nach Rom** 222

Mannigfaltig sind die Wege nach Rom 222. Viele haben ihn durch das Studium der Geschichte gefunden 223. Onno Klopp und Leo XIII. über das Geschichtsstudium 223. Wie das Märchen von der Vernachlässigung der Bibel im Mittelalter durch die Geschichte zerstört wird 224. Christus war auch im Mittelalter das Zentrum der Kirche 225. Bonaventuras Stellung zur Marienverehrung 226. Stolbergs Geschichte der Religion 227, Janssens Geschichte des deutschen Volkes 228. Beispiele, wie die Geschichte Führerin zur Kirche werden kann: Gfrörer 228, Hermann Baumstark 231, Lämmer 233, Hurter 234, Schlosser 236.

Zehntes Kapitel. **Die Gottesmutter, eine Führerin zur Kirche** 237

Sehnsucht nach der Mutter 237. Die Protestanten A. W. Schlegel, Dietlein und Hengstenberg über die Marienverehrung 237. Cordula Peregrina 239. Daumer 240. Hurter 243. Bettina Pauli 244. P. Expeditus Schmidt 246. Krogh-Tonning 248. Mahnung an alle wahrheitsuchenden Protestanten, jeden Tag ein Ave Maria zu beten 249.

Elftes Kapitel. **Das heiligste Sakrament, ein Stern der Wahrheitsucher** 250

Die Eucharistie, Sinnbild und Quelle der kirchlichen Einheit 250. Das Konzil von Trient wünscht, daß durch die Eucharistie die Trennung aufgehoben werde 251. Julie von Massow an Kardinal Kopp 251. Ferdinand Herbsts Konversion 251. Eisen-

Seite

bach 253. Pater Augustin vom heiligsten Sakramente 254. Katholische Liturgie 256. Fronleichnam 257. Krogh-Tonning 257. Julie Meineke 258. Moritz Brühl 258. Karl Heinrich Burchhard 260. Johann Jörgensen 261. Das heiligste Sakrament muß auch das Zentrum für die Ireniker bilden 262. Denn es ist ein Herd der Begeisterung 262, regt an zum Gebete für die Wiedervereinigung 262, gibt Kraft zur Heiligkeit, der Propaganda unseres Lebens 263. Ein Schreiben Pius' X. 264.

Schluß.

Auf dem Wege zum Ziele . . . 265

Die Glaubensspaltung ist das größte Unglück Deutschlands. Der Patriotismus verlangt eine Wiedervereinigung 265. Nur unverdrossene Kleinarbeit führt dem Ziele näher 266. Organisation der Kleinarbeit in einem Verein 266. Das Ziel noch fern. Inzwischen keine dogmatische 267, wohl aber politische 268 und christliche Toleranz 269.

Personenregister 271

Bücherverzeichnis.

(Werke, die ich für diesen Band nur hin und wieder eingesehen, sowie die zahlreichen Abhandlungen, die ich für meine Zwecke durchgearbeitet habe, werden hier nicht aufgeführt.)

Abel, Verschiedene Wege nach Rom. Vier Männerkonferenzen, gehalten in der Augustinerkirche zu Wien vom 27. bis 30. März 1901.

Althaber, Vom Irrwege zur Wahrheit. Mein Glaubensleben in Vergangenheit und Gegenwart. 2. Aufl. Bonn 1895.

Anonymus (Onno Klopp), Studien über Katholizismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit in Deutschland. Schaffhausen 1857.

— (Onno Klopp), Wird Deutschland wieder katholisch werden? Schaffhausen 1859.

— Rundschau. Kampf und Wachstum der Kirche in unsern Tagen. Ein Neujahrsgruß an die Katholiken Deutschlands. Freiburg i. Br. 1862.

— Pax vobiscum! Die kirchliche Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten, historisch-pragmatisch beleuchtet von einem Protestanten. Bamberg 1863.

— Der deutsche Klerus und die Wissenschaft. Freiburg i. Br. 1864.

— Der Konvertit Albert Hetsch auf seinem Entwicklungsgang vom Pantheismus zum Lichte der Wahrheit. Freiburg i. Br. 1886.

— (Langbehn), Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen. 49. Aufl. Leipzig 1909.

Arndt, Wo ist Wahrheit? Gründe, die mich bewogen haben, zur katholischen Kirche zurückzukehren. 2. Aufl. Freiburg i. Br. 1905.

(Augustinus) S. Aurel. Augustini Hippon. Epi. opera. Ed. Maurin. nova. Antwerp. 1700 ff.

Balmes, Der Protestantismus verglichen mit dem Katholizismus in seinen Beziehungen zu der europäischen Zivilisation. 2 Teile. Regensburg 1844/1845.

Baumstark, Reinhold, Gedanken eines Protestanten über die päpstliche Einladung zur Wiedervereinigung mit der römisch-katholischen Kirche. 5. Aufl. Regensburg 1868.

— Reinhold und Hermann, Unsere Wege zur katholischen Kirche. 2. Aufl. Freiburg i. Br. 1871.

v. Beckedorff, Die katholische Wahrheit. Worte des Friedens und der Wiederversöhnung an gottesfürchtige protestantische Christen. 2. Aufl. Regensburg 1843—1846.

Bernardina, Schwester Maria, Julie v. Massow, geb. v. Behr. Ein Lebensbild. 2. Aufl. Freiburg i. Br. 1912.

Beßmer, Philosophie und Theologie des Modernismus. Freiburg i. Br. 1912.

Binder, Luise Hensel. Ein Lebensbild. 2. Aufl. Freiburg i. Br. 1904.

Böckenhoff, Katholische Kirche und moderner Staat. Das Verhältnis ihrer gegenseitigen Rechtsansprüche. Köln 1911.

(Bonaventura) S. Bonaventurae Opera omnia. Ad Claras Aquas. (Quaracchi) 1882 ff.

Bonifatius-Broschüren. Populäre Erörterungen über den Katholizismus und die Einsprüche seiner Gegner. Rückkehr zur Mutter. Jahrg. XXI, Hft 10—12. Jahrg. XXII und XXIII. Paderborn 1890—1892.

Bornträger, Der Geburtenrückgang in Deutschland, seine Bewertung und Bekämpfung. Auf Grund amtlichen und außeramtlichen Materials. Berlin 1912.

Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien. 2 Bde. 9. Aufl. von Ludwig Geiger. Leipzig 1904.

Cathrein, Religion und Moral, oder Gibt es eine religionslose Moral? 2. Aufl. Freiburg i. Br. 1904.

— Die katholische Weltanschauung in ihren Grundlinien, mit besonderer Berücksichtigung der Moral. 2. Aufl. Freiburg i. Br. 1909.

— Glauben und Wissen. Eine Orientierung in den religiösen Grundproblemen der Gegenwart für alle Gebildeten. 4. und 5. Aufl. Freiburg i. Br. 1911.

Clarus, Simeon, Wanderungen und Heimkehr eines christlichen Forschers. 3 Bde. Schaffhausen 1862/1863.

Daumer, Meine Konversion. Ein Stück Seelen- und Zeitgeschichte. Mainz 1859.

Denifle (Weiß), Luther und Luthertum in der ersten Entwicklung. 2. Aufl. Mainz 1904 ff.

— Luther in rationalistischer und christlicher Beleuchtung. Prinzipielle Auseinandersetzung mit A. Harnack und R. Seeberg. Mainz 1904.

— Die katholische Kirche und das Ziel der Menschheit. 2. Aufl., herausgegeben von P. Reginald Schultes O. Pr. Graz 1906.

Denzinger, Enchiridion symbolorum, definitionum et declarationum de rebus fidei et morum. Ed. 11, quam paravit Cl. Bannwart S. J. Friburgi Brisg. 1911.

Dietlein, Evangelisches Ave Maria. Ein Beitrag zur Lehre von der selig zu preisenden Jungfrau. Halle 1863.

Dippel, Handbuch der Ästhetik und der Geschichte der bildenden Künste. Regensburg 1871.

Döllinger, Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen im Umfange des lutherischen Bekenntnisses. 3 Bde. Regensburg 1846 u. 1848.

— Über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen. Sieben Vorträge, gehalten zu München im Jahre 1872. Nördlingen 1888.

Donat, Die Freiheit der Wissenschaft. Ein Gang durch das moderne Geistesleben. 2. Aufl. Innsbruck 1912.

Eberle, Franz Xaver, Arbeitsmotive im Lichte der christlichen Ethik. München 1912.

— Karl, Der Ultramontanismus in seinem wahren Sinne dargestellt. Feldkirch 1904.

Ehrhard, Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwicklung der Neuzeit. 9.—12. Aufl. Stuttgart und Wien 1902.

— Katholisches Christentum und moderne Kultur. Mainz und München (o. J.).

Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker. Eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. 5. Aufl. Leipzig 1904.

Eythra, Dr Anger auf, Was zieht uns nach Rom? 3. Aufl. Leipzig 1886.

Falckenberg, Geschichte der neueren Philosophie von Nikolaus v. Kues bis zur Gegenwart. Im Grundriß dargestellt. 5. Aufl. Leipzig 1905.

(Febronius) Iustini Febronii I Cti de statu Ecclesiae et legitima potestate Romani Pontificis liber singularis ad reuniendos dissidentes in religione christianos compositus. Editio altera priore emendatior et multo auctior. Bullioni 1766.

Fichte, Reden an die deutsche Nation. Neu herausgegeben von Fritz Medicus. Leipzig (o. J.).

Funk, Lehrbuch der Kirchengeschichte. 6. Aufl., herausgegeben von Bihlmeyer. Paderborn 1911.

v. Gall, Beweggründe meiner Rückkehr zur katholischen Kirche. Mainz 1903.

Gisler, Der Modernismus. Einsiedeln 1912.

Grisar, Luther. 3 Bde. Freiburg i. Br. 1911/1912.

Häbler, Die wirtschaftliche Blüte Spaniens im 16. Jahrhundert und ihr Verfall. Berlin 1888.

Hahn-Hahn, Von Babylon nach Jerusalem. Mainz 1851.

— Aus Jerusalem. Mainz 1851.

Harnack, Das Wesen des Christentums. 56.—60. Tausend. Leipzig 1908.

v. Hase, Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche. 7. Aufl. Leipzig 1900.

v. Haulleville, Die Zukunft der katholischen Völker. Übersetzt von Philipp Wasserburg. Mainz 1876.

Heine, Briefe an Kaiser Karl V., geschrieben von seinem Beichtvater in den Jahren 1530—1532. Berlin 1848.

Heiner, Der Syllabus in ultramontaner und antiultramontaner Beleuchtung. Mainz 1905.

Herbst, Die Kirche und ihre Gegner in den drei letzten Jahrhunderten. Eine katholisch-christliche Bekenntnisschrift. Landshut 1833.

Herrmann, Römische und evangelische Sittlichkeit. 3. Aufl. Marburg 1903.

v. Hertling, Das Prinzip des Katholizismus und die Wissenschaft. 2. Aufl. Freiburg i. Br. 1899.

Hirscher, Erörterungen über die großen religiösen Fragen der Gegenwart. Freiburg i. Br. 1865.

Hoffmann, Die Heilige Schrift, ein Volks- und Schulbuch in der Vergangenheit. Soll sie dieses auch in Gegenwart und Zukunft sein? Kempten 1902.

Hohoff, Die Revolution seit dem sechzehnten Jahrhundert im Lichte der neuesten Forschung. Freiburg i. Br. 1887.

Huppert, Der deutsche Protestantismus zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts nach protestantischen Zeugnissen dargestellt. Köln 1902.

Hurter, Geburt und Wiedergeburt. Erinnerungen aus meinem Leben und Blicke auf die Kirche. 2 Bde. 3. Ausg. Schaffhausen 1849.

Janssen, Johann Friedrich Böhmers Leben und Anschauungen. Freiburg i. Br. 1869.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. 2 Bde. Freiburg i. Br. 1877.

Janssen-Pastor, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. Bd I in 19. und 20. Aufl., II und III in 17. und 18. Aufl., IV—VI in 15. und 16. Aufl., VII und VIII in 13. und 14. Aufl. Freiburg i. Br.

An meine Kritiker. 17.—19. Tausend. Freiburg i. Br. 1891.

Ein zweites Wort an meine Kritiker. 17. und 18. Tausend. Freiburg i. Br. 1895.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Sein Entwicklungsgang und sein Wirken im Geiste der Kirche. 4. Aufl. Freiburg i. Br. 1910.

Jarcke, Prinzipienfragen. Politische Briefe an einen deutschen Edelmann nebst gesammelten Schriften. Paderborn 1854.

Jörgensen, Das Reisebuch. Licht und Dunkel in Natur und Geist. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Henriette Gräfin Holstein-Ledreborg. 2. Aufl. Mainz 1910.

— Lebenslüge und Lebenswahrheit. 3. Aufl. Mainz 1911.

Kahnis, Der innere Gang des deutschen Protestantismus. 2 Teile. 3. Aufl. Leipzig 1874.

v. Ketteler, Freiheit, Autorität und Kirche. 6. Aufl. Mainz 1862.

Kirstein, Entwurf einer Ästhetik der Natur und Kunst. Paderborn 1896.

Kleinschmidt, Lehrbuch der christlichen Kunstgeschichte. Paderborn 1910.

Klopp Wiard, Onno Klopp, 1822—1903. Ein Lebenslauf. Emden 1907.

Kneller, Das Christentum und die Vertreter der neueren Naturwissenschaft. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts. 3. und 4. Aufl. Freiburg i. Br. 1912.

Krogh-Tonning, Erinnerungen eines Konvertiten. Trier 1907.

Krose, Einfluß der Konfession auf die Sittlichkeit. Nach den Ergebnissen der Statistik. Freiburg i. Br. 1900.

— Religion und Moralstatistik. München (1906).

Kurtz, Lehrbuch der Kirchengeschichte für Studierende. 14. Aufl., besorgt von N. Bonwetsch und P. Tschackert. 2 Bde. Leipzig 1906.

Lämmer, Misericordias Domini. Freiburg i. Br. 1861.

Leo XIII., Rundschreiben. Fünf Sammlungen. Freiburg i. Br.

Luthardt, Kompendium der Dogmatik. 10. Aufl. Leipzig 1900.

(Luther) Dr Martin Luthers sämtliche Werke. Bd I—XX, XXIV—XXVI in 2. Aufl., Frankfurt a. M. und Erlangen 1862 ff; Bd XXI—XXIII, XXVII—LXVII in 1. Aufl., Erlangen und Frankfurt a. M. 1832 ff.

— D. M. Lutheri Exegetica opera latina. 28 Bde. Erlangae 1829 ff.

D. M. Lutheri Commentar in ep. S. Pauli ad Galatas. 3 Bde. Erlangae 1843/1844.

D. M. Lutheri Opera lat. varii argumenti ad reformationis historiam imprimis pertinentia. 7 Bde. Francofurti a. M. et Erlangae 1865 ff.

— Dr Martin Luthers Briefwechsel. Bearbeitet und mit Erläuterungen versehen von E. L. Enders. Bd I, Frankfurt a. M. 1884; Bd II—XI, Calw und Stuttgart 1887 ff; Bd XII und XIII von Dr G. Kawerau, Leipzig 1910/1911.

Magnussen, Meine Heimkehr. Ein Bekenntnis. M.-Gladbach (1912).

Martin, Dr Konrad, Bischof von Paderborn. Ein bischöfliches Wort an die Protestanten Deutschlands, zunächst an diejenigen meiner Diözese, über die zwischen uns bestehenden Kontroverspunkte. 4. Aufl. Paderborn 1866.

Martin, Dr Konrad, Bischof von Paderborn. Zweites bischöfliches Wort an die Protestanten Deutschlands, zunächst an diejenigen meiner Diözese, über die zwischen uns bestehenden Kontroverspunkte. 4. Aufl. Paderborn 1866.

— Wozu noch die Kirchenspaltung? Ein freies Wort an Deutschlands Katholiken und Protestanten mit Bezug auf das päpstliche Schreiben vom 13. September 1868. Paderborn 1869.

Marx, Der Eid wider den Modernismus und die Geschichtsforschung. Trier 1911.

Mausbach, Die Ethik des hl. Augustinus. 2 Bde. Freiburg i. Br. 1909.

— Die katholische Moral und ihre Gegner. Grundsätzliche und zeitgeschichtliche Betrachtungen. Köln 1911.

— Der Eid wider den Modernismus und die theologische Wissenschaft. Köln 1911.

Meyenberg, Die Pflicht der Anteilnahme der Katholiken an Wissenschaft und Kunst. Luzern 1905.

Möhler, Ästhetik der katholischen Kirchenmusik. Ravensburg 1910.

Morawski, Abende am Genfer See. 6. Aufl. Freiburg i. Br. 1912.

Müller, Joseph, Eine Philosophie des Schönen in Natur und Kunst. Mainz 1897.

v. Oettingen, Die Moralstatistik in ihrer Bedeutung für eine Sozialethik. 3. Aufl. Erlangen 1882.

Pastor, Die kirchlichen Reunionsbestrebungen während der Regierung Karls V. Freiburg i. Br. 1879.

— Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Bd I–VI. 4. Aufl. Freiburg i. Br. 1901 ff.

— Leben des Freiherrn Max von Gagern (1810—1889). Ein Beitrag zur politischen und kirchlichen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Kempten und München 1912.

Pauli, Meine Wege und Gottes Wege. Lebenserinnerungen. Münster i. W. 1909.

Pesch, Die soziale Befähigung der Kirche. 3. Aufl. Berlin 1911.

Pfennigsdorf, Christus im modernen Geistesleben. Christliche Einführung in die Geisteswelt der Gegenwart. 16. Aufl. Schwerin i. Meckl. 1911.

Pfleiderer, Otto, Grundriß der christlichen Glaubens- und Sittenlehre. 6. Aufl. Berlin 1898.

Rademacher, Gnade und Natur. Ihre innere Harmonie im Weltlauf und Menschheitsleben. M.-Gladbach 1908.

Ratzinger, Geschichte der kirchlichen Armenpflege. 2. Aufl. Freiburg i. Br. 1884.

Reuter, Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter. 2 Bde. Berlin 1875/1877.

Rieß, Florian, und Karl v. Weber, Das ökumenische Konzil, Stimmen aus Maria-Laach. Freiburg i. Br. 1869 ff.

Rosenthal, Konvertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert. Bd I—III in 5 Abteilungen. Schaffhausen 1865 ff. Bd I: Deutschland, in 3 Abteilungen. Regensburg 1889 ff. Dazu 2 Supplemente. Regensburg 1902. Wenn nichts bemerkt, ist die 1. Auflage zitiert.

Rost, Die wirtschaftliche und kulturelle Lage der deutschen Katholiken. Köln 1911.

— Der Selbstmord in den deutschen Städten. Paderborn 1912.

— Geburtenrückgang und Konfession. Köln 1913.

— Beiträge zur Moralstatistik. Paderborn 1913.

Röttcher, Unionsversuche zwischen Katholiken und Protestanten Deutschlands, in Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge Bd VII, Heft 2. Frankfurt und Luzern 1885.

Ruhranus, Ut omnes unum sino. Ein Wort zur Wiedervereinigung der getrennten Konfessionen mit der römisch-katholischen Mutterkirche. Paderborn 1892.

v. Ruville, Zurück zur heiligen Kirche. Erlebnisse und Erkenntnisse eines Konvertiten. 4.—6. Aufl. Berlin 1910.

— Das Zeichen des echten Ringes. 1.—6. Tausend. Berlin 1910.

— Der Goldgrund der Weltgeschichte. 5.—7. Tausend. Freiburg i. Br. 1913.

S., Dr F., Religiöse Aphorismen. Aufruf an den gesunden Menschenverstand, veranlaßt durch die neueste Schrift des hochw. Herrn Bischofs von Paderborn, Dr Konrad Martin: Wozu noch die Kirchenspaltung? Münster 1869.

— Neue religiöse Aphorismen. Aufruf an den gesunden Menschenverstand, veranlaßt durch die neueste Schrift des hochw. Herrn Bischofs von Paderborn, Dr Konrad Martin: Wozu noch die Kirchenspaltung? Münster 1869.

Schmidt, Vom Lutheraner zum Franziskaner. Konvertiten-Briefe. Landshut 1912.

Schreiber, Alle Wege führen nach Rom. Vertrauliche Briefe zweier die Wahrheit liebenden Seelen. 3. Aufl. Regensburg 1906.

v. Schweiger-Lerchenfeld, Kulturgeschichte. Werden und Vergehen im Völkerleben. 2 Bde. Wien und Leipzig 1907.

Sell, Katholizismus und Protestantismus, Religion, Politik, Kultur. Leipzig 1908.

Seltmann, Zur Wiedervereinigung der getrennten Christen, zunächst in deutschen Landen. Breslau 1903.

Steigenberger, Samariter-Gedanken in Sachen des Protestantismus. Augsburg (o. J.). Als Manuskript gedruckt.

— Die Friedensbrücke für getrennte Christen. 2. Aufl. Augsburg 1912.

Stolz, Alban, Fügung und Führung. Konvertitenbilder, herausgegeben von Dr Julius Mayer. Freiburg i. Br. 1912 f.

I. Alban Stolz und Julie Meineke. 4. Aufl.

II. Alban Stolz und Friedrich v. Drais, Eduard Steinbrück, Augustin Arndt, Berta v. Bernitz, Klotilde v. Werthern. 1.—3. Aufl.

III. Alban Stolz und Kordula Wöhler. 1. u. 2. Aufl.

(Thomas) D. Thomae Aquin. Summa Theologica. Romae 1886 f.

Treitschke, Heinrich v., Politik, Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Berlin. Herausgegeben von Max Cornicelius. 2 Bde. Leipzig 1897 und 1898.

Tschackert, Modus vivendi. Grundlinien für das Zusammenleben der Konfessionen im Deutschen Reiche. München 1908.

Vischer, Das Schöne und die Kunst. Zur Einführung in die Ästhetik. 3. Aufl. Stuttgart und Berlin 1907.

Weninger, Katholizismus, Protestantismus und Unglauben. Ein Aufruf an alle zur Rückkehr zu Christentum und Kirche. Mainz 1864.

Willmann, Geschichte des Idealismus. 3 Bde. 2. Aufl. Braunschweig 1907.

Windelband, Die Geschichte der neueren Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Kultur und den besonderen Wissenschaften. 2 Bde. 5. Aufl. Leipzig 1911.

Wolf, Der Geburtenrückgang. Die Rationalisierung des Sexuallebens in unserer Zeit. Jena 1912.

Wulf, M. de, Histoire de la philosophie médiévale. 4. éd. Louvain-Paris 1912.

Zach, Das religiöse Sehnen und Suchen unserer Zeit. Paderborn und Würzburg 1913.

Die Glaubenseinheit.

Einleitung.

Das Ziel.

Am 3. Mai 1813, als gerade die Kanonen für Deutschlands Freiheit dröhnten, sprach ein Protestant in einer Versammlung von Gelehrten über Deutschlands Wiedergeburt und fragte: „Ob die Vereinigung der Religionen zur Erhaltung der deutschen Freiheit notwendig sei, wer möchte daran zweifeln?“ Die Geschichte gibt diesen Worten gewaltigen Nachdruck, deshalb fuhr der Redner fort: „Liegt denn nicht die Erfahrung deutlich genug vor unsern Augen, daß gerade seit der Reformation das Interesse Deutschlands so mannigfaltig gespalten und geschieden ist, daß wir gerade seit dieser Zeit aufgehört haben, ein Geist und ein Körper zu sein?“ Und als der Geschütze Donner verhallt war und Siegesfreude durch die Lande rauschte, schrieb ein Katholik: „Soll das begonnene Werk der Freiheit vollendet und festgehalten werden, dann ist die Spannkraft der deutschen Einheit nicht zu schwächen, sondern alles zu beseitigen, was sich zur Erzeugung des Mißtrauens und des gegenseitigen Hasses eignet.“

Ein Glaube in allen deutschen Gauen! Dieser herrliche Gedanke schwebt auch mir von meiner frühen Jugend an vor Augen und drängt mich, entflammt mich zur Arbeit. Doch die Wiedervereinigung unseres Vaterlandes ist ein zu erhabenes Ziel, als daß Menschenkraft es erreichen könnte. Deshalb habe ich gar oft zum Fürsten des Friedens gefleht, daß er die Scheidewand niederreiße und alle, die seinen Namen tragen, zu einem Reiche wieder zusammenschließe. Schon als Knabe hatte ich das Glück, von dem Pfarrer meiner Heimat, einem edlen, tief frommen Priester,

in einen Verein aufgenommen zu werden, dessen Mitglieder täglich beten: „Liebreichster Jesus, ich danke dir, daß du mir den wahren Glauben geschenkt hast. Gib, daß ich ihn niemals verliere, und führe alle zurück zu unserer heiligen Kirche. Liebe Mutter Gottes, bitte für unser Vaterland; heilige Schutzengel, helfet uns; seliger Petrus Canisius, bitte für uns!"

Nunmehr trete ich vor das deutsche Volk hin, um es für das Friedenswerk zu begeistern; deshalb gebietet mir die Ehrlichkeit, die man unserem Stamme nachrühmt, meine Grundsätze offen auszusprechen:

Katholizismus und Protestantismus sind zwei tiefgreifende Gegensätze.

Über diese Kluft will ich nicht allein den Friedensbogen christlicher Liebe schlagen.

Ich erstrebe keine Wiedervereinigung durch Verflachung des christlichen Gedankens und Bemäntelung der Unterscheidungslehren.

Mein Ziel ist: Wiedervereinigung auf dem Boden rückhaltloser Unterwerfung unter das katholische Dogma.

Wenn ich demnach die katholische Kirche als die einzig wahre verehre und jede Abweichung von ihrer Lehre als Irrtum verwerfe, so hege ich doch gegen die Person der Irrenden aufrichtige Hochachtung und Liebe. Wir sind ja alle Diener und Kinder des einen Gottes, Brüder des Heilandes, der für alle am Kreuzesstamm verblutet ist, Pilger nach einem Ziele, Erben des Himmels. Darum, meine im Glauben getrennten Brüder, zürnet mir nicht, wenn ich hin und wieder die Schäden des Protestantismus bespreche. Es treibt mich dazu wahrhaftig nicht die Schadenfreude; ich möchte nur die Wunden aufdecken, um die Sehnsucht nach dem Arzte zu entfachen, die Gefahren des Irrweges zeigen, um zur Rückkehr einzuladen. Sollte ich aber irgendwo ein falsches Urteil über Geschichte und Lehre des Protestantismus ausgesprochen haben, bin ich gern bereit, mich belehren zu lassen und meine Ansicht zu ändern. Mein Glaube bedarf ja nicht der Stütze durch Verzerrung geschichtlicher Tatsachen, noch des

Lichtes durch zu dunkle Zeichnung des Irrtums. Wo aber eine mehrfache Auffassung möglich ist, wird man auch mir das Recht, meine Meinung geltend zu machen, nicht beschränken dürfen.

Obwohl mich nun durchaus edle Absichten bei meiner Friedensarbeit leiten, werden mir doch mannigfache Angriffe nicht erspart bleiben. Widerspruch ist jedoch das Los der Wahrheit, Anfeindung die Feuerprobe des Guten. Auch der Heiland, der dem irrenden Verstande das Licht der Wahrheit bringen und in die wunden Herzen den Balsam des Friedens träufeln wollte, stieß auf Widerspruch. Das ist mein Trost.

Was den Erfolg meiner Bemühungen angeht, so hege ich keineswegs die Hoffnung, Scharen der Kirche zuführen zu können; schon die Geschichte schützt mich gegen diese Täuschung. Zufrieden bin ich, wenn ich im deutschen Volke die Überzeugung von dem hohen Werte der religiösen Einheit mehr und mehr wecke und festige, wenn ich meine Glaubensgenossen mit Begeisterung erfülle für die herrliche Gottesstadt, in der die Gnadenquellen sprudeln, wenn ich den Draußenstehenden etwas von den Trümmern entferne, die ein mehrhundertjähriges Vorurteil aufgehäuft, wenn ich dem einen und dem andern ruhelosen Menschenkinde den Weg zur Stadt des Friedens bahne.

Erstes Buch.

Wert der Wiedervereinigung.

Erstes Kapitel.

Die katholische Kirche, ein Hort des Gottesglaubens.

Nachdem die Glaubensboten die Macht des Heidentums gebrochen hatten, beherrschte der Theismus das Mittelalter hindurch die leitenden Völker des Abendlandes. Wohl bildeten sich auch damals zahlreiche Sekten, die bald dieses bald jenes Gut der übernatürlichen Offenbarung über Bord warfen; aber niemand erkühnte sich, an den Grundpfeiler aller Religion die frevelnde Hand zu legen. Selbst von Kaiser Friedrich II., den sein Kirchenhaß schon sehr weit nach links trieb, ist kaum anzunehmen, daß er sich bis zur Leugnung Gottes verirrte.

Die Herolde des Glaubens waren Boten der Kirche. Ihr gebührt daher das Verdienst, den Götterwahn zerstört, den Glauben an den einen Gott und damit einer reineren und höheren Religion die Bahn gebrochen zu haben. Ihr verdanken wir auch den Segen der Kultur, die mit dem Christentum ihren Einzug in unsere Gaue gehalten. Die römisch-katholische Kirche, bemerkt Harnack[1], „hat die romanisch-germanischen Völker erzogen, und zwar in einem andern Sinn als die östliche Kirche die Griechen, Slaven und Orientalen. Mag auch die ursprüngliche Anlage, mögen elementare und geschichtliche Verhältnisse jene Völker begünstigt und ihren Aufstieg mitbewirkt haben, das Verdienst der Kirche

[1] Wesen des Christentums 153 f.

wird darum nicht geringer. Sie hat den jugendlichen Nationen die christliche Kultur gebracht, und nicht nur einmal gebracht, um sie dann auf der ersten Stufe festzuhalten — nein, sie hat ihnen etwas Fortbildungsfähiges geschenkt, und sie hat selbst diesen Fortschritt in einem fast tausendjährigen Zeitraum geleitet. Bis zum 14. Jahrhundert ist sie Führerin und Mutter gewesen; sie hat die Ideen gebracht, die Ziele gesetzt und die Kräfte entbunden. Bis zum 14. Jahrhundert — von da ab sieht man, wie die selbständig werden, die sie erzogen hat, und nun Wege einschlagen, die sie nicht gewiesen hat und auf denen sie nicht folgen will und kann."

In der Tat setzte um die Wende des Mittelalters eine Bewegung ein, die mit der Entfremdung von der Kirche ihren Anfang nahm, um im Unglauben zu enden; sie richtete sich zunächst gegen die in der Kirche verkörperte Autorität und rennt jetzt gegen jede von Gott bestellte Gewalt an. Die tiefste Quelle dieser immer gewaltiger anschwellenden Strömung ist freilich die Verkehrtheit des durch die Sünde verderbten Menschenherzens, denn „die Weltanschauungen", bemerkt treffend ein fein beobachtender Darsteller menschlicher Gedanken[1], „wachsen aus mannigfachen inhaltlichen Interessen der Geister hervor, und erst, wenn sie fertig sind, suchen sie die Methode ihrer Begründung". Weil aber der Mensch nur zu oft ein Interesse daran hat, der Kirche zu widersprechen, wendet er sich gern von ihr ab. Immer wieder bestätigt sich das Heilandswort: „Die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht, denn ihre Werke waren böse."[2] Ist aber im Herzen noch nicht jede gute Regung und jedes Ehrgefühl erstickt, so greift der Abtrünnige gierig nach äußeren Anlässen und Vorwänden, um den Abfall vor der Welt und seinem Gewissen zu rechtfertigen. An solchen Scheingründen zur Bemäntelung des Abfalles fehlte es am Ausgang des Mittelalters freilich nicht,

---

[1] Windelband, Die Geschichte der neueren Philosophie I 217.
[2] Jo 3, 19.

wenn auch die damals herrschenden Mißstände vielfach mit allzu düsteren Farben geschildert werden und die erfreulichen Erscheinungen jener Tage nicht die ihnen gebührende Hervorhebung erhalten. Die Kirche verlor im 14. und 15. Jahrhundert mehr und mehr an Ansehen. Der Spalt, den die Aufstellung von Gegenpäpsten riß, mußte in weiten Kreisen Schmerz, Erbitterung, Kirchenmüdigkeit hervorrufen. Viele Prälaten und Geistliche führten ein Leben, das den erhabenen Grundsätzen des Evangeliums nicht entsprach; zudem trieben sie mit dem Heiligen manchmal argen Mißbrauch, der ein religiöses Gemüt verletzt. Nun hätte die Menschheit zwischen Person und Lehre unterscheiden und ihre Religion trotz allem behaupten sollen. Aber eine solche Forderung läßt sich leichter aufstellen als erfüllen. „Nicht jedes Volk ist ruhig oder stumpfsinnig genug, um einen dauernden Widerspruch zwischen einem Prinzip und dessen äußerer Darstellung zu ertragen.“[1] Doch nicht den Klerus allein trifft die Schuld an dem Niedergang des religiösen Lebens, auch das Volk hat einen großen Teil der Verantwortung zu tragen. War doch in breiten Massen des Volkes die Sittlichkeit tief gesunken; wo aber Gottes Gebot übertreten wird, bröckelt auch der Glaube ab.

So war der Boden bereitet, auf den die Renaissance den Giftsamen religiöser Gleichgültigkeit werfen konnte. Die Begeisterung für die Kultur, die in der Rückkehr zur Natur ihr Ideal und vornehmlich in der Pflege klassischer Studien den Weg zu diesem Ziele erblickte, war wohl vereinbar mit dem Gottesglauben und mit der Liebe zur Kirche. Zeugen dafür sind, um nur einige zu nennen, Männer wie Ambrogio Traversari, Maffeo Vegio, Vittorino da Feltre, Tommaso Parentucelli, der als Nikolaus V. eine Zierde des Papsttums wurde. Leider übernahmen jedoch viele Bewunderer der Antike mit der glänzenden Form auch die Gedanken der Alten herüber und trugen dadurch ungeheuer viel zur Untergrabung der christlichen Religion bei. Schon die An-

[1] Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien II 178.

fänger der falschen Renaissance standen während ihres Lebens „fast ohne Ausnahme dem Christentum gleichgültig gegenüber; sie betrachteten ihre klassischen Studien, ihre antike Philosophie und den Kirchenglauben als zwei vollkommen getrennte Welten, welche keinen Berührungspunkt gemeinsam hatten. Aus Rücksichten weltlicher Klugheit oder Bequemlichkeit bekannten sie sich noch zur christlichen Kirche, waren aber innerlich derselben mehr oder minder entfremdet; ja vielfach waren in den Geistern und Herzen mit dem Siege dieses falschen Humanismus die Grundlagen von Moral und Glauben untergraben“ [1].

Diesen beklagenswerten Zerfall des christlichen Glaubens hat die Reformation nicht aufgehalten, sondern vielmehr begünstigt. Schon im Zeitalter der Kirchenspaltung war, wie Pastor [2] bemerkt, Glaubenslosigkeit und Abneigung gegen alles positiv Kirchliche häufiger, als man gewöhnlich annimmt. In seinem zu Königsberg im Jahre 1542 gedruckten „Trostbrief wider allerlei Ärgernis und Trübsal der Christenheit“ sagt Johann Brismann: „Die Epikurer lassen sich ihres gottlosen, greulichen Geschwätzes öffentlich hören und reden unverschämt von der Auferstehung der Toten und dem zukünftigen Leben ganz spöttlich und höhnisch; sie verachten die ganze heilige Schrift alten und neuen Testamentes und plaudern gar lästerlich von allen Artikeln des heiligen christlichen Glaubens.“ Kaspar Hofmann, Professor der Philosophie und Medizin zu Frankfurt a. d. O., spricht in einer 1578 gedruckten Rede von den schlimmen Wirkungen, die der Zwiespalt unter den Predigern für das Volk haben müsse, und sagt: „Der Geist verwickelt sich in vielfache Zweifel auch über Wahrheiten, die früher ganz sicher schienen. So kommt es allmählich nicht nur zur Vernachlässigung der Religion, sondern zum Haß gegen

[1] Pastor, Geschichte der Päpste I 32. Vgl. Burckhardt a. a. O. 151 ff; Eucken, Lebensanschauungen 291 ff. Kurtz, Kirchengeschichte I 2, 363 ff. Windelband, Die Gesch. der neueren Philos. I 3 ff.

[2] Geschichte des deutschen Volkes VIII 470. Daselbst auch die drei folgenden Belege.

dieselbe. Unter dem Volk entsteht zügelloser Mutwille, Gottlosigkeit und gottvergessener Epikureismus erhebt das Haupt, und schon steht der Atheismus vor der Tür, so daß wir fast alles als wirklich und tatsächlich vor Augen sehen, was durch das Wort unseres Herrn Jesus Christus und des heiligen Paulus vorhergesagt wurde." Wie weit Glaubenslosigkeit schon um sich gegriffen haben muß, erhellt aus dem Umstande, daß Straßburg seit dem Jahre 1550 eine ganze Reihe von Verordnungen nicht bloß gegen Gotteslästerung, sondern auch gegen Unglauben erlassen hat.

Im 17. Jahrhundert erstand im Schoße des Protestantismus, um der starren Orthodoxie mehr Wärme und Leben einzuhauchen, der Pietismus. Jakob Spener, das Haupt dieser Richtung, gestorben zu Berlin 1705, betrachtete die Religion vornehmlich als Angelegenheit des Herzens und drängte die symbolischen Bücher in den Hintergrund. Mochte er nun noch so edle Absichten hegen, sein Vorgehen trug dazu bei, den positiven Protestantismus der Verachtung preiszugeben und dem Rationalismus die Wege zu bahnen[1]. Die wissenschaftlichen Vertreter des Pietismus fanden einen Sammelpunkt an der Universität zu Halle. Aber gerade hier „vollzog sich die Übergangskrisis der protestantischen Theologie: das heiße Fieber der religiösen Schwärmerei schlug um in das kalte des skeptischen Naturalismus". Der Mann, der diese Entwicklung vorbereitete, war Baumgarten, der in seinen Vorlesungen freilich noch die gangbare Theologie vertrat, aber in vertrauten Kreisen schon den gelehrten Deisten spielte. Von ihm gingen viele aus, die die Lehren der Kirche und der christlichen Religion preisgaben und als Wortführer des norddeutschen Rationalismus auftraten[2].

---

[1] Vgl. Hergenröther, Handbuch der allgem. Kirchengesch. III[4], Freiburg 1909, 544 ff; Kahnis, Der innere Gang des deutschen Protestantismus 204 ff; Kurtz, Kirchengeschichte II 1, 270 ff.

[2] Justi, Winkelmann und seine Zeitgenossen I[2], Leipzig 1908, 58.

Während der Pietismus dem Gefühl eine zu bedeutende Rolle auf dem Gebiete der Religion zuweist, überspannt der Rationalismus die Bedeutung der Vernunft. Erhebt er sie doch zur einzigen Quelle religiöser Erkenntnis, während er die übernatürliche Offenbarung verwirft. An die Stelle des Glaubens, der nach protestantischer Auffassung die einzige Quelle der Rechtfertigung bildet, setzt er die Tugend; Grund und Norm aller Religion ist demnach die Moral. Zur Stütze der Tugend werden Gott und Unsterblichkeit angenommen und ebenfalls als sichere Wahrheit vorausgesetzt[1].

Den Rationalismus überbietet noch der Deismus, der zwar einen persönlichen Gott anerkennt, aber nicht nur die ganze übernatürliche Ordnung verwirft, sondern auch jeden Einfluß Gottes auf die Welt in Abrede stellt. Die Heimat dieses Systems ist England, wo die Unduldsamkeit der Episkopalkirche, die ewige Zwietracht unter den Sekten und die Philosophie des Baco von Verulam ihm die Wege bereiteten. Nach Lord Eduard Herbert von Cherbury (1581—1648) besteht die Religion in gewissen Grundbegriffen, die uns angeboren sind und daher ein Gemeingut aller Religionsgenossenschaften bilden. Als solche Wahrheiten gelten ihm das Dasein Gottes, die Pflicht, Gott zu verehren, vor allem durch Tugend und Frömmigkeit, die Sünden zu bereuen und zu meiden, der Glaube an eine Vergeltung, die in diesem und in jenem Leben stattfindet. Eine übernatürliche Offenbarung ist an sich freilich nicht geradezu unmöglich; doch müßte sie, falls sie Anspruch auf Berechtigung machen will, unmittelbar an den Menschen ergehen. Dieses System der Vernunftreligion oder der natürlichen Religion entwickelte sich mehr und mehr und erhielt in seiner äußersten Ausbildung den Namen Freidenkerei, die im Freimaurerorden eine wohlorganisierte Macht wurde.

Nach Frankreich wurde der Deismus durch Pierre Bayle verpflanzt. In seinem Dictionnaire historique et critique sucht er Widersprüche zwischen Vernunft und Offenbarung aufzudecken

[1] Kahnis a. a. O. II 101 ff. Kurtz a. a. O. II 1, 318 ff; 2, 25 ff.

und als unlösbar hinzustellen, um dadurch die Notwendigkeit der Offenbarung darzutun; er betont in schroffer Form die Unzulänglichkeit unseres Wissens auf dem Gebiete der Religion, um die Bedeutung des Glaubens hinaufzuschrauben. Mag er selbst, was freilich vielfach bezweifelt wird, gläubig geblieben sein, die breite Masse der Gebildeten sog aus den glänzenden Blüten seiner Darstellung nur den Saft des Unglaubens[1].

Die bekanntesten Freidenker Frankreichs sind Montesquieu (1689 bis 1755), Jean Jacques Rousseau (1712—1778), Voltaire (1694 bis 1778).

Im Laufe des 18. Jahrhunderts verbreitete sich der englische und französische Deismus auch in Deutschland. Bahnbrecher der deistisch-freidenkerischen Richtung wurde Reimarus (1694—1768), der die positiven Lehren des Deismus in seinen „Abhandlungen von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion" (Hamburg 1755) zusammenfaßte. Auf seinen Schultern stehen Bahrdt (1741—1791), der Jude Moses Mendelssohn (1729—1786), vor allen Lessing (1729—1781) und Herder (1744—1803).

Durch die Zerstörung der übernatürlichen Offenbarung, deren Mittelpunkt Christus ist, hatte man sich gleichsam den Weg versperrt, der zu Gott führt, und die Folge war, daß sich auch die Begriffe von Gott verdunkelten und verwirrten, bis der letzte Schimmer des Gottesglaubens verblich. Einen großen Schritt auf dieser abschüssigen Bahn tat schon der Skeptizismus, der sich neben und mit den bereits dargelegten Systemen ausbildete. Descartes (gest. 1650) will freilich der Offenbarung nicht feindlich gegenübertreten, er unterwirft seine Philosophie, sofern sie sich mit den Dogmen berührt, dem Urteil der Kirche; da er aber die Gewißheit unserer Erkenntnis leugnet und den allgemeinen Zweifel als den Anfang der Wahrheitserforschung hinstellt, erschüttert er auch die Grundlage, auf der unser Gottesglaube ruht. So kann denn auch Kant, in dem der theoretische Skeptizismus seinen

[1] Windelband, Die Gesch. der neueren Philos. I 379 ff.

wissenschaftlichen Höhepunkt erreicht hat, das Dasein Gottes nicht mehr als eine wissenschaftliche Wahrheit, sondern nur mehr als ein Postulat der praktischen Vernunft gelten lassen.

Wanken aber die Fundamente, so bricht der Bau bald donnernd zusammen; sind die Wurzeln des Baumes bloßgelegt, dann wirft der Sturm die Eiche leicht zu Boden. Das trifft auch zu auf religiösem Gebiete: dem Zweifel folgt bald die Leugnung. So mußte der Skeptizismus dem Atheismus die Wege bereiten. Zunächst warf sich der Unglaube freilich den schimmernden Schleier des Pantheismus um. Hauptvertreter dieses Systems in seiner modernen Gestalt ist Spinoza, dessen Lehre auf das Geistesleben der folgenden Zeit einen großen Einfluß ausgeübt hat. Nach ihm hat die Offenbarung, die vor allem in der Bibel niedergelegt ist, nicht die Aufgabe, Wahrheiten zu vermitteln; sie will uns nur zur Frömmigkeit und zum Gehorsam gegen Gott anleiten. Deshalb braucht man auch nur jene Dogmen anzunehmen, die die Grundlage eines frommen Lebens bilden, etwa Gottes Dasein und Allgegenwart, Güte und Gerechtigkeit. Quelle der Wahrheit ist die Vernunft, die auch dem Machtgebiet des Staates entrückt ist, während diesem in religiösen Fragen die letzte Entscheidung zusteht. Der Staat soll auch die Religion niederhalten, wenn sie es wagt, der freien Vernunft entgegenzutreten. Von der Schrift, in der Spinoza diese Ansichten niedergelegt hat, sagt ein Zeitgenosse, daß sie „mit versteckten und geschminkten Argumenten den reinen Atheismus lehre". Daß dieses Urteil begründet ist, zeigt Spinozas Hauptwerk[1], in dem er den Gottesbegriff seines wahren Inhaltes entleert. Denn Gott erscheint hier, wie David Strauß die Lehre seines Meisters wiedergibt, als ein Wesen, das erst in dem zur höchsten Stufe aufgestiegenen Menschen selbstbewußte Persönlichkeit wird, was es als das Absolute noch nicht war. Die spinozistische Gottsubstanz ist in der Tat, wie Windelband[2]

[1] Ethica ordine geometrico demonstrata.

[2] A. a. O. I 218. Vgl. Willmann, Gesch. des Idealismus III 287 ff.

sagt, „die absolute Leere. Sie ist inhaltlos, qualitätlos, das metaphysische Nichts".

Gipfelt Spinozas Philosophie in der Lehre von der absoluten Substanz, so erhebt Fichte das absolute Ich zum Grundstein seines Systems. Sich selbst denkend, schafft das Ich aus sich heraus die gesamte Außenwelt. Damit zerstört aber Fichte die Idee eines persönlichen, von uns und dem All wesentlich verschiedenen Gottes. Was wir Gott nennen, lehrt er, ist nur die sittliche Weltordnung, und diese besteht in dem absoluten sittlichen Ideal, das freilich selbst niemals zur Verwirklichung gelangt, aber doch den Grund aller Wirklichkeit in sich trägt. Demnach ist unser Glaube an die Gottheit nichts weiter als jenes erhabene Bewußtsein, daß wir das reine Ich sein sollen, aber das empirische sind[1].

Im Gegensatz zu Fichte betont Schelling die Objektivität der Natur, die aber nicht verschieden ist von dem Ich. Beide jedoch, das Ich und das Nicht-Ich, sind eins in der absoluten Identität, in der das Göttliche besteht. Diesem idealistischen Pantheismus setzte Hegel die Krone auf, indem er den logischen Begriff, in dem Sein und Denken eins sind, zum Absoluten und Göttlichen erhob und die Religion nur als eine Vorstellung des absoluten Geistes erklärte.

Während Spinoza und die Vertreter des Pantheismus den Schein des Gottesglaubens wahren wollten, warfen einige von den Enzyklopädisten diese Maske ab und predigten den Atheismus in krassester Form. Als ihre gelehrigen Schüler erweisen sich die Materialisten des 19. Jahrhunderts, ein Feuerbach, Vogt, Büchner, Moleschott. Dem Materialismus ist verwandt der von Comte (1798—1857) begründete Positivismus, der auf allen Erkenntnisgebieten die „positive" Methode der exakten Wissenschaften zur Anwendung bringen will und darum alle Gegenstände, die der unmittelbaren Wahrnehmung entrückt sind, aus dem Bereiche

[1] Windelband, Die Gesch. der neueren Philos. II 240.

des Wissens in das Land der Einbildung verbannt. Das dieses System Gott vor allem ausschalten muß, liegt auf der Hand.

Doch der Menschengeist ist seiner ganzen Anlage nach auf Gott hingerichtet. Darum muß sich seiner, wenn er aus dieser seiner Stellung gewaltsam hinausgedrängt wird, unsägliches Weh bemächtigen. Eine notwendige Folge des Atheismus ist daher der Pessimismus eines Schopenhauer, für den die Religion nichts weiter war als eine Volksmetaphysik, die nur logische Formen in das Gewand des Mythus und der Allegorie kleidet und durch eine äußere Autorität stützt. Weil ferner der Gottesglaube so tief in jedes einzelnen Brust wurzelt, wird er niemals aus dem Bewußtsein der gesamten Menschheit schwinden. Dieses Eindruckes kann sich selbst ein Atheist nicht erwehren, wie sehr er auch über die Beschränktheit und Torheit der Gottesgläubigen spotten mag, und diese Unausrottbarkeit der Religion entfacht die ohnmächtige Wut, mit der ein Nietzsche gegen Gott und alles, was Gottes ist, rennt und stürmt. Das Erbe aller Gottesleugner hat die Sozialdemokratie angetreten, die in ihrem Zukunftsstaat, der auf den Trümmern der heutigen Gesellschaftsform errichtet werden soll, für Gott keinen Platz hat. Welch ungeheure Ausdehnung der volle Unglaube in unserer Zeit angenommen hat, wie er sich in Palast und Hütte, auf dem Katheder und in der Werkstatt breit macht, des sind wir alle Zeuge[1].

Gegen diesen gewaltigen Feind gilt es mit aller Macht zu kämpfen. Er zerstört ja das, was uns über alles lieb und teuer, und richtet auch auf dem Gebiete unseres gesamten Kulturlebens arge Verwüstung an. Und ist es im tiefsten Grunde nicht der Atheismus, der das Gären und Brausen, das Tosen und Dröhnen im Innern der Völker Europas verursacht? In diesem heiligen

[1] Zur Darstellung der philosophischen Systeme vgl. Kahnis, Der innere Gang des deutschen Protestantismus I 253 ff, II 1 ff; Willmann, Gesch. des Idealismus III; Kurtz, Kirchengesch. II 1, 318 ff; Eucken, Lebensanschauungen 286 ff; Falkenberg, Gesch. der neueren Philos. 1 ff; Windelband a. a. O. I 126 ff, II 1 ff; De Wulf, Hist. de la Phil. médiévale 560 ff.

Kriege gegen den Unglauben stehen — mit freudigem Danke gegen Gott sage ich es — Katholiken und Protestanten in geordneter Schlachtlinie Schulter an Schulter nebeneinander. Beide Konfessionen sehen in Christus, dem Menschensohn und Gottessohn, das Heil für unser Volk und unterschreiben freudig das Bekenntnis, mit dem Ernst Luthardt[1] im Winter 1880 seine Vorträge schloß: Die Betrachtung der modernen Weltanschauungen „hat uns gezeigt, daß die Loslösung von Gott, mit welcher sie begonnen, immer weiter von Gott ab und in die Irre und in die Tiefe führt. Und das Ende ist das Verderben und das Chaos. Das ist nicht der Weg, den unser Volk gehen darf, wenn es den schweren Gefahren entgehen soll, von denen seine Zukunft und die Zukunft der Gesellschaft überhaupt bedroht ist. Wir alle wünschen und suchen von Herzen unseres Volkes Bestes. Und wir alle müssen uns sagen, es ist hohe Zeit, daß die sittlichen Kräfte des Volkslebens neue Stärkung und Kräftigung erfahren. Aber wir alle wissen nicht minder: es ist nur ein Weg, auf dem das Heil, wie für die einzelnen, so auch für die Völker, auch für unser Volk liegt: das ist das Evangelium von der Offenbarung der Gnade und des Lebens, welches in Jesu Christo in diese Welt der Sünde und des Todes hereingetreten ist, ihr Kräfte der Erneuerung mitzuteilen. Daß die christliche Denkweise und die christliche Gesinnung in unserem Volke zur Herrschaft komme — darin liegt die Hoffnung seiner Zukunft, darin allein." Derselbe Glaube an den Erlöser wurzelt noch jetzt in weiten Kreisen des protestantischen Deutschland. Daher durfte man auch Widerhall zu finden hoffen, als man im Jahre 1912 einen Aufruf erließ zur Gründung eines „Deutschen Evangelischen Volksbundes", der im Entscheidungskrieg zwischen positivem Christentum und modernem Heidentum die Christen vor die Front ruft. Der Bund soll, wie es in dem Aufruf hieß, „eine Vereinigung von Einzel-

[1] Apologie des Christentums, 4. Teil. Die modernen Weltanschauungen und ihre praktischen Konsequenzen⁴, Leipzig 1908, 205 f.

personen und Körperschaften sein, welche, auf dem Boden des biblischen Evangeliums von Jesus Christus, dem gekreuzigten und auferstandenen Heiland der Welt, stehend, die Lebenskräfte des positiven Christentums für das Einzelleben, für das Familienleben, für das Gemeindeleben, vor allem aber auch für das öffentliche Volksleben zur Durchsetzung und Auswirkung bringen helfen wollen“ [1].

Aber die Freude über diese Tatsache wird getrübt durch den Gedanken an die Trennung. Denn welch eine Macht würden wir bilden, wenn vollkommene Glaubenseinheit uns verbände! Ja, im Namen des einen Gottes, an den wir alle glauben, erhebe ich den Ruf nach Wiedervereinigung. Doch was gibt mir das Recht, sie auf dem Boden der katholischen Kirche herbeiführen zu wollen? Zunächst bin ich der Überzeugung, daß der Protestantismus dem Unglauben Vorschub leistet. Nach dem Gesetze der „freien Forschung“ steht jedem das Recht zu, das zu glauben, was ihm gut dünkt. Alle, sagt Luther, haben die Macht, „zu schmecken und urtheilen, was do recht oder unrecht im Glauben“, und es „gebuhrt einem iglichen Christen, daß er sich des Glaubens annehm, zu vorstehen und vorfechten und alle Irrthumb zu vordammen“ [2]. Dieser Grundsatz birgt aber eine große Gefahr für den schwachen Menschen. Bald erscheint ihm eine Wahrheit zu hoch, als daß sich sein Geist dazu erschwingen könnte, eine andere widerspricht den angeblich sicheren Errungenschaften der Wissenschaft, jene stellt zu ernste und zu hohe Forderungen, als daß sich sein dem Niedrigen, der Sünde zuneigendes Herz nicht dagegen auflehnen sollte. So muß denn eine Wahrheit nach der andern fallen, Stein um Stein aus dem herrlichen Gebäude der christlichen Offenbarung herausgebrochen, so manche Perle aus der Krone, die das Haupt der Kirche umschimmert, losgelöst werden. Luther selbst hat das in schärfster Form ausgesprochen. Am Abend seines Lebens schrieb er sein „Kurz Bekenntnis vom

[1] Allgemeine evang.-luth. Kirchenzeitung 1912, 424 f.

[2] An den christl. Adel deutscher Nation. Sämtl. Werke XXI 288 f.

heiligen Sakrament", worin es heißt: „Der Teufel kann nicht feiren, wo er eine Ketzerei stiftet, da muß er mehr stiften und bleibt kein Irrthum alleine. Wenn der Ring an einem Ort entzwei ist, so ist er nicht mehr ein Ring, hält nicht mehr und bricht immerfort ꝛc. . . . Gewiß ists, wer einen Artikel nicht recht gläubet, oder nicht will (nachdem er vermahnet und unterricht ist), der gläubt gewißlich keinen mit Ernst und rechtem Glauben. Und wer so kühne ist, daß er dar Gott leugnen oder Lügen strafen in Einem Wort, und thut solchs muthwilliglich wider und uber das, so er einst oder zwiermal vermahnet oder unterweiset ist, der dar auch (thuts auch gewißlich) Gott in allen seinen Worten leugnen und Lügen strafen. Darumb heißts, rund und rein, ganz und Alles gegläubt, oder Nichts gegläubt! Der Heilige Geist läßt sich nicht trennen oder theilen, daß er ein Stück sollt wahrhaftig, und das ander falsch lehren oder gläuben lassen." [1]

Ist nun einmal der Glaube an die übernatürliche Offenbarung erschüttert, so werden nur zu bald auch die Grundpfeiler der natürlichen Religion wanken und zusammenbrechen. Daher bemerkt ein feiner Kenner des Menschenherzens, Hirscher [2], daß „jeder Abfall von der positiven göttlichen Offenbarung den Rückschritt, ja die Verwilderung im Gefolge hat. . . . Der Menschengeist und das Menschenherz gravitieren nun einmal entschieden gegen die Erde hin. Nur durch göttliches Ansehen und durch göttliche Kraft werden sie in die Richtung nach oben gesetzt und in dieser Richtung erhalten. Emanzipieren sie sich aber und schreiten sie fort, das heißt, schreiten sie aus ihrer Hingebung an Wort und Gesetz Gottes heraus, so verfallen sie naturnotwendig der Macht des Fleisches, des Selbstes und der Erde, und ihre Religion wird das getreue Abbild ihrer Verkommenheit."

---

[1] Sämtl. Werke XXXII 414 f.

[2] Hirscher, Erörterungen 198. — Treffend sagt auch der tiefblickende Bischof von Mainz, Wilhelm Emanuel Freiherr v. Ketteler: „Wenn es keine Lehrautorität mehr gibt, welche mit unfehlbarer Sicherheit über den wahren Sinn der göttlichen Lehre Jesu entscheidet, dann gibt es kein Mittel, die

In der Tat, wenn auch Gott, wie der Weise des Alten Bundes[1] und der Weltapostel[2] darlegen, aus der Schöpfung mit Sicherheit erkannt werden kann, so ist es doch den Menschen moralisch unmöglich, von den religiösen Wahrheiten eine sichere, irrtumsfreie Erkenntnis zu gewinnen. Den einen gebricht es zur Erwerbung dieses Wissens an Geisteskraft, an Eifer und Ausdauer; den andern ist zur Erforschung jener Wahrheiten nicht die Gesundheit, nicht die Muße beschieden. Und wie viele werden sich von dem dämmernden Lichte abwenden, um nicht die bitteren Vorwürfe des rügenden Gewissens zu empfinden und im Taumel der Lust aufgehalten zu werden![3] Die Religionsgeschichte liefert dafür einen schlagenden Beweis. Sie zeigt uns, daß es außerhalb des Kreises der Offenbarung nie ein Volk gegeben hat, dessen Religion nicht durch ungeheuerliche Zutaten verunstaltet gewesen wäre. Nicht zu reden von den Völkern, die noch auf einer niedrigen Kulturstufe standen, welch abgeschmackte Vorstellungen von Gott, von Gottesverehrung, vom Ursprung, vom Wesen, von der Unsterblichkeit der Seele hegten die Ägypter, Babylonier, Griechen und Römer! Und selbst den Weisen unter ihnen gelang es nicht, sich zu einer ganz reinen Gotteslehre durchzuringen.

Streitigkeiten im Christentum über den wahren Inhalt der Lehre Jesu zum Austrag zu bringen; dann bleibt Spaltung und Uneinigkeit über alle großen Fragen des christlichen Geistes der Anteil der christlichen Welt wie der heidnischen; dann ist jener Zustand der ersten Christengemeinde, welche ein Herz und eine Seele war, nur ein Meteor, das einmal am Himmel erschienen, verschwunden, für immer verschwunden; dann gibt es aber auch für alle anderen großen Fragen des Menschengeistes bei seinem Drängen nach Wahrheit kein sicheres Mittel; dann bleibt trotz dem Erscheinen des Sohnes Gottes, trotz seiner Worte: ‚Dazu bin ich geboren und dazu in die Welt gekommen, daß ich der Wahrheit Zeugnis gebe', die Frage des Pilatus: ‚Was ist Wahrheit?' ungelöst auf Erden; dann bleibt die Verzweiflung an der Wahrheit und der nagende Wurm am Geiste des Menschen das unselige Los des Menschengeschlechtes" (Predigten, herausgeg. von Dr J. M. Raich, II, Mainz 1878, 50).

[1] Weish 13, 1 ff. [2] Röm 1, 19 ff.

[3] Vgl. Vatic. sess. 3, c. 2. Denzinger 474.

Besitzt nun jemand Einsicht genug, um den Wahn solcher Vorstellungen zu erkennen, so wird er sich dem Unglauben in die Arme werfen oder einem marternden Skeptizismus zum Opfer fallen. Dieser trostlosen Weltanschauung huldigten so viele Römer, als das Weltreich am Rande des Grabes stand, und huldigen heute Unzählige in allen Kulturländern.

Wenn wir diese große Wahrheit der Geschichte und Erfahrung im Auge behalten, verstehen wir die unermeßliche Tragweite des Herrenwortes: „Niemand kennt den Sohn außer dem Vater; und auch den Vater kennt niemand als der Sohn und derjenige, dem der Sohn es hat offenbaren wollen.“ [1]

Da nun der Protestantismus durch das Prinzip der freien Forschung gar leicht zur Zerstörung der übernatürlichen Offenbarung führt, leistet er auch der Leugnung jeder Religion, dem Unglauben Vorschub. Der Vater des Protestantismus sprach schon die Ahnung aus, daß während die einen aus der Schule des Enthusiasmus „mit ihren eigenen Gedanken und Spekulationen umgehen und sich des Geistes rühmen“ und in ihrem Fanatismus „steif auf ihrem Wahn bestehen und niemand weichen“, die andern den Epikureern gleich „kein Gott noch ander Leben nach diesem“ anerkennen würden [2]. Übrigens hat Luther selbst nicht wenig zur Trübung des Gottesbegriffes beigetragen; namentlich ist es seine schreckliche Lehre, daß ein Teil der Menschheit zur Hölle vorherbestimmt wird, die eine Spitze gegen Gottes Güte kehrt. Mit Recht sagt daher der protestantische Theologe Taube: „Der Gottesbegriff Luthers steht in Spannung zu dem ethisch-persönlichen Gott des Christentums.“ [3] Infolge seiner düstern Lehre von der Vorherbestimmung hatte Luther Schrecken, ja einen „heimlichen Zorn“ wider Gott, und darum wollte er sich mehr an Christus als seinen Erlöser halten; aber auch in Christus macht er eine bedenkliche Unterscheidung. In der Auslegung einiger

[1] Mt 11, 27. [2] Grisar, Luther III 145.
[3] Ebd. 373.

Kapitel des zweiten Buches Moses sagt er: „Also haben ihn die Sophisten gemalet, wie er Mensch und Gott sei . . . mischen seine beiden Naturen wünderlich ineinander; welches denn nur eine sophistische Erkenntniß des Herrn Christi ist. Denn Christus ist nicht darumb Christus genennet, daß er zwo Naturen hat. Was gehet mich dasselbige an? Sondern er träget diesen herrlichen und tröstlichen Namen von dem Ampt und Werk, so er auf sich genommen hat; dasselbige gibt ihm den Namen. Daß er von Natur Mensch und Gott ist, das hat er für sich; aber daß er sein Ampt dahin gewendet und seine Liebe ausgeschüttet, und mein Heiland und Erlöser wird, das geschieht mir zu Trost und zu Gut; es gilt mir, darumb, daß er sein Volk von Sünden losmachen will.“[1] Mit dieser Unterscheidung des „für sich“ und „für uns“ hat Luther, wie Harnack[2] sagt, „den ganzen Betrieb der Theologie, wie er seit den Tagen der Apologeten überliefert war, aufs ernstlichste beanstandet; und hier ist in noch höherem Maße seine Abkehr vom alten Dogma zum Ausdruck gekommen als in dem Tadel einzelner Begriffe“[2]. Was Wunder, wenn schon unter den Zeitgenossen Luthers, der selbst freilich mit aller Entschiedenheit Christi Gottheit und Menschheit verteidigte[3], Irrtümer über Christi Person in Umlauf kamen?[4] Luthers Prinzip von der freien Forschung rief ferner eine heillose Verwirrung auf religiösem Gebiete hervor und trieb dadurch viele dem Zweifel an aller Religion entgegen. Schon im Jahre 1536 schrieb Melanchthon: „Die schwachen Gewissen werden verwirrt, sie wissen nicht, welcher Sekte sie folgen sollen; in dieser Verwirrung fangen sie an, an aller Religion zu verzweifeln.“[5]

---

[1] Sämtl. Werke XXXV 207 f. [2] Dogmengeschichte III[3] 773.

[3] Man vergleiche z. B. seine Auslegung des 1. und 2. Kapitels des Johannesevangeliums. Sämtl. Werke XLV 290 ff.

[4] „. . . wie ich denn höre, daß sie bereitan getrost und weidlich hinangehen mit Eutycherei und Nestorei“ (Sämtl. Werke XXXII 414). Über Gefährdung christlicher Grundlagen durch Luther vgl. noch Grisar, Luther III 364 ff. [5] Bei Grisar a. a. O. 149.

Der Protestantismus selbst trägt also in sich den Keim der Entwicklung zum Unglauben. Darüber bemerkt Friedrich Leopold Graf zu Stolberg in einem Briefe an den Grafen Schmettau, den Bruder der Fürstin Gallitzin: „Protestant von Geburt, sah ich mit Schmerz den Protestantismus, ohne anzustoßen, einstürzen, infolge seines Hanges, durch einen ihm eigentümlichen Keim des Verderbens. Schon sein Name ‚Protestantismus' verkündigt einen unruhigen, stürmischen Geist, mehr zum Zerstören als zum Bauen gemacht, und der seine Waffen gegen sich selbst kehrt, indem er die bisher noch von ihm geachteten heiligen Wahrheiten von sich wirft und Zweifel eintauscht, und bald sieht er seinem Ende im Atheismus entgegen, dessen geschickter Diener Kant geworden ist."[1] Diese abwärts gehende Bewegung ist auch im 19. Jahrhundert nicht zum Stehen gebracht worden. Um dafür nur ein Zeugnis aus protestantischem Munde anzuführen, so schrieb das „Deutsche Adelsblatt", das mit ritterlichem Mute für den Christusglauben eintritt, im Jahre 1904[2]: „Zwar hat die Kirche des Gekreuzigten zu allen Zeiten mancherlei Leid und Bedrohung erfahren; was aber will aller Mißbrauch der Vergangenheit gegen unsere Tage besagen, in denen eine äußerlich noch auf theologischem Boden stehende Wissenschaft keinen Anstand nimmt, Hand in Hand mit einer rein materialistischen Naturphilosophie sich zur beredten Trägerin des Unglaubens zu machen, in denen selbst die Kanzel dieser verderblichen Lehrrichtung keinen Halt mehr gebietet?" Gewiß gebe es in der evangelischen Kirche noch Tausende von treuen Christen. „Trotzdem wird man nicht leugnen können, daß im Gegensatz zur römisch-katholischen Kirche, die ihre unverrückbare Glaubens- und Autoritätsstellung ohne merkliche Anwendung äußerer Machtmittel fortdauernd festigt, der Protestantismus seinen Feinden immer neue Blößen darbietet und höchst beklagenswerte Symptome innerer Zersetzung zutage treten läßt."

[1] Bei Rosenthal, Konvertitenbilder I 1, 23.
[2] Unterm 13. November, Nr 46, S. 726.

Der Protestantismus leistet aber dem Unglauben nicht nur Vorschub, er hat nicht einmal, wenn er dem Grundsatz der „freien Forschung" treu bleiben will, das Recht, einem Ungläubigen die Tore zu schließen, solange dieser noch etwas für sich Brauchbares im Christentum findet. Daher durfte Stadtpfarrer E. Meyer aus Kaiserslautern auf dem Protestantentag vom 8. Oktober 1904 ausführen: Die Kritik Kants an den Beweisen Gottes ist „in unser Volksbewußtsein eingedrungen und hat sich hier festgesetzt als die Erkenntnis, daß man von Gott und der jenseitigen Welt nichts wissen könne. Daher der Zweifel an dem Werte von religiösen Gebräuchen und Handlungen, denen ein überweltlicher Ursprung und eine ins Jenseits reichende Wirkung zugeschrieben wird. Wir haben keine Ursache, diesen Atheismus des absoluten Unrechtes zu zeihen. Wir verstehen ihn vielmehr als das Suchen nach einer reineren Gottesidee, nach einer befriedigenderen Religionsform"[1]. In einem Rückblick auf den Tod und das Leben des bekannten Pastors Jatho († 1913) sagt die „Chronik der christlichen Welt", daß der Verstorbene „schon vor seiner Absetzung, noch mehr aber in den letzten anderthalb Jahren mit den überlieferten religiösen Begriffen gebrochen" habe. Das sei gerade seinen Freunden schmerzlich deutlich geworden, als er dem Cönobium auf eine seiner letzten Fragen geantwortet habe: „Ich wünsche mir im Tod ein Einschlafen, dem kein Erwachen mehr folgt, ich bin zufrieden, wenn ich den Menschen weiterlebe, denen ich etwas sein konnte." Das ist nun ein offenkundiger Verzicht auf das ewige Leben, wie es uns von der christlichen Religion in Aussicht gestellt wird, und doch fährt die genannte Chronik fort: „In der evangelischen Kirche sind eben nicht Begriffe und Lehren, sondern die Frömmigkeit maßgebend. Und in Jatho hatte die ganze reiche Eigenart spezifisch evangelischer Frömmigkeit einen sehr lebendigen, sehr wirksamen Träger und Zeugen

[1] Köln. Volkszeitung 1904, Nr 834. Vgl. Cathrein, Glauben und Wissen 266 ff.

gefunden."[1] Diese Auffassung wird freilich — und des freuen wir uns — von den bekenntnistreuen Protestanten abgelehnt; aber sie ist doch eine naturgemäße Folgerung aus dem Grundgesetz des Protestantismus. Gleichwie sich die Lawine nicht mehr aufhalten läßt, wenn sie donnernd vom Gebirge rollt, so schreitet auch die Leugnung religiöser Wahrheiten unaufhaltsam fort, bis der letzte Pfeiler der Religion umgeworfen ist.

Über den Zusammenhang zwischen Protestantismus und Unglauben äußerte sich einmal ein Universitätsprofessor, der im orthodoxen Protestantismus erzogen, aber dem vollen Unglauben verfallen war. Auf die Frage, warum er bei seinem religiösen Standpunkte noch dem Gustav-Adolf-Verein angehöre, entgegnete er: „Mein Lieber, wenn wir die Katholiken erst protestantisch gemacht haben, dann bekommen wir sie bald auch noch weiter. Von meinem Standpunkte aus ist der Protestantismus das kleinere Übel, nur ein Durchgangsstadium, und darum zahle ich dem Gustav-Adolf-Verein noch immer meinen Beitrag."[2]

Wenn nun der Protestantismus mehr und mehr zerbröckelt, wenn er sogar dem Unglauben Vorschub leistet, wie kann er sich als ein starker Damm der Sturmflut des Unglaubens entgegenstellen?

Welch eine gewaltige Macht stellt aber die katholische Kirche dar! Stark in sich selbst, wankt sie nicht; wie ein Fels, gegen den die Wogen schäumen, ragt sie empor. Zunächst steht ihr ein wahrhaft erdrückendes Material zu Gebote, um sich als göttliche Stiftung auszuweisen. Wer alle diese Beweise einmal recht eingesehen hat, fühlt unter seinen Füßen festen Boden, den der Unglaube nicht leicht unterwühlt. Diese Überzeugung wächst von Tag zu Tag durch die sorgsame Pflege, die der Glaube in der

[1] Allgemeine evang.-luth. Kirchenzeitung 1913, 421 f.

[2] Köln. Volkszeitung 1912, Nr 619. Über Protestantismus und Unglauben vgl. noch Balmes, Der Protestantismus I 51 ff 116 ff; Weninger, Katholizismus, Protestantismus und Unglaube 54 ff 182; Huppert, Der deutsche Protestantismus zu Beginn des 20. Jahrh. 60 ff.

katholischen Kirche findet. Die Liturgie, das verkörperte Credo, hebt Geist und Herz immer wieder nach oben und macht uns erzittern in Ehrfurcht vor dem dreieinigen Gott. Die Heiligen, die uns Christum gleichsam vorleben, zeigen in anschaulicher Weise, welche umgestaltende, göttliche Kraft den katholischen Lehren und Sakramenten innewohnt. Und wir selbst erfahren, daß die Kirche, wenn wir ihr ein gelehriges Ohr und ein williges Herz entgegenbringen, in Wahrheit „eine Gotteskraft ist zum Heile für einen jeden, der glaubt“ [1]. Endlich fördert die Kirche, wie wir noch sehen werden, in hohem Grade Sitte und Tugend. Dadurch arbeitet sie mächtig gegen den Unglauben, dessen Hauptquellen die Unkeuschheit und der Hochmut sind. Wie schwer es ist, die einmal gewonnene Überzeugung von der Göttlichkeit der Kirche preiszugeben, das zeigt deutlich auch der Haß, mit dem die ihr abtrünnig Gewordenen gegen sie wüten [2].

Um meine These, daß die katholische Kirche ein starker Hort des Gottesglaubens ist, zu erschüttern, wird man vielleicht hinweisen auf die zum Unglauben abgefallenen Katholiken. Gewiß, auch wir haben Verluste zu beklagen. Aber sie sind bei weitem nicht so groß wie die des Protestantismus, und überdies kehren viele der Abtrünnigen später zum alten Glauben zurück. Was aber zur Entkräftung jenes Einwandes entscheidend in die Wagschale fällt, ist der Umstand, daß sich im Bereiche der ganzen katholischen Dogmatik nicht eine Lehre findet, die dem Unglauben Vorschub leistet. Nur wenn er sich allmählich vom Felsengrunde seiner

[1] Röm 1, 16.

[2] Der Protestant Jean André de Luc (gest. 1817 zu Windsor), ein zu seiner Zeit hochangesehener Geolog, war ein eifriger Verteidiger des Christentums, sah aber nur in der katholischen Kirche das Bollwerk gegen den Unglauben. Deshalb sagt er einmal: „Ich bin überzeugt, daß man die Offenbarung nur in der katholischen Kirche bewahren kann, daß alle protestantischen Kirchen zum Deismus führen. Wenn ich einen Unglücklichen bekehrte, so würde ich ihm raten, die katholische Kirche anzunehmen.“ (Bei Kneller, Das Christentum und die Vertreter der neueren Naturwissenschaft 305.)

Kirche losgelöst hat, kann sich der Katholik dem Christusglauben, dem Gottesglauben entfremden. Anders steht es um den Protestanten. Wenn er auf Grund freier Forschung die Begriffe Christus und Gott nach und nach entkernt, bringt er nur ein Gesetz zur Anwendung, das seine Kirche ihn lehrt. Endlich kommt der Unglaube ehemaliger Katholiken zum großen Teil auf Rechnung des Protestantismus, da dieser so viel von seinem Geiste auf die katholischen Völker übertragen hat. Jene Schichten der katholischen Bevölkerung, die dem großen Weltverkehr fernstehen und dem Einfluß des Protestantismus weniger ausgesetzt sind, werden dem Unglauben nicht so leicht die Tore öffnen[1].

Die Kirche ist die goldene Brücke, die uns über den brausenden Strom wirrer Meinungen in das Sonnenland der Offenbarung führt. Dort finden wir Christus. Durch Christus steigen wir empor zu Gott. Nach Gott aber lechzt unser Herz, wie der wunde Hirsch nach dem Quell; nach Gott strebt unser Herz, wie die Magnetnadel zum Pole; nach Gott schreit unser Herz, wie ein im Walde irrendes Kind nach der Mutter. Darum erhebe ich im Namen des einen Gottes, der um das kleine und doch so große Menschenherz wirbt, im Namen des Menschenherzens, das nur in Gott Ruhe findet, den lauten Ruf: Zurück, zurück zur einen Kirche, der treuen Hüterin des Gottesglaubens!

Zweites Kapitel.

Kirche und Heiligkeit.

Am Kreuze des Erlösers ist uns eine herrliche Frucht ersprossen: die heiligmachende Gnade. Sie verleiht den Erdenkindern die unvergleichliche Würde und das unschätzbare Glück, Gotteskinder zu werden. Jubelnd über Gottes lautere Güte, in der jene wunderbare Erhebung des Menschen wurzelt, ruft der hl. Johannes, der das Christentum so recht als eine Religion der

[1] Vgl. auch Hohoff, Die Revolution 624 ff.

Liebe empfand: „Seht, welche Liebe uns der Vater erwiesen hat, daß wir Kinder Gottes heißen und sind.“[1] Dieser hohen Würde soll auch des Christen Wandel entsprechen. Darum stellt der Erlöser Gott selbst als Vorbild hin, indem er den Gotteskindern zuruft: „Seid vollkommen, wie auch euer Vater im Himmel vollkommen ist.“[2] Als weiser Gesetzgeber hat Christus auch reiche Mittel zur Erfüllung seiner hohen Forderungen bereitet. Hüterin und Spenderin aller Gnade und Wahrheit ist aber die Kirche. Jeder Bruch mit ihr muß deshalb eine Abnahme des Tugendstrebens und eine Erstarkung des im Menschen schlummernden Sündentriebes zur Folge haben. In der Tat liefert die Geschichte den handgreiflichen Beweis, daß der große Abfall, der im 16. Jahrhundert eintrat, einen sehr ungünstigen Einfluß auf die Sittlichkeit unseres Volkes ausgeübt hat. Freilich gab und gibt es auch unter den Protestanten viele Christen, die durch die Lehren und Gnadenmittel, die sie von der alten Kirche empfangen haben, ein wahrhaft tugendhaftes Leben führen.

Die heiligende Kraft des Evangeliums offenbarte sich in großartiger Weise gerade in den *ersten* Zeiten des Christentums, so daß Tertullian zu behaupten wagte, „an nichts anderem seien die Christen erkennbar als an der Ablegung der früheren Laster“[3]. Nun will aber die Reformation die Urkirche erneuert, das reine Evangelium wiederhergestellt haben. Somit dürften wir erwarten, daß sie gerade in den ersten Zeiten die schönsten Früchte auf dem Gebiete der Sittlichkeit hervorgebracht habe. Doch die unbezwingbare Macht der Tatsachen zerstört diese Annahme. „Die alte Einfachheit der Sitten, das ordnungsgemäße Gleichgewicht der Stände, Rechtsinn und schlichte Frömmigkeit waren schon *gegen Ende des Mittelalters* vielfach aus dem deutschen Volksleben gewichen. Ein steigender Luxus machte sich durch alle Schichten der Gesellschaft breit und zehrte an dem Bestande. Religiosität und Sittlichkeit waren vielerorts in starkem Niedergang begriffen.

---

[1] 1 Jo 3, 1. [2] Mt 5, 48. [3] Ad Scapul.

Durch Luthers Auftreten ward den zerstörenden Kräften nicht bloß kein Einhalt geboten, sondern die allgemeine Lage vielmehr nach allen Seiten verschlimmert." Diesem Urteil des angesehenen Geschichtsforschers Pastor[1] pflichtet der protestantische Historiker Droysen trotz seiner Feindschaft gegen die katholische Kirche bei. Durch die kirchliche „Revolution", sagt er, „war wie mit einem Schlage alles gelöst und in Frage gestellt, zuerst in den Gedanken der Menschen, dann in reißend schneller Folge in den Zuständen, in aller Zucht und Ordnung. . . . Die Revolution in entsetzlichster Gestalt war da". Droysen[2] spricht von den „furchtbaren Zerrüttungen und Verwirrungen", die aus dem „Zerbrechen aller Ordnungen, die sich auf die alte Kirche gründeten", entstanden seien. „Die Schriften der Reformatoren" seien „voll der ergreifendsten Klagen über wachsende Bosheit, Wucher, Zuchtlosigkeit und jegliche Sünde."

Luther selbst fühlt sich oft genug gezwungen, in Klagen über die verderblichen Wirkungen seiner Lehre auszubrechen. Im Jahre 1523 schrieb er an die Waldenser in Böhmen und Mähren, um sie über die Mängel ihres Glaubens und ihrer Lehre zu unterweisen, erhebt aber ihren Lebenswandel weit über den seiner Umgebung. „Ich höre, daß von Gottes Gnaden bei euch so ein feiner züchtiger, äußerlicher Wandel ist, daß man nicht so schwelget, frißt und säuft, flucht und schwöret, pranget und öffentlich übel thut wie bei uns, sondern ein iglicher sich seiner Aerbeit nähren muß, wo er kann, und nicht solch müßige Fräßlinge und Bauchlinge habt wie wir; und auch niemand darben lasset." . . . In dem Sündendunkel strahlt freilich das reine Evangelium. „Wir, die wir mitten in Sodoma und Gomorra und Babylonia wohnen, nicht sehen, wie wir möchten ein solch feinen, züchtigen Wandel auswendig anrichten, Gott helf uns denn baß; so haben wir doch je die rechte, lautere Lehre des

[1] Janssen-Pastor, Geschichte des deutschen Volkes VIII 378.

[2] Geschichte der preußischen Politik II[b] 14 100 183; bei Janssen, An meine Kritiker 177. Weitere Zeugnisse bei Hohoff, Die Revolution 41 ff.

Evangeli als einen hellen Lichtstar, mitten unter diesem verkehrten und unschlachtigen Geschlecht der Finsterniß." [1]

Um der zunehmenden religiös-sittlichen Verwilderung zu steuern, wollte er die Hilfe seines Landesherrn in Anspruch nehmen und wandte sich darum am 22. November 1526 an den Kurfürsten. In der Einleitung zu diesem Schreiben, das den Hauptanlaß zur Begründung des Landeskirchentums gab, sagt er: „Erstlich, gnädigster Herr, ist des Klagens über alle Maß viel der Pfarrherrn fast an allen Orten. Da wollen die Bauern schlechts nichts mehr geben, und ist solcher Undank unter den Leuten für das heilige Gottes Wort, daß ohn Zweifel eine große Plage fürhanden ist von Gott; und wenn ichs mit gutem Gewissen zu thun wüßte, möchte ich wohl dazu helfen, daß sie keinen Pfarrherr oder Prediger hätten, und lebten wie die Säue, als sie doch thun: da ist keine Furcht Gottes noch Zucht mehr, weil des Papst Bann ist abgegangen, und thut Jedermann, was er nur will." [2]

Gegen Ende des Jahres 1529 sagt er in einer Predigt zu Wittenberg, daß die „Evangelischen siebenmal ärger werden, denn sie zuvor gewesen. Denn nachdem wir das Evangelium gelernet haben, so stehlen, lügen, trügen, fressen und saufen wir, und treiben allerlei Laster. Da ein Teufel ist bei uns ausgetrieben worden, sind ihr nu sieben ärgere wieder in uns gefahren; wie das itzt an Fürsten, Herrn, Edelleuten, Bürgrn und Baurn zu sehen, wie sie itzt thun, und sich ohne alle Scheu, ungeacht Gott und seine Dräuung, verhalten." [3] Dieses Geständnis, daß die Sittlichkeit unter dem Papsttum höher gestanden, legt er noch öfter ab. Am ersten Sonntag im Advent 1533 predigt er: „All sein (Christi) Ampt und Werk ist dieses, daß er uns täglich Sünde und Tod ausziehe, und seine Heiligkeit und Leben uns anziehe. Diese Predigt sollt man billig mit großen Freuden hören und

[1] Sämtl. Werke XXVIII 420 f. [2] Ebd. LIII 386 f.
[3] Ebd. XXXVI 411.

annehmen, sich daraus bessern und fromm werden. So kehret solchs leider umb, und wird die Welt aus dieser Lehr nur je länger je ärger, das ist des leidigen Teufels Arbeit und Geschäft. Wie man siehet, daß die Leut jetzund geiziger, unbarmherziger, unzüchtiger, frecher und ärger sind, denn zuvor unter dem Papstthum."[1] Dieser Unterschied trat schon bald nach dem Ausbruch der Glaubensspaltung zutage. „Alsbald", sagt Luther, „da unser Evangelium anging und sich hören ließ, folgte der greuliche Aufruhr, es erhuben sich in der Kirche Spaltung und Sekten, es ward Ehrbarkeit, Disziplin und Zucht zerrüttet, und Jedermann wollte vogelfrei seyn und thun, was ihm gelüstet nach allem seinen Muthwillen und Gefallen, als wären alle Gesetze, Rechte und Ordnung gar aufgehoben, wie es denn leider allzu wahr ist. Denn der Muthwille in allen Ständen, mit allerlei Lastern, Sünden und Schanden, ist jetzt viel größer, denn zuvor, da die Leute, und sonderlich der Pöbel, doch etlichermassen in Furcht und Zaum gehalten wurden, welches nun wie ein zaumlos Pferd lebt und thut Alles, was es nur gelüstet, ohne allen Scheu."[2]

Die zunehmende Zügellosigkeit war eine naturgemäße Folge aus Luthers Lehre von den guten Werken, wenn er selbst auch, wenigstens im Anfange, der Meinung war, daß, wie ein Baum die Frucht, so der alleinseligmachende Glaube die guten Werke hervorbringen und darum auch eine Verbesserung der Sitten anbahnen würde. „Da das Wort Gottes", sagt er, „erstlich vor zwölf oder fünfzehn Jahren aufkam, höreten die Leute fleißig zu, und war Jedermann froh, daß man mit guten Werken nicht sollte sich mehr plagen. Sie sagten: Gott Lob, daß man Wasser hat zu trinken, denn da waren wir durstig, und schmeckte die Lehre des Evangeliums wohl, wir tranken davon, und war eine köstliche Lehre. Aber jetzund sind wir satt und des Trankes müde und überdrüssig, daß unser Herr Gott muß hinweggehen und muß uns

[1] Sämtl. Werke I 14.

[2] Bei Döllinger, Die Reformation I 297 f.

lassen Durst sterben; denn es bleibet bei denen, die ihren Jammer fühlen. Aber es sind ihrer wenig, die es wissen; das mehrere Theil machet eine fleischliche Freiheit aus dem Evangelio, eine fleischliche Erquickung und Trank, als, daß sie nicht mehr wollen fasten und beten, haben einen Vortheil aus dem Evangelium gewonnen, bekümmern sich nichts darum, wo die Seele bleibe, suchen nicht Trost daraus, es schmeckt ihnen auch nicht mehr."

„Im Papstthum thaten die Leute jene närrischen und unnützen Werke ohne Zahl viel mit großer Lust, Willen, Fleiß, Andacht und schweren Unkosten. In unsern Kirchen aber, da die wahre Lehre von den guten Werken auf's allerfleißigste getrieben wird, sind die Leute so faul und unfleißig, Gutes zu thun, daß nicht zu sagen ist. Je mehr sie ermahnt werden, Gutes zu thun, sich untereinander zu lieben, die Bauchsorge fahren zu lassen ꝛc., je kälter und fäuler sie werden, zu alledem, damit sie ihren Glauben und christlichen Wandel üben und beweisen sollen."

„Sobald sie von der Freiheit gehört haben, wissen sie sich bald darauf zu berufen, und zu sagen: Bin ich frei, so mag ich thun, was ich will; mag das Meine verkaufen, so theuer als ich will; item, werden wir nicht selig um unserer guten Werke willen, warum sollte ich dem Dürftigen Almosen geben? Und wenn sie gleich mit Worten solches nicht sagen, so beweisen sie es doch durch die That. Solche machen ihr Fleisch ohne alle Scheu frei, daß es keinem Gesetze unterworfen seyn noch dienen soll, und machen aus der geistlichen Freiheit eine zügellose Freiheit des Fleisches. Sie sind siebenmal ärger unter dem Namen der Freiheit, denn sie unter des Papstes Tyrannei gewesen sind." [1]

Am Abend seines Lebens steigerte sich Luthers trübe Stimmung noch mehr. Er hatte freilich die Befriedigung, weite Kreise, ja ganze Länder für seine Lehre gewonnen zu haben; aber auch das konnte seinen Unmut nicht bannen. Einigen Trost suchte er in dem Gedanken, das Weltende stehe bevor, und es sei jenes

[1] Ebd. 303.

Zeitalter angebrochen, in dem alle Laster nach den Weissagungen der Schrift ihren Höhepunkt erreichen. Durch diesen Wahn mochte er sich dann wohl hinwegtäuschen über den bitteren Vorwurf, daß seine Lehre die Schuld an der allgemeinen Verschlechterung trage. Im Jahre 1542 schreibt er, daß „die, welche evangelisch seyn wollen, durch Geiz, unrechtmäßiges Zusammenscharren und Kirchenraub in aller Sicherheit den Zorn Gottes herausfordern. Das Volk läßt uns lehren, beten, leiden, und häuft indessen Sünde auf Sünden." . . . „Allenthalben wüthet Zügellosigkeit und frecher Muthwille unter dem Volke." Daher ist die Welt „ein Abgrund aller Übel", für den Untergang reif: „Es ist die Welt gar rege geworden, nachdem das Wort des Evangeliums offenbart ist, sie knackt sehr; ich hoffe, sie werde bald brechen und in einen Haufen fallen durch den jüngsten Tag, auf den wir mit Sehnen warten. Denn alle Laster, Sünde und Schande sind nun so gemein geworden und in Brauch kommen, daß sie nicht mehr für Sünde und Schande gehalten werden." Darum seufzt er drei Jahre vor seinem Tode: „Möchte bald der Tag des göttlichen Zorns und unserer Erlösung kommen, und dem großen Jammer und teuflischen Wesen ein Ende machen."[1]

Gegen die Klagen Luthers über die wachsende Sittenverderbnis läßt sich nicht einwenden, sie seien nur der Ausfluß einer augenblicklichen Verstimmung; denn schon die Häufigkeit dieser Geständnisse, zu denen er sich in allen Abschnitten seines Lebens gezwungen sah, macht eine solche Einrede zunichte. Überdies werden Luthers Klagen durch Zeugnisse von Zeitgenossen bestätigt. Um hier nur eines anzuführen, so sagt ein Freund Luthers, der Freiberger Rektor Johann Rivius, im Jahre 1547 auf Grund seiner Erfahrungen und Wahrnehmungen, „daß seine Zeit sich durch die ins Ungeheure gesteigerte Zuchtlosigkeit vor allen vorangegangenen Jahrhunderten auszeichne, und das vollendetste Sittenverderben nun zu einer solchen Höhe gestiegen sei, daß Gottlosigkeit und

[1] Bei Döllinger, Die Reformation I 306 f 341.

Epikureismus über das Christentum Herr geworden, das Gesetz um seine Geltung gekommen und die blinde Lust fast allein gewaltig zu sein scheine. Es sei jetzt leider nur allzu klar, welche Dankbarkeit die Leute für das Evangelium bezeugten; der bei weitem größte Teil derer, die sich Christen rühmten, treibe nun ohne Scheu alle erdenkbare Schlechtigkeit."

Die wachsende Zuchtlosigkeit steht aber in engem Zusammenhang mit dem neuen Evangelium. „Der bei weitem größte Teil der Leute", so fährt er in seinen Schilderungen fort, „kümmert sich heutzutage nichts um Zähmung der Fleischeslust, um Nüchternheit und Mäßigkeit, hängt der Völlerei und andern Lastern nach, stürzt sich endlich kopfüber in alle ausschweifende Lust und läßt sich dabei von keiner Furcht vor Gott irremachen, frönt den Leidenschaften und treibt alle Gottlosigkeit — rühmt sich aber dabei fleißig des Glaubens, tut mit dem Evangelium groß und prahlt mit der wahren Religion. Wenn jetzt das Volk hört, daß es keine andere Genugtuung für die Sünden gebe als den Tod des Erlösers, so ergibt es sich sogleich, als wenn man jetzt ohne Anstand sündigen dürfe, den Tafelfreuden und dem Wohlleben, tut, was ihm einfällt, vergnügt sich an geschlechtlichen Genüssen und Schmausereien, denn man dürfe ja nun, meinen sie, nicht mehr fasten und nicht mehr beten; ja man trägt nicht einmal mehr Bedenken, zu rauben, zu stehlen und Andere zu beeinträchtigen, gerade als wenn Christus durch sein Erlösungswerk diesen Sündern die Macht, ungestraft im Laster dahinzuleben, verschafft hätte. Oder — wie viele gibt es denn, die wahre, tätige Buße tun, während sie viel Rühmens von ihrem Glauben machen? Viele suchen heutzutage nur zu fleißig ihr Gewissen damit zu beschwichtigen, daß sie alle Stellen in der Bibel, welche von Gottes unermeßlicher Barmherzigkeit lauten, gierig zusammenlesen, die andern aber, welche Lebensbesserung fordern, keines Blickes würdigen, und gehen so als Opfer der Selbsttäuschung und Verblendung zu Grunde.

Dieser Wahn wirkt auch dazu mit, daß jetzt fast alles die Lebensbesserung hinausschiebt und aufspart. Denn es sind aller Orten

Leute (zwar an sich treffliche Männer, was ich nicht bezweifeln will, aber unleugbar zu wenig behutsam), welche von der Gnade Gottes, von Verzeihung der Sünden und andern Punkten der Erlösung viel predigen, mit großem Eifer und ganz besonderer Emsigkeit diese Lehren treiben, von dem neuen Leben in Christus aber, der Heiligung und Lebenserneuerung gar nichts oder gewiß nur sehr wenig sagen. Was glaubt man aber, welchen Eindruck solche oder ähnliche Predigten auf die Gemüter der Einfältigen machen werden? ‚Wenn du ein Ehebrecher bist', sagen sie, ‚oder ein Hurer, oder ein Geiziger, oder wenn du mit andern Sünden und Lastern befleckt bist, glaube nur, und du wirst selig sein. Du brauchst dich auch durch das Gesetz gar nicht schrecken zu lassen, denn Christus hat es erfüllt und für die Sünden der Menschen genuggetan.' Solche Reden geben frommen Seelen großes Ärgernis, verführen zu einem gottlosen Leben und bewirken, daß die Menschen, ohne irgend an eine Lebensbesserung zu denken, verstockten Herzens in Schande und Laster fortleben; so ermutigen jene Ansichten die Gottlosen nur noch zu allen Lastern und nehmen ihnen jede Veranlassung, ihr Leben zu bessern."[1]

Der sittliche Zustand verschlimmerte sich aber nicht etwa nur in Norddeutschland, nein, in allen Teilen des deutschen Reiches nahm die erschreckende Verwilderung der Sitten zu, nicht ein einziges protestantisches Territorium blieb verschont[2]. Auch über die katholischen Lande ergoß sich das Sittenverderbnis, die Folge der neuen Lehre, weshalb Georg Wizel im Jahre 1538 schrieb: „Was dem irdischen Adam schmeichelt, zieht schnell durchs ganze Land. Nur allzu schnell haben die meisten dies Gift eingesogen, daß die Werke nichts seien, die Sünden den Gläubigen nicht zugerechnet werden, Christus wolle ein vernunftgemäßes bürgerliches Leben, d. h. ein weltliches."[3] Aber während sich in den katho-

[1] Bei Döllinger, Die Reformation II 598 ff.
[2] Vgl. Janssen-Pastor, Gesch. des deutschen Volkes VIII 398 ff.
[3] Bei Döllinger a. a. O. I 59.

lischen Landen der sittliche Zustand besonders unter dem Einfluß des Trienter Konzils und durch die Tätigkeit hervorragender Männer teilweise wieder hob, haben die protestantischen Gebiete fast ohne Ausnahme eine Besserung nicht aufzuweisen, wenn auch manche Prediger dem Verderben nach Kräften entgegentraten[1]. Zahlreiche Aussprüche von Männern der zweiten und dritten protestantischen Generation liefern vielmehr den Beweis, daß der sittliche Verfall im ganzen Jahrhundert der Reformation anhielt. Was uns jene Zeugen schildern, sind also nicht etwa nur die unheilvollen, doch vorübergehenden Nachwehen der Erschütterung, die von der großen kirchlichen Umwälzung unzertrennlich war, sondern was sie uns enthüllen, „sind die Früchte und Wirkungen eines bereits geordneten, zur Ruhe und Festigkeit gelangten Systems; Früchte und Wirkungen, wie sie autochthonisch nicht etwa infolge von Nachwirkungen früherer Zustände, sondern nach inneren Gesetzen auch dann noch und in völlig ungeschwächter Kraft sich hervordrängten, als von den Tausenden von Fäden, welche ehemals das menschliche Leben und Bewußtsein in seinem ganzen Verlaufe an die alte Kirche gebunden hatten, alle längst zerrissen und abgeschnitten und die Erinnerung an die Lehren, Vorstellungen, Übungen und Institute jener Kirche teils völlig im Volke erloschen war, teils nur noch durch die polemische Erwähnung auf den Kanzeln und in den Religionslehrbüchern gefristet wurde.“ [2]

Doch verlassen wir das Gebiet der Geschichte. Ein schärferes Bild von der Sittlichkeit eines Volkes zeichnet die Moralstatistik, da sie ihren Schilderungen periodische Massenbeobachtungen zu Grunde legt. Als die vier Hauptmerkmale der Unsittlichkeit im gesellschaftlichen Leben bezeichnet sie uns die unehelichen Geburten

---

[1] Janssen-Pastor a. a. O. 435 ff.

[2] Döllinger a. a. O. II VII f. — Im 1. und 2. Bande dieses Werkes bietet Döllinger ein ungemein reichhaltiges Material zur Sittengeschichte des Protestantismus. Vgl. auch Janssen-Pastor a. a. O., besonders VIII 378 ff; Grisar, Luther, an den im Index zum 3. Band unter dem Worte „Sittenverderbnis“ angegebenen Stellen.

und deren Begleiterscheinungen, die Vergehen gegen die Strafgesetze, die Selbstmorde und die Ehescheidungen. Was nun die unehelichen Geburten angeht, so sind sie unter sonst gleichen Umständen bei den Katholiken weit seltener als bei den Protestanten. Wenn in den polnischen und einigen bayrischen Landesteilen unter den Katholiken mehr Vergehen wider die Strafgesetze vorkommen als unter den Protestanten, so erklärt sich das aus der sozialen und nationalen Eigenart dieser Stämme. Übrigens ist die Kriminalstatistik aus vielen Gründen gar nicht geeignet, als Maßstab zur Beurteilung des sittlichen Standes der Bevölkerung verwandt zu werden, wie hervorragende Autoritäten zugeben. Selbst die amtliche deutsche Kriminalstatistik für das Jahr 1891 warnt nachdrücklich davor, ihre Angaben „zu Gunsten oder zu Ungunsten dieses oder jenes Glaubensbekenntnisses in dem Sinne zu verwerten, daß dadurch eine Wirkung desselben auf die Kriminalität erwiesen sei".

Ein grelles Licht auf die Sittlichkeit eines Volkes wirft die Ehescheidung, da sie meistens in der Unsittlichkeit eines oder beider Gatten ihren Grund hat und wieder den ersten Ring zu einer Kette von Vergehen schmiedet. Was nun die Ehescheidungen in Preußen betrifft, so stehen die Katholiken bedeutend günstiger als die Protestanten, wie sich aus den Angaben ergibt, die das Königlich Preußische Statistische Landesamt im zehnten Jahrgang seines „Statistischen Jahrbuches" bietet[1]. Eine genaue amtliche Statistik aus der Schweiz zeigt, daß auch unter gleichen Verhältnissen „die Häufigkeit der Scheidung bei den Protestanten etwas mehr als dreimal, für die gemischten Ehen durchschnittlich mehr als fünfmal so groß als bei den Katholiken" ist, und fügt hinzu, daß niemand daran zweifle, diese Tatsache „dem Unterschiede kirchlicher Anschauung und Lehren der beiden Bekenntnisse in Bezug auf die Ehescheidung zuschreiben zu dürfen"[2]. Auch in den

[1] Berlin 1913, 38 ff. Vgl. auch Rost, Die Ehescheidungen, Soziale Kultur 1912, 393 ff.

[2] Schweizerische Statistik, 103. Lfg, S. 41 f. Bei Krose, Religion und Moralstatistik 88 ff.

Vereinigten Staaten Amerikas hat der weitverbreitete Einfluß der katholischen Kirche den Ehescheidungen mächtig entgegengewirkt. Sagt doch der Statistiker Wright[1]: „Die Treue, mit der die Katholiken an den Lehren und den Geboten ihrer Kirche festhalten, und die Tatsache, daß es als eine der Grundlehren der Kirche angesehen wird, daß die christliche Ehe ein heiliges Sakrament ist und deshalb, wenn sie einmal vollzogen ist, aus keinem Grunde und auf keine Weise als durch den Tod gelöst werden kann, hat unzweifelhaft als ein Damm gegen die Hochflut von Ehescheidungen gedient, die, abgesehen von den Mitgliedern dieser Kirche, rings im Lande seit zwanzig Jahren immer größere Proportionen angenommen hat und noch fortwährend im Zunehmen begriffen ist."

Noch auffallender ist der Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten in Bezug auf den Selbstmord[2]. Der amtliche Bericht über das „Gesundheitswesen des preußischen Staates im Jahre 1901" (Berlin 1903) bemerkt, daß die im Verhältnis zur Anzahl der Lebenden höchsten Zahlen der Selbstmörder auf die Provinzen Berlin-Brandenburg, Schleswig-Holstein und Sachsen, die niedrigsten auf Posen, Westfalen und Rheinland entfallen, und fährt dann fort: „Diese in den Berichten immer wiederkehrenden Verhältnisse kennzeichnen die vorwiegend protestantischen Provinzen

---

[1] Marriage and divorce in the United States 1867 to 1886, 122. Bei Krose a. a. O. 91.

[2] Nach einer von Krose (a. a. O. 73 ff) mitgeteilten Statistik entfielen auf eine Million Konfessionsangehörige durchschnittlich an Selbstmördern in Preußen:

	1849—1855	1869—1872	1891—1900
bei den Katholiken	49,6	69	93
„ „ Protestanten	159,9	187	247
„ „ Israeliten	46,4	96	241
in Bayern:	1849—1856	1870—1879	1890—1899
bei den Katholiken	49,1	73,5	92,7
„ „ Protestanten	135,4	194,6	210,2
„ „ Israeliten	105,9	115,3	212,4

als für den Selbstmordgedanken besonders empfänglich, während die vorwiegend katholischen Provinzen nach dieser Richtung hin weniger empfänglich erscheinen." [1]

Diese Tatsache, daß Katholiken weniger der Selbstmordneigung zum Opfer fallen, erklärt der Philosoph Masaryk mit folgenden Worten: „Der Protestantismus entwickelt den Charakter jedes einzelnen, indem er den Menschen in jeder Hinsicht selbständig macht; er gibt jedem die wahre Freiheit, macht jeden unabhängig und verbindet doch alle zu einem schönen Ganzen. Aber diese Freiheit führt auch leicht zu religiösen Zweifeln. Der unfertige Charakter entbehrt — bei den Protestanten im Gegensatz zu den Katholiken — die kräftige geistige Führung der Kirche. Der Unglückliche findet schwerer Trost, weil er der menschlich-priester-

[1] S. 18 f. Vgl. Bericht vom Jahre 1907 12 ff, 1908 12 ff. — Die Verhältniszahl der Selbstmörder auf 100 000 Lebende gestaltet sich in den einzelnen Provinzen für die Jahre 1907 und 1908 wie folgt:

Provinzen	1907	1908
Ostpreußen	13,73	15,05
Westpreußen	13,73	12,53
Berlin, Stadtkreis	32,72	35,01
Landespolizeibezirk Berlin	31,89	33,80
Brandenburg (ohne die Städte Charlottenburg, Rixdorf, Schöneberg, Deutsch-Wilmersdorf, Lichtenberg und die Landgemeinde Boxhagen-Rummelsburg, die mit Berlin den Landespolizeibezirk Berlin bilden)	33,52	32,59
Pommern	17,27	19,28
Posen	10,20	10,25
Schlesien	21,58	22,20
Sachsen	30,11	31,82
Schleswig-Holstein	30,54	34,33
Hannover	21,64	23,29
Westfalen	12,26	13,32
Hessen-Nassau	21,22	21,90
Rheinprovinz	12,25	14,65
Hohenzollernsche Lande	8,74	10,15

(Gesundheitswesen des preußischen Staates im Jahre 1908, Berlin 1910, 13)

lichen Mittlerschaft entbehren muß. Der gläubige Protestant ist wahrhaft glücklich und zufrieden, der falsche, unfertige Protestant ist dagegen nicht glücklich und sich selbst und seinen Zweifeln überlassen; ohne ethischen Führer, ohne kirchlichen Zwang vermag er für seine Seele die gewünschte Ruhe nicht leicht zu finden. Daher ist der bestehende Protestantismus der Selbstmordneigung günstiger. Weder ein guter Katholik noch ein guter Protestant wird an seinem Leben verzweifeln; nur der schlechte Katholik, der schlechte Protestant (es sei denn, daß physische Gründe, wie beim Irrsinn, ihn unzurechnungsfähig machen). Aber eher verzweifelt der schlechte Protestant als der schlechte Katholik, weil jener seiner Haltlosigkeit leichter inne wird."[1] Die „menschlich-priesterliche Mittlerschaft" bietet in hervorragender Weise das heilige Bußsakrament, dessen Einfluß auf die Unterdrückung der Selbstmordneigung viele protestantische Schriftsteller anerkennen[2].

Wiewohl nun die unbestechliche Zahlensprache durchaus günstig für die Katholiken klingt, so wäre es doch verfehlt, in der Frage nach dem Einfluß der Kirche auf das sittliche Streben der Statistik eine ausschlaggebende Bedeutung beizulegen. Denn zahllos sind zunächst die Vergehen, die sich ihrer Beobachtung ganz entziehen. Sodann bietet sie uns kein allweg treues Bild von der natürlichen Anlage, der Erziehung, der materiellen Lage, der Umgebung der Verbrecher. Sie sagt uns nicht, ob die Tat in einem unerwarteten stürmischen Angriff der Leidenschaft verübt worden ist oder von einem boshaften Willen wohl vorbereitet war, ob der Unglückliche etwa erst nach langem inneren Kampfe gefallen, ob er seinen Fehltritt bereits bereut und sich wieder zu

---

[1] Bei v. Öttingen, Moralstatistik 761. Ähnlich v. Öttingen selbst ebd. 654.

[2] Zu obigen Ausführungen über Moralstatistik vgl. v. Öttingen a. a. O.; Krose, Der Einfluß der Konfession auf die Sittlichkeit; Derſ., Religion und Moralstatistik; Derſ., Kirchl. Handbuch für das kath. Deutschland IV, Freiburg i. Br. 1913, 245 ff; Rost, Beiträge zur Moralstatistik; Derſ., Der Selbstmord in den deutschen Städten.

Gott hingewandt hat, ob er ernstlich bemüht ist, den Frevel wieder gutzumachen. Um den Einfluß der Konfession auf das sittliche Leben darzutun, müßte uns die Statistik vor allem das Gute vor Augen führen, das die Angehörigen der verschiedenen Religionsgemeinschaften tun. Aber gerade hier versagt unsere Wissenschaft am meisten. Sie ist wirklich auch nicht imstande, über diesen Punkt befriedigenden Aufschluß zu geben. Denn wie könnte sie alle die edlen Taten aufzeichnen, die in abgelegenen Dörfern, in ärmlichen Hütten, in stillen Klöstern geschehen? Zudem entzieht sich das Gute gern den Blicken der Beobachter. Wie auf einsamer Bergwand manche Blume blüht, deren Schönheit keines Menschen Auge je schaut, so blüht auch ungesehen manche Tugendblume, deren Pracht und Duft den Himmel erfreut. Wer kann in das Innere des Menschen dringen? Und doch ist das Herz der Schauplatz vieles edlen Strebens und Ringens, wie der Meeresgrund die Perle birgt. Würde die Statistik aber auch alles, was sich als gut dem Blicke darbietet, auf ihre Tafeln schreiben, die Zahlen wären gleichwohl kein ganz zuverlässiges Zeugnis für den Einfluß der Konfessionen. Denn wer kann alle die verborgenen Triebfedern, die beim Handeln tätig sind, aufdecken? Manche große Tat ist nur ein glänzendes Verbrechen[1].

Zur Bemessung des Einflusses, den eine Konfession auf die sittliche Veredlung und Vervollkommnung des Menschen ausübt, müssen wir zurückgehen auf ihr Wesen und auf jene Einrichtungen, die aus diesem Wesen wie die Frucht aus dem Baume erwachsen. Von diesem Standpunkt aus erkennt aber ein ungetrübtes Auge gar leicht die läuternde und heiligende Macht der katholischen Kirche. Sie steckt ihren Kindern zunächst ein unvergleichlich erhabenes Ziel sittlichen Lebens. Denn da wir durch die reinigende und heiligende Gnade Kinder Gottes geworden sind, liegt uns auch die Ehrenpflicht ob, „Gottes würdig“[2]

---

[1] Vgl. Hirscher, Erörterungen 188 f; v. Öttingen, Moralstatistik 11 ff. [2] Kol 1, 10.

zu wandeln, vollkommen zu werden wie unser Vater im Himmel. Gottes Vollkommenheit schließt aber jede Sünde aus und umfaßt jede Tugend. Denn „Gott ist Licht, und keine Dunkelheiten sind in ihm“[1]. Nun können wir freilich Gott, dem Unendlichen, nicht gleich werden, aber doch eine immer größere Ähnlichkeit erreichen. Das eben erstreben wir. Ein wahrer Christ sucht die Sünde jeder Art zu meiden und die Tugend in ihrem ganzen Umfange zu üben, um endlich in vollkommener, wonnevoller Liebe seines Gottes zu genießen. Welch ein erhabenes Ziel! Wie ein hoher Berggipfel, still, dem Erdgewühl entrückt, herrlich strahlend im Sonnenlicht, liegt es vor uns. Sehnsüchtig schaut der Christ zu dieser Höhe empor. Er soll sie zu erklimmen suchen, und es gibt in allen Ständen viele, die sich zum Aufstieg rüsten. Doch nur ein rastloses Fortschreiten bringt uns dem Ziele näher und näher. „Der Weg des Gerechten“, sagt die Schrift[2], „schreitet fort wie ein glänzendes Licht und wächst bis zum vollen Tag.“ Gleichwie das Sonnenlicht als ein prächtiges Morgenrot sich ankündigt und von Stunde zu Stunde bis zur vollen Mittagshelle wächst, so soll auch ein Christ von Tag zu Tag zunehmen an Heiligkeit.

Die Kirche stellt aber nicht nur hohe Ansprüche an die sittliche Kraft ihrer Kinder, sie bietet uns auch starke Beweggründe, die uns zur Erfüllung ihrer Forderungen drängen. Von großer Bedeutung für das sittliche Leben ist die Lehre von der Rechtfertigung. Wie werde ich gerecht vor Gott? so forscht der Mensch, der seiner Schuld innegeworden ist und sich nach Entsündigung sehnt. Wenige Fragen gibt es, die das Menschenherz so tief ergreifen. Nach katholischer Lehre nun werden wir vor Gott gerecht durch die heiligmachende Gnade. Nur sie kann demnach unserem Tun übernatürlichen Wert vor Gott und eine Beziehung auf unser übernatürliches Ziel, die selige Anschauung Gottes, geben. Dieses wunderbare Gottesgeschenk können wir aber nur dann erlangen und bewahren, wenn wir mit der Sünde

[1] 1 Jo 1, 5. [2] Spr 4, 18.

brechen und Gottes Gebot wenigstens in wichtigen Stücken beobachten.

Und die heiligmachende Gnade selbst! Wie mächtig müssen ihre unvergleichlichen Vorzüge, die einer beständigen Steigerung fähig sind, den Christen vorantreiben auf der steilen Bahn der Tugend! Spendet sie doch in reichem Maße jene Güter, nach denen die Menschen lechzen und hasten: Ehre, Reichtum, Glück. Denn sie erhebt die Menschennatur zur Teilnahme an Gottes Natur und Schönheit, versetzt das arme Erdenkind in den Adelsstand der Gotteskinder, gibt ihm die sichere Aussicht auf ein übergroßes, ewiges Erbe, das er hienieden durch gute Werke jeden Augenblick noch mehren kann, und gießt den Gottesfrieden ins Herz, der von Himmelsglück begleitet ist. Wer die Herrlichkeit des Gnadenlebens einmal recht erkannt hat, für den bedarf es kaum noch anderer Beweggründe zu einem großmütigen sittlichen Ringen.

Großen Einfluß — zum Guten wie zum Bösen — übt das Beispiel. In jedem Menschen liegt ja der Nachahmungstrieb, dessen gewaltige Macht Geschichte und Erfahrung tausendfach bestätigen. Diesem Zuge unseres Herzens kommt die heilige Kirche selbst entgegen, indem sie uns in ihrem Kultus ein herrliches Tugendbeispiel vor Augen stellt. Als Geschöpfe haben wir die Pflicht, Gott zu verehren, seine Größe und unsere Niedrigkeit, seine Herrschaft über uns und unsere Abhängigkeit von ihm anzuerkennen, ihm Lob und Dank darzubringen, Verzeihung unserer Schuld von ihm zu erflehen, um neue Erweise seiner Güte zu bitten. Das aber will die katholische Liturgie, deren Sonne das unblutige Opfer des Neuen Bundes ist.

Das Beispiel der Kirche selbst wird in herrlicher Weise unterstützt durch das der Heiligen. Wer noch ein wenig Verständnis für christliche Moral bewahrt hat, den muß das heldenhafte Ringen nach Reinigung und Vervollkommnung, wie es sich im Leben der Heiligen kundgibt, mit Bewunderung erfüllen und mächtig zur Nachahmung anspornen. Das um so mehr, je näher

jene Tugendriesen uns stehen. Findet doch jeder Stand, jedes Alter, jedes Geschlecht unter ihnen glänzende Vertreter. Dem Jüngling und der Jungfrau strahlt als Vorbild ein Ludwig von Toulouse, Aloysius, Stanislaus, Johannes Berchmans, eine Agnes, Klara, Rosa. Den Eheleuten bieten Kaiser Heinrich und seine Gemahlin Kunigunde, ein Graf Elzear, der mit der seligen Delphina vermählt war, ein leuchtendes Tugendbeispiel. Die Witwen sehen in Monika, der großen Mutter Augustins, in der lieben Elisabeth, der Landgräfin von Thüringen, die Tugenden ihres Standes verkörpert. Der Landmann hat einen Standesgenossen an Isidor, der Handwerker an Crispinus, der Kaufmann an Homobonus.

Der Mut, den Heiligen nachzueifern, wird belebt und gesteigert durch den Blick auf den Lohn, der den Gottesstreitern zuteil geworden ist. Die Schrift zeigt uns ja die Heiligen, wie die Siegeskrone auf ihrem Haupte prangt, der Palmzweig in ihrer Hand rauscht, der Verklärungsglanz sie umfließt. Versiegt ist jede Träne, verstummt jeder Kampf. Ewig ruhen sie, ewig jubeln sie. Ist der Gedanke an diese Herrlichkeit nicht in hohem Grade geeignet, vor Ermüdung auf dem dornigen Pfad zum Himmel, vor Entmutigung in dem sich stets wiederholenden Kampfe mit den Feinden des Heiles zu schützen und die erschlafften Pilger, die entmutigten Krieger wieder aufzurichten, zu entflammen?[1]

Doch wir brauchen unsere Vorbilder nicht nur in den Reihen der Himmelsbewohner zu suchen; auch in der streitenden Kirche

---

[1] Über die Bedeutung der Heiligen für das sittliche Leben äußert sich einmal Professor Dr Friedrich Paulsen (Die Woche 1907, 2092 f): „Mit Recht betont Foerster (Sexualethik und Sexualpädagogik), daß die alte Kirche um die Moralisierung und Vergeistigung unseres Lebens sich dadurch ein unvergängliches Verdienst erworben habe, daß sie diese Willensdisziplin (den niederen, animalischen Triebwillen durch Übung, durch Askese dem höheren, geistigen Willen zu unterwerfen) vor allem sich habe angelegen sein lassen, daß sie in den Heiligen Heroen der Selbstverleugnung erzogen habe. Daß wir von diesem Erbe heute noch zehren, ist auch mir nicht zweifelhaft."

finden sich allerorts Beispiele hervorragender Tugend, gleichsam Blumen, die durch ihre duftende Pracht andere ergötzen und erquicken. Eine besonders herrliche Blume im Garten der Kirche ist der Ordensstand. In ihm hat das christliche Leben gleichsam sichtbare Gestalt angenommen. Das Leben des Christen ist ja ein fortwährender Kampf wider die Augenlust, Fleischeslust und Hoffart, und diesen Kampf führen in entschiedener Weise die evangelischen Räte, deren Beobachtung die Grundlage des Ordensstandes bildet. Der edelste Beweggrund, der eine Ordensperson antreibt, ein Leben der Entsagung zu führen, ist die Liebe zu Gott. Im Lichte des Glaubens erkennt sie Gottes unendliche Liebenswürdigkeit, es drängt sie, Liebe mit Gegenliebe zu erwidern. Weil aber die Erdengüter gar leicht der Gottesliebe hindernd in den Weg treten, deshalb flieht sie in die Einsamkeit, um nur für Gott zu leben.

Hat eine Ordensperson auf diese Weise die engen Grenzen der Eigenliebe durchbrochen, dann kann sie um so freier und erfolgreicher dem Dienste anderer sich widmen. Wenn Schiller einmal sagt, daß eine reine Jungfrau jedwedes Herrliche auf Erden vollbringt, so findet sein Wort durch die großartige Tätigkeit unserer Ordensfrauen eine glänzende Bestätigung. Dieses stille, heldenmütige Wirken muß aber auf alle edeldenkenden Menschen, welcher Religion sie auch angehören, einen gewaltigen Eindruck machen. In der Tat, eine holländische Schriftstellerin, Madame Lohmann, schrieb einmal im „Amsterdamer Courant": „Es ist unmöglich, beim Anblick der unermeßlichen Segnungen, welche durch die katholischen Orden und Missionäre verbreitet werden, nicht mit aufrichtiger Hochachtung erfüllt zu werden. Der katholische Glaube besitzt immer noch eine Macht, welcher über kurz oder lang der entscheidende Sieg über den Protestantismus zufallen muß. Ich weiß, diese meine Behauptung wird mir den Unwillen vieler meiner Landsleute zuziehen; nichtsdestoweniger nehme ich keinen Anstand, zu wiederholen, daß das moderne protestantische Christentum damit enden wird, eine hohle Phrase zu sein. Sowohl in

West- wie in Ostindien und in manchen Teilen Europas hatte ich Gelegenheit, in nächster Nähe das musterhafte Leben katholischer Ordensleute und Missionäre kennen zu lernen und die verschwenderische Liebe sowohl der lehrenden wie krankenpflegenden Schwestern zu beobachten. Manche unserer Leute hatten, ehe sie selbst diese Länder besucht, die Gewohnheit, aus Unwissenheit oder aus Menschenfurcht die Katholiken zu verunglimpfen. Nachdem sie aber die Wunder des katholischen Apostolates unter den Aussätzigen und den verachteten Negern geschaut, habe ich dieselben Leute mit Beschämung das Eingeständnis machen hören, daß der Heroismus der katholischen Liebestätigkeit alles übertrifft, was man sich in dieser Hinsicht vorstellen kann, und daß sie in der Welt und in der Geschichte einzig dasteht." [1]

Alles Tugendstreben erhält Licht, Begeisterung und Kraft von Christus, den Gott selbst als Vorbild aller Gotteskinder aufgestellt mit den Worten: „Dieser ist mein vielgeliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe; ihn sollt ihr hören." [2] Doch da auch die Protestanten Christus als die gottmenschliche Verkörperung aller Vollkommenheit anbeten, brauche ich den Einfluß, den das Leben des Erlösers ausübt, nicht eingehender zu schildern. Mögen Katholiken und Protestanten stets treu zusammenstehen im Kampfe wider den Feind, der uns jenes herrliche Vorbild zu zertrümmern trachtet!

Das Streben nach Heiligkeit, das eine Ehrenpflicht für alle Gotteskinder ist, findet ein gewaltiges Hindernis an unserer Natur. Denn die Erbsünde hat ihr eine vierfache Wunde geschlagen: sie hat unsern Geist getrübt, den Willen geschwächt, sie hat dem sinnlichen Begehrungsvermögen einen starken Hang zum Bösen gegeben und die Kraft des Widerstandes gegen das Böse gelähmt. In diese Wunden gießt Christus, der barmherzige Samaritan, das Öl seiner Gnade, so daß sie sich mehr und mehr schließen. Die Gnade erleuchtet ja den Verstand, damit wir das Gute er-

[1] Die kathol. Missionen, Freiburg 1902/1903, 215 f. [2] Mt 17, 5.

kennen, regt den Willen an, das Gute zu wollen, dämpft das Feuer der Begierlichkeit und gibt Mut und Kraft zum Kampfe wider das Böse.

Diese Gnaden erlangen wir vor allem durch das Gebet und durch die Sakramente, deren unermeßliche Bedeutung daher sofort in die Augen springt. Doch nicht nur als Gnadenquellen haben sie hohen Wert für das christliche Leben, sondern auch als Mittel zur Tugend. Das heilige Sakrament der Buße, um nur dieses hier zu erwähnen, zwingt uns zur Einkehr in uns selbst, macht uns bekannt mit unsern Fehlern, Schwächen und Neigungen. Die Selbsterkenntnis aber ist der erste Schritt zur sittlichen Besserung und Vervollkommnung; sie bereitet der Demut den Weg und heißt uns schonende Rücksicht gegen unsere Brüder üben. Das Bußsakrament verlangt Abkehr von der Sünde und ein ernstes Streben zu Gott hin, macht die Sühne für die begangenen Fehltritte zur Pflicht. Das Bekenntnis der Sünden ist eine heilsame Verdemütigung des zum Stolze neigenden Menschen. Dazu kommt das belehrende und mahnende, tröstende und ermunternde Wort des Priesters, der schon durch Studium und Erfahrung befähigt ist, heilende Arznei für die Seelenwunden zu geben.

Das Gebet ist schon in sich selbst höchste sittliche Tat, denn es ist eine Verherrlichung Gottes, dessen Größe und Hoheit wir anbetend und dankend, dessen Macht und Güte wir hilfesuchend anerkennen. Als Bekenntnis unserer Ohnmacht und Sündhaftigkeit fördert es die ebenso erhabene als wichtige Tugend der Demut, als Erhebung des Herzens zu Gott sprengt es mehr und mehr die Fesseln der Eigenliebe und Weltliebe, die uns immer wieder erdwärts ziehen und am Aufstieg zur Höhe christlicher Vollkommenheit hindern. Es weckt und nährt und fördert jenen Himmelssinn, der dem wahren Christen eigen ist, der uns freilich keineswegs gleichgültig macht gegen die Aufgaben unseres Erdenberufes, aber all unserem Sinnen und Trachten eine höhere Richtung gibt.

Drittes Kapitel.

Die Wiedervereinigung, eine Forderung des Patriotismus.

Tief in des Menschen Brust wurzelt die Liebe zum Vaterlande. Allen Völkern ist sie eigen. Katholiken und Protestanten suchen sie in edlem Wetteifer zu bekunden. Worin besteht sie? Nicht darin, daß wir uns im Gefühle eigener Kraft über andere erheben, das Aufblühen fremder Staaten mit neidischem, feindseligem Auge beobachten. Auch beschränkt sie sich nicht darauf, die glorreichen Tage unserer Geschichte festlich zu begehen, in Stunden der Begeisterung patriotische Lieder zu singen, den Großen unseres Volkes Standbilder zu errichten. Wohl tragen derartige Kundgebungen zur Pflege und Förderung vaterländischer Gesinnung nicht wenig bei. Aber ihrem Wesen nach ist sie etwas Tieferes, Edleres, Größeres, sie ist reger Eifer für des Vaterlandes Wohl, voll Tatkraft und Opfersinn. Diese Auffassung vom Patriotismus teilen unsere protestantischen Mitbürger. „Die allgemeine Pflicht jedes Bürgers", sagt Otto Pfleiderer[1], „ist die selbstlose Hingebung an die Zwecke seines Volkes und Staates in aufrichtiger Vaterlandsliebe, die sich erweist in treuer Erfüllung aller bürgerlichen Pflichten und freudiger Arbeit zur Förderung des nationalen Gemeinwohls und Gemeingefühls. Die echte, christlich-sittliche Vaterlandsliebe ist ebensoweit entfernt von der kosmopolitischen Gleichgültigkeit gegen das eigene Volkstum wie von dem selbstisch-engherzigen Patriotismus, der Recht und Wert fremden Volkstums verachtet; sie verbindet vielmehr das berechtigte nationale Selbstgefühl mit der auch das Fremde gerecht und weitherzig achtenden Humanität." Der echte Patriotismus hat seine Quelle in der Nächstenliebe, die uns jene mehr lieben heißt, mit denen uns engere Bande verknüpfen. Deshalb ist er in Wahrheit auch eine christliche Tugend[2]. Der göttliche Stifter des Christentums

[1] Grundriß 309.

[2] Vgl. S. Thom., S. th. 2, 2, q. 26, a. 8 in corp.; q. 31, a. 3 ad 2, 3. Im ersten Artikel der Quaestio 101 sagt er: Homo efficitur diversi-

schärft selbst die Pflicht des Patriotismus ein, wenn er gebietet, dem Kaiser zu geben, was dem Kaiser gebührt.

Wer nun von einer solchen Vaterlandsliebe durchglüht ist, der muß den Spalt, den die Reformation in das deutsche Land gerissen hat, aufs tiefste bedauern; denn eine Flut des Jammers hat sich aus dieser Kluft über unsere Gaue ergossen. Doch ich brauche dieses Elend der vier letzten Jahrhunderte nicht eingehend zu schildern; die wuchtige Sprache der Geschichte hat mich dieser Arbeit überhoben.

Aber auch die gegenwärtige Lage unseres Vaterlandes zeigt klar, daß die Glaubensspaltung ein nationales Unglück ist. Man braucht nur in die Parlamente zu gehen, dort finden wir schon die Folgen jener unseligen Trennung. Wieviel Zwietracht, Hader, Bitterkeit, die die Volksvertreter auseinanderreißen, kommen auf ihre Rechnung! Selbst in scheinbar rein politischen Fragen machen sich religiöse Anschauungen vielfach geltend. Ein auf diesem Gebiete erfahrener Mann schrieb einmal: „Man glaubt es kaum, bei wie vielen politischen Schachzügen . . . konfessionelle Erwägungen im Hintergrunde schlummern. Ihre Zahl ist Legion, wenn auch manchmal für den Uneingeweihten nicht erkennbar. Bei weit mehr Plänen, als der arglose Wähler sich träumen läßt, zu deren Förderung die nationale Flagge ausgesteckt wird, handelt es sich im letzten Grunde nur darum, der katholischen Kirche Abbruch zu tun und protestantische Interessen zu fördern. Selbst Leute, die

---

modo aliis debitor secundum eorum diversam excellentiam et diversa beneficia ab eis suscepta. In utroque autem Deus summum obtinet locum, qui et excellentissimus est, et est nobis essendi et gubernationis primum principium; secundario vero nostri esse et gubernationis principia sunt parentes et patria, a quibus et in qua nati et nutriti sumus. Et ideo post Deum est homo maxime debitor parentibus et patriae. Unde sicut ad religionem pertinet cultum Deo exhibere, ita secundario gradu ad pietatem pertinet exhibere cultum parentibus et patriae. . . . In cultu autem patriae intelligitur cultus omnium concivium et omnium patriae amicorum.

wie Schreiber dieses mit solchen Tricks vertraut sind, haben oft mit Staunen entdecken müssen, daß anscheinend ganz neutrale Fragen in der politischen Schale einen konfessionellen Kern bargen, den man freilich tunlichst zu verbergen bestrebt war, um das Plänchen leichter durchführen zu können."[1] Natürlich können auch die Katholiken ihre Überzeugung auf dem Gebiete der Politik nicht verleugnen. Die Religion ist eben kein Kleid, das man nach Umständen wechselt; sie nimmt den ganzen Menschen in Anspruch. Die Zwietracht im Parlamente findet einen lauten Widerhall im Lande. Ich erinnere nur an die Wahlen, bei denen sich auch die Christusgläubigen oft heftig befehden, an die Versammlungen, in denen Fragen der Politik zur Erörterung gelangen.

Das Wohl des Staates liegt zum großen Teil in den Händen seiner Beamten. Aber gar oft wird diese Wahrheit nicht beachtet, da bei der Besetzung der Ämter des Staates und der Gemeinde in manchen Fällen nicht so sehr die Tüchtigkeit als die Konfession der Bewerber den Ausschlag gibt. Daß eine solche Zurücksetzung, die im Religionsbekenntnis ihren Grund hat, Unmut und Bitterkeit hervorrufen muß, liegt auf der Hand.

Endloser Hader, der zum großen Teil durch den religiösen Gegensatz geweckt und geschürt wird, durchzieht unsere Tagesblätter, die ihre ungeheure Macht doch einmütig den großen Zielen der Menschheit widmen sollten.

Herrlich blüht bei uns die Schule; aber auch auf dem Gebiete des Unterrichtes fordert die Konfession eine Scheidung.

Die Glaubensspaltung trägt den Zwist in die Vereine, in das gesellschaftliche Leben, in das Heiligtum der Familie. Ja, uferlos ist fürwahr das Meer des Elendes, das sie hineingeleitet in so manches Haus, unberechenbar der Nachteil, den sie dem Familiensinn gebracht, der doch gerade dem Deutschen eigen ist.

Wenn nun nach des Römers Wort das Kleine durch Eintracht wächst, das Große durch Zwietracht zerfällt, dann hatte der in

[1] Köln. Volkszeitung 1906, Nr 83.

Gott ruhende hochwürdigste Herr Kardinal Fischer recht, als er am Schlusse des fünfzigsten Katholikentages die Glaubensspaltung „das beklagenswerte Mißgeschick unseres Vaterlandes und unseres Volkes" nannte. „Von der Kirchentrennung", schrieb der Protestant Johann Friedrich Böhmer im Jahre 1846, „datiert all unser Unglück. . . . Wie beklagenswert, daß das Herzvolk Europas, durch die Streitigkeiten mit der Kirche vom politischen Berufe abgezogen, in seiner Kraftentwicklung unterbrochen, von der Säure der Leidenschaft und der Negation im Innern zersetzt, zu dem kränklichen Zustande gekommen ist, in dem es bald von Fieberhitze durcheinandergeworfen wird, bald in Mattigkeit verfault. . . . Alles, was bei uns im Innern gärt und sich in revolutionären Ausbrüchen bald entladen wird, unsere politische Machtlosigkeit und Versunkenheit, ja fast alle unsere Streitigkeiten in den letztvergangenen Jahrhunderten wie heute haben ihren eigentlichen Grund in der Kirchentrennung, die uns auseinanderriß, und die man nicht überbrücken kann. Nur ein neuer Bonifatius, der uns die kirchliche Einheit wiederbrächte, könnte helfen; der kirchlichen Einheit würde bald die politische folgen." Daher blieb ihm die Wiedervereinigung für sein ganzes Leben „auch aus patriotischen Gründen innigster Herzenswunsch, da nur durch sie allein unsere Nation wieder zur Kraft und Blüte gelangen" könne[1].

In der Tat, nur die Wiedervereinigung kann die tiefe Wunde, die die Reformation unserem Vaterlande geschlagen, vollständig heilen. „Deutschlands und Europas politische Genesung", sagt Jarcke[2], „ist unmöglich, wenn ihr nicht eine Rückkehr der modernen Bildung zum Christentum und die Heilung des Bruches vorausgeht, der die abendländische Christenheit zerreißt." Sollen wir nun eine neue Religionsform ersinnen, in der sich die beiden großen christlichen Konfessionen die Hand zum Frieden reichen? Unmöglich. Eine solche Gründung müssen Katholiken wie Prote-

[1] Janssen, Joh. Friedrich Böhmers Leben und Anschauungen 262 ff.
[2] Prinzipienfragen 210.

stanten entschieden ablehnen. Nur in der Rückkehr zum alten Glauben liegt unser Heil.

Der Protestantismus ist ja durchaus unfähig, eine religiöse Einigung Deutschlands herbeizuführen. Das beweist schlagend die Tatsache, daß es ihm nicht gelungen, im eigenen Lager die so schmerzlich vermißte Einheit herzustellen. Kein Wunder auch, daß alle dahin gehenden Versuche fehlgeschlagen sind; denn eine Einigung der Geister kommt nur zustande, wenn eine Autorität sie zur Einheit zusammenschließt. Dem Protestantismus fehlt es aber an einer solchen Autorität in Glaubenssachen. Folglich kann er eine dauernde Einheit auf dem Gebiete der Glaubenslehre niemals herbeiführen.

Ist es uns also Ernst mit dem Verlangen nach der Glaubenseinheit unseres deutschen Vaterlandes, so müssen wir es der katholischen Kirche überlassen, dieses große Werk zur Ausführung zu bringen. Sie besitzt ja eine Autorität, der sich die Geister beugen. Mögen ihre Mitglieder durch Nation, Sprache und Sitte noch so sehr getrennt sein, sie versteht es, alle die Millionen zu einer starken Einheit zusammenzuketten. Zudem bietet sie dem Staate größere Vorteile als der Protestantismus.

Die stärkste Stütze des Staates ist ja die christliche Religion. Denn sie ist, um hier Ausführungen des großen Bischofs von Hippo Raum zu geben, mehr als irdische Gesetzgeber befähigt, das Staatswesen zu ordnen, zu weihen, zu festigen und zu mehren. Sie bietet dem einzelnen Bürger wie dem ganzen Staate sichere Grundsätze des Rechtes und der Sittlichkeit. Sie lehrt uns, die staatliche Treue und soziale Gesinnung nicht bloß aus äußerem Zwang und Nutzen zu wahren, sondern um des Gewissens willen, das uns hinweist auf den allsehenden Gott, der von uns Rechenschaft fordern wird. Der Bürger sieht in dem Fürsten den Stellvertreter und das Organ Gottes; daher bringt er auch den schlechten Herrschern Ehrfurcht und Unterwürfigkeit entgegen, findet aber auch den Mut, sündhaften Anordnungen Widerstand zu leisten. Auch der Fürst faßt seine Stellung ernster und heiliger auf, die Furcht

vor Gott, der Gedanke an die Ewigkeit, die Predigt von Demut, Selbstverleugnung und Sanftmut schützen ihn vor selbstsüchtigem Mißbrauch seiner Macht. Die Beamten des Staates lernen mit dem Glauben an Gott auch Treue gegen den Staat. Im Lichte der Ewigkeit verklärt sich die heroische Selbstaufopferung, so daß sie in Wahrheit als ein Sieg und als ein Übergang zu einer höheren Form des Lebens und der Gemeinschaft erscheint. Das Christentum schafft Vorbilder der Tugend und Vollkommenheit, die mächtig zur Nachahmung treiben und dadurch auf die Erneuerung der Sitten einwirken. In Gott endlich verbinden sich die irdischen Gegensätze zu einer höheren Einheit und verlieren dadurch an Schärfe[1].

Diese Vorteile haben denn auch einsichtsvolle Fürsten und Staatsmänner bewogen, ihre Stimme zum Schutze der christlichen Religion zu erheben. Ich erinnere nur an die Worte, die unser Kaiser im Jahre 1902 bei seinem Besuche in der Stadt des großen Karl gesprochen hat: „Der Urgrund, worauf das Reich entstanden ist, wurzelt in der Einfachheit, Gottesfurcht und den hohen sittlichen Anschauungen unserer Vorfahren. So erwarte Ich auch von Ihnen allen, daß Sie Mir helfen werden, ob Geistliche oder Laien, die Religion im Volke aufrecht zu erhalten. Zusammen müssen wir arbeiten, um dem germanischen Stamme seine gesunde Kraft und seine sittliche Grundlage zu erhalten; das geht aber nur, wenn man ihm die Religion erhält, und das gilt in gleicher Weise für beide Konfessionen. Beide Konfessionen müssen das eine große Ziel im Auge behalten, die Gottesfurcht und Ehrfurcht vor der Religion zu erhalten und zu stärken. Ob wir moderne Menschen sind und ob wir auf diesem oder jenem Gebiete wirken, ist einerlei. Wer sein Leben nicht auf die Basis der Religion stellt, ist verloren. So will auch Ich Mein Gelöbnis hiermit aussprechen, daß Ich das ganze Reich, das ganze Volk und Mein Heer durch diesen Kommandostab vertrete, das Reich

[1] Vgl. Mausbach, Die Ethik des hl. Augustinus I 342 f.

selbst und Mein Haus unter das Kreuz stelle."[1] Das sind fürwahr herrliche Worte, würdig, in goldener Schrift über unsern Parlamenten und den Pflanzstätten der Bildung zu prangen. Nun ist aber — das erste Kapitel liefert den Beweis — die katholische Kirche das stärkste Bollwerk des Christentums, der unzerreißbare Damm gegen die Sturmflut des Unglaubens; darum verlangt das Wohl des Vaterlandes eine Wiedervereinigung auf dem Boden der katholischen Kirche.

Die Stärke eines Volkes beruht ferner zum großen Teil auf der Sittlichkeit. Mit Recht sagt Deutschlands größte Dichterin: „Ein frommes, keusches Volk ist stark, doch Sünde zehrt des Lebens Mark."[2] Schon ein Weiser des Alten Bundes hat den Ausspruch getan: „Gerechtigkeit erhebt ein Volk; aber die Sünde macht die Völker elend."[3] Die Sünde bricht die Willenskraft, zerstört die Gesundheit, rüttelt an den Grundpfeilern der Familie, untergräbt die Gewissenhaftigkeit der Beamten, lockert die Manneszucht im Heere, erschüttert die Treue zu König und Vaterland. Welch ungeheure Verheerungen die Unkeuschheit insbesondere anrichtet, brauche ich hier nur anzudeuten. Ist aber dieses Laster nicht zu einem breiten Strome angeschwollen, der alle Dämme durchbricht und seine trüben Wogen verwüstend über das Gefilde jagt? Die katholische Kirche ist aber, wie dargetan worden, am meisten geeignet, die Sittlichkeit zu erhalten und zu fördern.

Religion und Moral sind vor allen andern Mächten berufen, einem Übel zu steuern, das in wachsendem Maße die Aufmerksamkeit der Vaterlandsfreunde auf sich lenkt. Die Statistik weist nämlich nach, daß etwa seit der Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Zahl der Geburten fast in allen zivilisierten Ländern mehr oder weniger ständig zurückgeht. Diese Stockung in der natürlichen Zunahme der Bevölkerung ist aber

---

[1] Echo der Gegenwart 1902, Nr 443.

[2] Annette v. Droste-Hülshoff, Die Stadt und der Dom.

[3] Spr 14, 34.

„ein Menetekel bedeutsamster Art. Die Wohlfahrt unseres deutschen Volkes hängt zum guten Teil ab von seiner weltwirtschaftlichen Stellung, diese aber wiederum von der Fülle der denkenden Köpfe, schaffender Hände, arbeitender Lebensenergien, die zur Verfügung stehen. Jedes Anzeichen für eine Minderung ihrer Zunahme bedeutet daher eine Gefahr für die Volkswohlfahrt, ganz abgesehen von dem Verluste moralischer Werte, der darin mittelbar oder unmittelbar zum Ausdruck kommt“ [1]. Der tiefste Grund dieser ganzen modernen Bewegung liegt, wie Bornträger mit Recht bemerkt, in der „immer mehr um sich greifenden Irreligiosität . . . und der damit Hand in Hand gehenden Verflachung der Moral, Zunahme materieller Gesinnung und geistiger Verödung“. Darum empfiehlt der genannte Medizinalrat als das entscheidende Mittel zur Eindämmung des erschreckenden Übels die Hebung der Religiosität, Förderung religiös-sittlicher Lebensauffassung in strenger Pflichterfüllung: „Wollen wir dem Geburtenrückgang wirklich steuern, dann gibt es nur einen Weg, das ist die Rückkehr zu höheren, idealen, ethischen und religiösen Auffassungen vom Leben überhaupt, von Ehe, Geschlechtsverkehr und Kindersegen insbesondere. Ohne diese Rückkehr werden alle andern Maßnahmen allein nichts Dauerndes und Durchgreifendes schaffen können; so wirksam sie hier und da auch vorübergehend sein mögen, sie können das Übel höchstens ein wenig aufhalten, nicht beseitigen; gelingt uns jene Rückkehr nicht, dann stehen wir unrettbar am Beginne unseres Unterganges.“ [2]

Da nun die katholische Kirche mehr geeignet ist, die Religion zu erhalten und zu fördern, so dürfen wir annehmen, daß der Geburtenrückgang unter den Katholiken nicht so stark ist als unter den Protestanten. Die Statistik bestätigt diese Annahme und zeigt, „daß (wie früher so auch) heute das griechische und katholische Bekenntnis einer höheren, das protestantische Bekenntnis

[1] Archiv für Volkswohlfahrt 1908, 544.

[2] Bornträger, Der Geburtenrückgang in Deutschland 161 ff.

einer niedrigen Geburtsziffer günstig (waren und) sind“[1]. Diese günstigere Stellung erringt der Katholizismus nach Professor Wolf „einmal durch den Halt und den Nachdruck, den der Katholizismus in allen Dingen der Tradition [das heißt der überlieferten Religion] zu geben sucht, sodann zweitens durch unmittelbare schärfste Bekämpfung aller auf Hemmung der Kinderzahl gerichteten Praktiken. Fast kann man sagen, mit einer gewissen Erbitterung werde hier der Kampf gegen jeden Versuch der Beeinflussung der Kinderzahl geführt“. Zudem verfügt der Katholizismus auch über „ein überaus wirksames Kontrollmittel darüber, ob dem von ihr aufgestellten Sittengebote nachgelebt wird: den Beichtstuhl“. Der Hinweis auf Frankreich kann diese Auffassung nicht erschüttern. Denn nur dort kann die Kirche ihre umgestaltende Kraft offenbaren, wo ihre Lehre gläubig aufgenommen wird und ihre Gnadenmittel zur Anwendung gelangen.

Freilich hat auch, fährt der erwähnte Breslauer Universitätsprofessor fort, der strengeren protestantischen Auffassung die Anwendung der Prävention jederzeit als Sünde gegolten; aber im 20. Jahrhundert ist diese Auffassung geschwunden, der Protestantismus duldet den Präventivverkehr oder bekämpft ihn doch nicht generell. „Und wie er sich überhaupt als der schwächere Schutzwall der Tradition erweist — ist er doch aus der Kritik, dem Bruche mit der Tradition hervorgegangen —, so vermochte er auch die Verbreitung der Präventivmittel nicht mit gleichem Erfolge wie der Katholizismus aufzuhalten.“[2]

---

[1] Wolf, Der Geburtenrückgang 89. Hans Rost (Geburtenrückgang und Konfession 13 f) sagt: „Es unterliegt nun keinem Zweifel, daß der katholisch gesinnte Volksteil von den heute um sich greifenden neomalthusianistischen Tendenzen der Kleinhaltung der Kinderzahl viel weniger mitfortgerissen ist als die anderskonfessionelle Bevölkerung. Die Katholiken haben überall da, wo statistische Nachweisungen vorliegen, eine höhere Fruchtbarkeit als die übrigen Konfessionsbevölkerungen aufzuweisen.“

[2] Wolf a. a. O. 92 ff. Außer den zitierten Werken vgl. Knoch, Geburtenrückgang und praktische Seelsorge, Mainz 1913.

Aus Religion und Sitte fließt noch ein anderes staatserhaltendes Moment, das dem Protestantismus nicht in dem Grade eigen ist wie dem Katholizismus: die Achtung vor der Autorität. Die Autorität ist Trägerin und Hüterin des religiösen Lebens, das der Katholik führt. Denn der Kirche unterwirft er seinen Verstand, weil er sie als die von Christus bestellte Lehrerin der Wahrheit verehrt; der Kirche unterwirft er seinen Willen, weil er sie als die von dem Erlöser ihm zugewiesene Führerin auf dem Himmelspfade liebt. Das religiöse Leben des Katholiken gleicht deshalb einer prächtigen Blume, die dem Boden des Glaubens entsprießt und, von der Kirche gestützt, genährt, gepflegt, ihren duftenden Kelch zu Gott emporhebt. Man wird freilich unsere Unterwerfung unter die kirchliche Autorität Zwang nennen. Aber auch dieses Zwanges edle Frucht ist wahre Freiheit, wie man, um ein Dichterwort zu gebrauchen, „eine Rebe bindet, daß sie, statt im Staub zu kriechen, froh sich in die Lüfte windet". Um noch sicherer auf dem Wege des Guten festgehalten zu werden und leichter fortzuschreiten, verzichten die Ordensleute freiwillig auf das Recht, über ihre eigene Person und ihre Tätigkeit nach Belieben zu bestimmen, und geloben Gehorsam einem Obern, den sie sich erwählt. Sie sind daher eine herrliche Verkörperung des Autoritätsprinzips, und ihr heldenmütiges Beispiel kann nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf die in der Welt lebenden Katholiken bleiben.

Da sich nun im Menschen Geistliches und Weltliches so tief durchdringen, wird ein guter Katholik die Unterwürfigkeit gegen die kirchliche Autorität gar leicht auf die weltliche Obrigkeit übertragen. Das um so mehr, je häufiger ihm die Pflicht des Gehorsams gegen die weltlichen Obern eingeschärft wird und die Kirche entgegenstehende Sätze verworfen hat. Diese Achtung vor der Autorität, die dem Katholiken gleichsam im Blute steckt, kann nicht hoch genug gewertet werden in einer Zeit, wo der Drang nach Freiheit so vielfach ausartet in Auflehnung gegen die rechtmäßige Obrigkeit, wo die Unbotmäßigkeit eine der schlimmsten Wunden der Gesellschaft bildet.

Ein weithin leuchtendes Beispiel der Treue gegen die gesetzmäßige Obrigkeit gaben die deutschen Bischöfe im Jahre 1848, wo der Sturm der Revolution in Frankreich sich entfesselte und über einen großen Teil Europas, auch Deutschlands dahinbrauste. Während die Fürsten ratlos waren und weitgehende Zugeständnisse machten; während höhergestellte Staatsbeamte schwankten, mit der Revolution liebäugelten oder sich gar von ihr fortreißen ließen, traten Deutschlands Bischöfe zusammen und erhoben im Bewußtsein ihrer heiligen Pflichten ihre Stimmen, um die aufgeregten Massen zu beschwichtigen und zum Gehorsam gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit zurückzuführen. Zugleich aber forderten sie für die Untertanen Gerechtigkeit und für die Kirche Freiheit und Recht, ohne die sie ihre göttliche Sendung nicht erfüllen kann[1]. Doch wozu schweifen wir zurück in eine längst entflohene Zeit? Auch in unsern Tagen hat sich die Vaterlandstreue der Katholiken gezeigt. Als im deutschen Schutzgebiete Südafrikas die Fackel der Empörung loderte, haben sich die von katholischen Missionären unterrichteten Eingeborenen dem Aufstande ferngehalten. Wohl entfloh ein Teil von der katholischen Missionsstation; aber sie haben sich nicht am Eigentum der Weißen vergriffen, noch weniger ihre Hand in deutsches Blut getaucht. Die zurückgebliebenen Eingeborenen stellten sich der Regierung zur Verfügung und leisteten ihr als Führer und Kundschafter große Dienste. Die Priester unter den Missionären begleiteten die Truppen, um Krankendienste zu tun und die Seelsorge auszuüben, während die Laienbrüder das Gewehr auf die Schulter legten. Wer dazu nicht imstande war, suchte auf andere Weise dem allgemeinen Besten zu dienen[2].

Obwohl sich die heilige Kirche im Laufe der Jahrhunderte als die große Wohltäterin der Staaten erwiesen hat, blieb ihr doch der Schmerz nicht erspart, als deren arge Feindin bezeichnet zu

[1] Brück, Geschichte der kathol. Kirche in Deutschland im 19. Jahrh. III², Münster i. W. 1905, 20.

[2] Köln. Volkszeitung 1906, Nr 2.

werden. „Es muß", schrieb Eduard von Hartmann im Jahre 1885[1], „von jedem Deutschen begriffen werden, daß der eigentliche unversöhnliche Erbfeind des Deutschtums die katholische Kirche ist, daß deshalb mit dieser kein deutscher Patriot paktieren darf, daß sie vielmehr mit dem letzten Hauch nationaler Kraftanstrengung bekämpft werden muß bis zur vollständigen Vernichtung ihrer ungeistlichen Machtstellung in ihre verborgensten Schlupfwinkel hinein." Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts veröffentlichte der Philosoph des Unbewußten im „Tag" eine Artikelreihe, in der er den Ultramontanismus und das Agrariertum als die gefährlichsten Feinde unseres Staatslebens brandmarkte[2]. Das ist nur eine Stimme aus dem großen Chor der Gegner, die die katholische Kirche in Wort und Schrift befehden.

„Die katholische Kirche stellt das himmlische Vaterland über das irdische." — Gewiß, das tut sie. Und das ist vernünftig. Denn das irdische Vaterland bietet dem Menschen nur einen zeitweiligen Aufenthalt, das himmlische ist ihm ewige Heimat. Mag das irdische Vaterland ihm viele und große Vorteile bringen, unendlich mehr harrt des Christen dort oben. Wenn demnach Himmelssehnsucht des Christen Herz erfüllt, wer will es tadeln? Und wenn seine erste Sorge dem gilt, was droben ist, wer mag's ihm verübeln? Doch um den eigentlichen Kern jener Einwendung herauszuschälen: mag der Christ auch in erster Linie nach dem Himmlischen streben, er vernachlässigt keineswegs die Arbeiten seines irdischen Berufes. Er weiß ja, daß Gottes Vorsehung es ist, die die Rollen verteilt, jedem Erdenkinde seinen Beruf zuweist. Überdies lehrt ihn die Kirche, daß auch seine Erdenarbeit, wenn er sie im rechten Geiste verrichtet, Gottesdienst ist.

„Aber der Katholizismus ist unvereinbar mit dem deutschen Geiste." — Dieser Einwand findet seine Widerlegung im folgenden Kapitel.

---

[1] Gegenwart Nr 1 und 2, mitgeteilt in den Stimmen aus Maria-Laach XXVIII (1885) 328.

[2] Köln. Volkszeitung 1903, Nr 423.

„Die Katholiken unterstehen einem fremden Herrscher." — Allerdings. Das hindert uns aber nicht, dem Kaiserhause mit treuer Liebe anzuhangen und die Pflichten gegen das Vaterland gewissenhaft zu erfüllen. Papst und Kaiser sind ja die Träger von Gewalten, die keineswegs entgegengesetzt sind, sondern unabhängig auf ihrem Gebiete walten. „Gott hat die Sorge für das Menschengeschlecht", lehrt Leo XIII., „zwei Gewalten zugeteilt: der geistlichen und der weltlichen. Die eine hat er über die göttlichen Dinge, die andere über die menschlichen gesetzt. Jede ist in ihrer Art die höchste; jede hat ihre bestimmten Grenzen, die ihre Natur und ihr nächster und unmittelbarer Gegenstand gezogen haben. Daher ist eine jede gleichsam von einem Kreise umschlossen, in dem sie sich selbständig bewegt." Zwischen beiden Gewalten muß aber Eintracht herrschen. Denn wie könnte es Gott, der Urquelle der geistlichen und weltlichen Rechte, anders wollen? Hat er doch schon in der Körperwelt, obwohl sie einer weit niedrigeren Ordnung angehört, die natürlichen Ursachen und Kräfte so planvoll zu einer wunderbaren Harmonie geeint, daß keine die andere hemmt, alle aber zusammen in geeignetster Weise dem Zwecke des Weltganzen dienen[1].

Wohl kann es vorkommen, daß in Fragen, die in beide Machtgebiete hineingreifen, die Träger der kirchlichen und staatlichen Gewalt geteilter, ja entgegengesetzter Meinung sind. In solchen Fällen gebietet das Wohl beider Ordnungen, daß man durch Nachgeben und Entgegenkommen eine friedliche Lösung suche. An einem solchen Entgegenkommen hat es aber die Kirche, wie die Geschichte dartut und die Erfahrungen des letzten Jahrzehntes uns lehren, wahrlich nicht fehlen lassen, und nur schweren Herzens entschließt sie sich, unannehmbaren Forderungen des Staates ein ruhiges Non possumus entgegenzustellen.

Die Katholiken unterstehen einem fremden Machthaber! ruft man. In Wirklichkeit ist der Papst für uns kein fremder Monarch.

---

[1] Immortale Dei, 1 Nov. 1885.

Denn nach einem Schriftwort bildet das neue Jerusalem, die Kirche, die Heimat aller. „Mensch um Mensch ist in ihr geboren", singt einmal der Psalmist[1]. Der Papst ist das sichtbare Haupt der Gottesstadt; daher steht er uns allen so nahe wie ein Vater seinen Kindern. Und er fühlt mit uns. Darum wird er sich nach Kräften bestreben, uns keine Pflichten aufzulegen, die uns in einen Kampf gegen die weltliche Macht treiben würden[2].

Viertes Kapitel.

Deutsche Eigenart und katholische Kirche.

Wie sich der einzelne Mensch durch Gesichtsausdruck und Charakter vom andern unterscheidet, so trägt auch das Seelenleben jedes Volkes gewisse ihm eigene Züge. Bodenverhältnisse, Klima, Lebensweise, Religion und Geschichte: das sind vor allem die wirkenden Kräfte, unter deren Einfluß sich die Ausbildung des Volkscharakters allmählich vollzieht. Nicht leicht ist es jedoch, die hervorstechenden Eigenschaften eines Volkes zu bestimmen; noch schwerer, ihren Zusammenhang darzulegen. Das Gebiet der Rassenpsychologie ist fast noch ein braches Land.

Deutscher Eigenart tiefsten Quell bildet die Mannhaftigkeit[3]. Das ist jener starke Sinn, der nicht einem blinden Triebe, einer

---

[1] Ps 86, 5.

[2] Eine ausführlichere Darstellung der Fragen, die das Verhältnis von Staat und Kirche betreffen, gibt Böckenhoff, Katholische Kirche und moderner Staat, Köln 1911.

[3] Fichte (Reden an die deutsche Nation 193) forderte seinerzeit die Deutschen auf, sich „Charakter" anzueignen; denn, so fährt er fort, „Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Zweifel gleichbedeutend". Diesen Charakter aber schildert er treffend, wenn er unmittelbar vorher sagt: „Wir sollen unsern Geist nicht unterwerfen: so müssen wir eben vor allen Dingen einen Geist uns anschaffen, und einen festen und gewissen Geist; wir müssen ernst werden in allen Dingen und nicht fortfahren, bloß leichtsinnigerweise und nur zum Scherze da zu sein; wir müssen uns haltbare und unerschütterliche Grundsätze bilden, die allem unserem übrigen Denken und unserem Handeln zur

zügellosen Leidenschaft folgt, sich nicht von den schimmernden Eingebungen der Phantasie, den schwanken Stimmungen des Gefühls einnehmen läßt, sondern auf ruhiger Überlegung fußt und kraftvoll dem Ziele zustrebt. Ihr Symbol ist die Eiche, der Stolz unserer Wälder, die ihre Wurzel tief in den Boden treibt, ihren knorrigen Stamm hoch emporreckt und Trotz bietet dem Sturm, der heulend durch das Geäste braust.

Aus dieser Mannhaftigkeit fließt die in Sang und Sage gefeierte deutsche Treue, die mit edler Selbstaufopferung die übernommenen Pflichten erfüllt. Schon Luther[1] bemerkt, daß die deutsche Nation „von edler Natur, beständig und treu in allen Historien gelobt" werde. In der Treue wurzelt des Mannes Sorge um Weib und Kind, die Hingebung des Dieners an seinen Herrn, des Deutschen Liebe zur heimischen Scholle, die Ehrfurcht vor allem, was den Vätern lieb und teuer war.

Ein deutscher Mann trägt nicht gerne Ketten; Liebe zur Freiheit ist bei ihm in hohem Grade ausgebildet.

Der Gottheit naht sich der Germane mit heiliger Scheu und verschließt seine religiösen Gefühle lieber im Schreine seines Herzens, als daß er ihnen überschwenglichen Ausdruck gibt. Innerlichkeit auch auf religiösem Gebiete gilt mit Recht als ein Merkmal deutschen Wesens[2].

Diese vier Eigenschaften bezeichnet auch Böhmer, eine durch und durch deutsche Seele, als Merkmale unserer Stammesart.

---

festen Richtschnur dienen, Leben und Denken muß bei uns aus einem Stücke sein und ein sich durchdringendes und gediegenes Ganzes; wir müssen in beiden der Natur und der Wahrheit gemäß werden und die fremden Kunststücke von uns werfen."

[1] An den christlichen Adel deutscher Nation. Sämtl. Werke XXI 338.

[2] Vgl. Dahn, Urgeschichte der german. und roman. Völker, Berlin 1881, 35 ff; Deutsches Adelsblatt 1906, 155; Hochland 1907/1908, 489 ff; Grisar, Luther II 75 ff, dazu Über den Wassern 1911, 890 ff; Schopen, Rassenpsychologie und Nationalpädagogik im Germanentum, Pharus 1910, 209 ff; Mausbach, Nationalismus und christlicher Universalismus, Hochland 1911/1912, 401 ff 584 ff.

Als er am 22. Februar 1829 die Sammlung der Kaiserurkunden begann, schrieb er: „‚Für Volk und Vaterland' sei der Wahlspruch meines Lebens. Ich will Deutscher bleiben durch und durch, will mich nähren an der alten Treue und an der alten Freiheit, an der Kernhaftigkeit und schlichten Einfalt der Vorfahren, und ich will durch Förderung historischer Wahrheitserkenntnis tun, was ich kann, um das Erbteil der Vergangenheit hinüberzuretten in eine bessere Zeit: das ist mein Gelübde."[1]

Unser aller Streben muß es sein, das „Erbteil der Vergangenheit" zu retten und echt deutsches Wesen zu pflegen. Durch die Religion werden die edlen Eigenschaften unseres Stammes nicht zerstört oder verwischt, sondern vielmehr geläutert und geadelt. Da aber die Religion in den Konfessionen bestimmte Formen annimmt, ergibt sich von selbst die Frage, wie sich die beiden großen Religionsgemeinschaften unseres Vaterlandes zu den Eigentümlichkeiten des deutschen Charakters stellen. Hase[2] nun bemerkt: „Hat der Katholizismus das Christentum auf den deutschen Boden gepflanzt, seine Bischöfe zu Reichsfürsten gemacht und ist über ein halbes Jahrtausend der alleinige Träger höherer Bildung gewesen: so ist doch der Protestantismus, trotz seiner Geistigkeit und seines nur halben Sieges, die mehr volkstümliche, ich möchte sagen, mehr deutsche, autochthonische Religion geworden." Zur Stütze seiner Behauptung bemerkt er, daß „die romanischen Völker so viele Heilige hervorgebracht haben, an denen sich ihr Katholizismus in volkstümlicher Weise verherrlicht hat, während das deutsche Volk so arm ist an eingeborenen Heiligen". Mit ähnlichen Worten, wird es tausendmal gesagt, daß der Protestantismus dem deutschen Charakter mehr entspreche, und doch übt gerade die katholische Kirche einen mächtigen Einfluß auf die Veredlung und Vervollkommnung unserer Eigenart aus.

Willensstärke ist des deutschen Mannes erster Schmuck. Sie ist aber nicht erreichbar, wenn der Verstand dem Willen keine

[1] Janssen, Joh. Friedrich Böhmers Leben und Anschauungen 356.
[2] Lehrbuch der protest. Polemik 568.

klaren, unumstößlichen Grundsätze darbietet. Auf schwankem Moor gedeiht keine Eiche. Die Kirche gibt uns aber solche Grundsätze. Im Lichte ihrer Lehre erkennen wir ja mit aller Klarheit und Sicherheit das Ziel, das wir zu erstreben haben. Sie bietet uns sodann starke Beweggründe und verleiht uns die Kraft, den Widerstand, den unsere schwache Natur gegen ein edles Wollen leistet, zu überwinden. Die Kraft des Katholizismus muß sich am deutlichsten an den Heiligen offenbaren, da sie den Lehren und Vorschriften der Kirche am treuesten nachgelebt haben. Sie aber waren in Wahrheit Männer, deren kraftvoller Wille sich nur vor Gott beugte. Daher pflegte Klemens Hoffbauer selbst von den heiligen Frauen und Jungfrauen zu sagen, daß sie einen männlichen Geist gehabt.

Paulsen sagt freilich einmal, daß der Protestantismus „die Religion der zur Kulturhöhe emporsteigenden Völker" sei, „er erzieht Verstand und Charakter zur Selbständigkeit, während der Katholizismus, der sich an Phantasie und Gemüt wendet und wesentlich in und von Jenseitshoffnungen und -befürchtungen lebt, die Religion jugendlicher oder müder, zum Niedergang sich neigender Völker ist: die Unmündigkeit oder Verzicht auf eigenes Urteil und die Sicherung hinsichtlich des Jenseits durch die Kirche sind für ihn wesentliche Charaktermerkmale"[1]. Allerdings läßt der Katholizismus der Phantasie und dem Gemüte ihre Rechte; aber er nimmt den ganzen Menschen in Anspruch und verlangt eine harmonische Betätigung und Ausbildung aller Seelenkräfte. Was den Verstand angeht, so lehrt die Kirche, daß er die Grundlagen und Voraussetzungen des Glaubens, das Dasein Gottes, die Möglichkeit, Tatsächlichkeit und Glaubwürdigkeit der übernatürlichen Offenbarung, die in Christus ihren Höhepunkt erreicht hat und in der Kirche fortlebt, mit Sicherheit erkennen kann. Auch die einzelnen Wahrheiten erfassen wir nicht etwa nur mit der Phantasie und dem Gemüte, sondern mit dem Verstande; der Glaubensakt

[1] Hochland 1907/1908, 490.

ist wesentlich Verstandessache, wenn auch der Wille auf ihn einwirken kann. Welch großartige wissenschaftliche Verstandesarbeit der Katholik auf Grund seines Glaubens zu leisten vermag, das zeigen die gewaltigen Werke der Scholastik, die gleich mächtigen Domen in unsere Zeit hineinragen. Unsere Glaubenserkenntnis soll allerdings im Jenseits zur klaren Anschauung werden, und durch Christi Blut erlöst, durch Gottes Verheißungen gestützt, ersehnen und erstreben wir dieses Ziel mit aller Macht; aber unsere Jenseitshoffnungen machen uns für Erdenarbeit nicht gleichgültig, nicht untauglich. Doch es wird sich noch Gelegenheit bieten, ausführlicher über diesen Punkt zu handeln.

Ein starker Wille wankt nicht leicht, wenn auch die Leidenschaften ihn umtosen. Treu ist daher ein deutscher Mann. Auch diese Eigenschaft findet durch die katholische Kirche eine sorgsame Pflege und Förderung. Sie betont mit allem Nachdruck die Unauflöslichkeit der Ehe und macht dem Gatten unverbrüchliche Treue zur Pflicht; sie betrachtet jede gesetzmäßige Obrigkeit als eine Stellvertreterin Gottes und gebietet daher dem Kinde Treue gegen die Eltern, dem Knechte Treue gegen den Herrn, dem Bürger Treue gegen den Landesfürsten; sie heiligt die Verträge, sie erklärt als Tugend die Erfüllung eines Versprechens, als Sünde unter Umständen, ein gegebenes Wort zu brechen.

Die Pflege der Heimatliebe, die so tief in unserem Gemüte wurzelt, liegt eigentlich außerhalb des Bereiches der Religion; jedoch ergeben sich aus Lehre und Leben der Kirche manche Umstände, die auch dieses edle Gefühl zu steigern geeignet sind. Da erhebt sich das traute Gotteshaus mit dem Altare, zu dem wir in frommer Scheu und staunender Liebe aufschauen, mit dem heiligen Tische, an dem wir das Brot des Lebens genießen, mit den stillen Bildern, vor denen wir jubeln und weinen. Dort liegt der trauernde Friedhof mit seinen kreuzgeschmückten Hügeln, unter denen teure Herzen schlummern. Hier steht auf einer sanften Anhöhe die lindenumschattete Kapelle, in die der Wanderer einkehrt, um vor dem Bilde des Heilandes oder der Schmerzensmutter eine Weile

zu beten. Dort grüßt aus ferner Zeit herüber ein ernster Bau, aus dem ein stiller Ordensbruder oder eine bescheidene Klosterfrau hinaustritt, um Seelennot oder Körperweh zu lindern. Dazu kommen viele ehrwürdige Gebräuche, die aus der Religion hervorwachsen, wie die Volksfeste an den Tagen mancher Heiligen. Mit welcher Macht alles das unser Herz fesselt, erfahren wir selbst, wenn wir einmal aus der Fremde heimkehren, um einige Tage in der Heimat zu weilen. Wie gern eilen wir dann zu jenen trauten Stätten, über die Jugend und Religion ihren verklärenden Reiz ausgebreitet haben!

Manneswürde erheischt Freiheit. „Nach Freiheit strebt der Mann", sagt unser Dichter. Wir Deutschen lieben sie vielleicht mehr als andere Völker. Daher knirscht unser Inneres, wenn jemand ohne Befugnis unsere Freiheit einzuengen trachtet oder seine wirkliche Gewalt in unwürdiger Weise zur Anwendung bringt. Einen solchen Mißbrauch der Gewalt will aber der Protestantismus in der katholischen Kirche finden, und darum erhebt er gegen sie so oft mit großer Entrüstung die Anklage auf Geistesknechtung und Gewissenszwang. Doch auch diesem Vorwurf liegt ein Mißverständnis zu Grunde. Das Wort Freiheit hat einen mehrfachen Sinn. Als Eigenschaft der vernünftigen Seele besteht die Freiheit darin, daß der Wille, auch wenn alle zum Handeln notwendigen Erfordernisse gegeben sind, eine Handlung setzen oder unterlassen, sie auf diese oder auf eine andere Weise vollführen kann. Diesen herrlichen Vorzug, der die Krone der Menschenwürde bildet, hat die Kirche jederzeit verteidigt. So wehrte sie den Angriff Luthers ab, der besonders in seinem Buche „Über den verknechteten Willen" die Willensfreiheit in weitestem Umfange leugnet[1]. Ebenso widersetzte sie sich späteren Versuchen, die Wirksamkeit der Gnade zu Ungunsten der menschlichen Freiheit zu erheben. Die Protestanten verstehen unter Freiheit sehr oft die Befreiung von der Pflicht des Glaubens und des Gehorsams,

[1] Vgl. Grisar, Luther I 545 ff.

die den Mitgliedern der Kirche obliegt. Deshalb feiern sie Luther gern als den Helden, der das Joch römischer Knechtschaft zerbrochen und den Erlösten „die evangelische Freiheit der Gotteskinder" wiedergebracht habe. Das ist jene Freiheit, „welche in der Gewissensgebundenheit an Gott die autonome Würde und Selbstverantwortlichkeit, der Menschensatzung gegenüber die innere Unabhängigkeit und das Recht der Prüfung besitzt"[1]. Die Botschaft von der wahren Freiheit der Gotteskinder ist uns Katholiken keineswegs fremd. Mit freudigem Danke bekennen wir, daß uns Christus vom Joche des alten Gesetzes befreit und aus der Knechtschaft der Sünde erlöst, daß er uns wieder „Zutritt zum Vater"[2] verschafft und uns in den Adelsstand der Gotteskinder erhoben hat. Aber schon aus dieser hohen Würde ergibt sich die Notwendigkeit des Glaubens. Denn sind wir Gotteskinder, so liegt uns auch die Ehrenpflicht ob, einer solchen Auszeichnung entsprechend zu leben, „Gottes würdig"[3] zu wandeln. Aus uns selbst aber können wir nicht wissen, welche Anforderungen Gott an uns stellt. Gott selbst mußte uns darüber Auskunft geben. Und er hat es getan. Er hat uns belehrt durch die Propheten und andere Weise des Alten Bundes, zuletzt durch seinen Sohn und die Apostel. Als treue Hüterin und unfehlbare Auslegerin seines Wortes hat er die Kirche bestellt. Wenn wir nun Gott glauben, müssen wir auch der Kirche glauben.

Das ist keine unwürdige Knechtung unseres Verstandes. Denn nicht blindlings glauben wir der Kirche. Wenn ein Unbekannter im Namen des Königs eine Forderung an uns stellt, muß er uns den Nachweis liefern, daß er wirklich als Bote des Landesherrn kommt. Einen Nachweis göttlicher Sendung dürfen wir auch von der Kirche fordern. Und sie erbringt ihn. Sie weist hin auf die mannigfaltigen Merkmale, mit denen Gott sie ausgestattet, um sie als seine Stiftung vor aller Welt zu kennzeichnen. Auch der Inhalt unseres Glaubens ist eines vernünftigen Menschen

[1] O. Pfleiderer, Grundriß 231. [2] Eph 2, 18. [3] Kol 1, 10.

keineswegs unwürdig. Denn was wir glauben, ist Wahrheit. Die Wahrheit aber bildet den Gegenstand unseres geistigen Erkennens. Doch wer gibt mir die Bürgschaft, daß ich auf den Pfaden des Glaubens keinem Irrlichte nacheile? Gott selbst. Seine Botschaft ist es, die uns die Kirche überbringt.

Allein nicht nur Glauben, auch Gehorsam verlangt die Kirche. Ist etwa dieses Willensopfer eines freien Mannes unwürdig? Ihrer Natur nach sind alle Menschen gleich; aus sich selbst hat niemand das Recht, einem andern Gebote zu geben. Wir Katholiken aber glauben, daß die Kirche von Gott Gewalt zu gebieten erhalten hat. Darum gilt unser Gehorsam nicht den Menschen, sondern Gott selbst, dem sich jede Kreatur beugen muß. Wer mag also diesen unsern Gehorsam tadeln? Auch im bürgerlichen Leben ist uns keine volle Unabhängigkeit beschieden, weshalb Goethe im „Tasso" sagt: „Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein."[1] Und wenn es für einen Edlen kein schöneres Glück gibt, „als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen", kann es auch für uns wahrlich nicht unedel sein, wenn wir den Leitern der Kirche, die wir als Stellvertreter des unsern Augen entrückten obersten Hirten verehren, willig und freudig Gehorsam leisten.

Glaube und Gehorsam haben den Zweck, unsere beiden herrlichsten Kräfte, Verstand und Willen, auf ihren ureigenen Gegenstand, das Wahre und Gute, zu lenken. Daher gilt von diesem heilsamen Zwang das Wort Augustins[2]: „Glücklich ist die Not, die zum Besseren zwingt."

Weit entfernt, uns zu erniedrigen, zu entehren, ist unsere Verstandesunterwerfung und Willensbeugung unter die Autorität der Kirche vielmehr der Weg zur wahren Freiheit. „Wenn ihr", sagt unser Erlöser, „in meinem Worte verharrt, werdet ihr wahr-

[1] Vgl. Schillers Wort (Tell, 1217—1219):

„Denn herrenlos ist auch der Freiste nicht,
Ein Oberhirt muß sein, ein höchster Richter,
Wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit."

[2] Ep. 127, n. 8.

haft meine Jünger sein, und ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen."[1] Je mehr sich aber die Welt von der Kirche, in der Christus fortlebt, abwendet, desto weiter irrt sie ab von der Wahrheit, desto tiefer sinkt sie in Irrtum und Lüge, in die Sklaverei des Geistes. Und je mehr die Welt sich auflehnt gegen das Sittengesetz der Kirche, je mehr sie die Gnadenmittel der Kirche mißachtet, desto mehr verfällt sie der Sünde. Die Sünde aber ist eine schmähliche Knechtung des Willens. „Jeder, der Sünde tut", lehrt der Erlöser, „ist ein Knecht der Sünde."[2] Mit Flammenzügen steht's geschrieben in den Büchern der Geschichte. Den stärksten Halt findet die wahre Freiheit in Gott. Wer diesen Anker fortwirft, gleicht einem schwachen Fahrzeug, mit dem Wind und Welle ihr Spiel treiben. Auch für die übrigen edlen Eigenschaften des deutschen Charakters und Gemütes ist der Gottesglaube die Sonne gewesen, unter deren warmen Strahlen sie ihre herrlichsten Blüten getrieben haben. Der Atheismus aber ist ein eisiger Wind, der alle die Vorzüge unseres Volkes allmählich vernichtet.

Gegen diesen mächtigsten Volksfeind sollten wir uns um so mehr erheben, da der Germane so viel religiösen Sinn hat. Seine Frömmigkeit ist jedoch tief und still. Sie drängt freilich, wie es der Menschennatur eigen ist, nach Ausdruck, liebt aber keine überschwenglichen Formen. Diese Eigenart des deutschen Gemütes soll nun in der katholischen Kirche nicht zur Geltung kommen können, während man den Protestantismus gern als die Religion der Innerlichkeit feiert. Harnack meint, daß sich in der katholischen Kirche langsam, aber sicher ein Prozeß innerer Verarmung vollziehe, wie sehr sie auch an äußerer Macht scheinbar wachse. Vom Protestantismus sagt derselbe Gelehrte[3]: „Die Religion ist hier wieder auf sich selbst zurückgeführt worden, sofern das Evangelium und das ihm entsprechende religiöse Erlebnis in den Mittelpunkt gerückt und von fremder Zutat befreit worden sind."

[1] Jo 8, 31 f. [2] Jo 8, 34. [3] Wesen des Christentums 165 ff.

Diese „fremde Zutat" warf der Protestantismus ab, indem er protestierte gegen das „ganze hierarchische und priesterliche Kirchensystem", gegen „alle formalen, äußeren Autoritäten in der Religion", gegen die „ganze überlieferte Kultusordnung, gegen allen Ritualismus und jegliches ‚heilige Tun'", gegen den „Sakramentarismus", gegen die „doppelte Sittlichkeit und damit gegen die ‚höhere'". Aber gerade dieser Tadel, den zum Teil sogar Katholiken hin und wieder aussprechen, bekundet einen bedauerlichen Mangel an Innerlichkeit. Weil inneres Leben dahinsiecht, schwindet auch das Verständnis für die Lebensäußerungen der Kirche. Doch ich will keine Gegenklage erheben, sondern vielmehr ein Bild von dem inneren Leben, wie es sich nach katholischer Lehre gestaltet, mit einigen großen Linien entwerfen.

Die reichste Quelle des inneren Lebens ist die Gnade der Rechtfertigung. Wie wunderbar tief aber faßt die Kirche dieses Werk der Güte Gottes! Lehrt sie doch, daß Gott dem Menschen, dem jene Gnade zuteil wird, die Sünden nicht bloß zudeckt, nicht anrechnet, sondern wirklich verzeiht, tilgt. Noch mehr. Die heiligmachende Gnade, wie die Rechtfertigung in ihrer positiven und bleibenden Wirkung genannt wird, erhebt die Seele zur Teilnahme an Gottes Natur. Wie das Eisen im Feuer Farbe, Glut und Glanz des Feuers annimmt, so wird die Seele durch die heiligmachende Gnade umgestaltet in Gott. Sie bleibt freilich ein Geschöpf; aber es flammt in ihr ein Strahl der unendlichen Schönheit, wie sich in einem Tautropfen die Sonne widerspiegelt.

Die heiligmachende Gnade hat ein herrliches Gefolge: die Tugenden. Der Heilige Geist ist es, der sie der Seele einpflanzt und unter Mitwirkung des Menschen durch seinen Beistand zu immer reicherer Entfaltung bringt. Daraus ergibt sich, daß die Tugend etwas durchaus Innerliches ist. Wir sprechen wohl von Werken der Tugend, insofern sie dazu dienen, eine Tugend zu erwerben oder zu üben; die Tugend selbst ist aber eine Vervollkommnung des Willens und besteht in einem Zustande, in einer bleibenden Stimmung, gut zu handeln.

Die Krone der Tugenden bildet die Gottesliebe. Alles Strebens nach Vervollkommnung ist sie Quelle und Ziel. Mögen wir im Trubel der Welt den mannigfaltigsten Geschäften nachgehen oder in stiller Klosterzelle dem Gebete obliegen, Weltleute und Ordensleute haben nur ein Ziel: Erwerbung und Übung der Liebe zu Gott. Der Ordensstand hat nur den Vorzug vor dem Weltleben, daß er seinen Angehörigen die Mittel bietet, leichter und sicherer das eine große Ziel zu erreichen.

Das herrliche Gnadenleben zieht seine Nahrung aus den Wunden des Erlösers, dessen überreiche Verdienste uns vor allem durch die heiligen Sakramente mitgeteilt werden. Diese sichtbaren Zeichen unsichtbarer Gnade bringen freilich unfehlbar die ihnen eigentümliche Gnade hervor, aber nur dann, wenn ihnen kein Hindernis entgegengesetzt wird. Wer also das Sakrament der Buße empfängt, erhält unfehlbar die Nachlassung der Sünden, wenn der Wille sich abwendet von der Sünde. Das heiligste Sakrament des Altares verleiht uns unfehlbar die Vermehrung der heiligmachenden Gnade, wenn sich die Seele bereits im Zustande der heiligmachenden Gnade befindet. Es setzt also die Abkehr von der Sünde voraus. Doch diese erste Bedingung zum würdigen Genuß des heiligen Mahles genügt uns nicht. Mahnt doch die Kirche: „Wenn es ungeziemend ist, irgendwelche heilige Verrichtung unheilig vorzunehmen, so muß ein Christ, je mehr er von der Heiligkeit und Göttlichkeit dieses himmlischen Sakramentes durchdrungen ist, gewiß um so sorgfältiger sich hüten, ohne große Ehrfurcht und Heiligkeit es zu genießen.“[1] Dieser Mahnung kommen die Katholiken im allgemeinen auch treu nach. So übt der Empfang der heiligen Kommunion einen sehr nachhaltigen Einfluß auf die Vertiefung katholischer Frömmigkeit aus.

Aber die Werkheiligkeit der Katholiken! Muß sie nicht zur Verflachung und Veräußerlichung der Frömmigkeit führen? — Keineswegs. Ein gutes, d. h. verdienstliches Werk erfordert viel

[1] Conc. Trid. sess. 13, cap. 7.

innere Tugendhaftigkeit. Es setzt ja den Gnadenzustand voraus und muß irgendwie Gottes wegen geschehen. Daher sagt Gregor der Große[1]: „Nicht grünt des guten Werkes Zweig, wenn er nicht in der Wurzel der Liebe bleibt." Daher können Selbstsucht, Eitelkeit, Gefallsucht und andere unedle Absichten das Verdienst eines Werkes schmälern, ja zerstören.

Mit der heiligmachenden Gnade steht das Gebetsleben in enger Beziehung. Sie macht uns ja zu einem Kinde Gottes; zwischen Vater und Kind besteht aber ein vertrauter Verkehr. Der Heilige Geist wohnt ferner in der begnadeten Seele und lehrt sie beten, wie der Apostel sagt[2]. Schon daraus ergibt sich, wie innerlich das Gebet ist. Man hat es mit Recht das Atemholen der Seele, den Pulsschlag des Herzens genannt. Wohl können und müssen auch beten diejenigen, die die heiligmachende Gnade nicht besitzen; immer aber muß das Gebet dem Herzen entsteigen. Ein Gebet, bei dem sich nur die Lippen bewegen, kann dem Herrn nicht gefallen. Daher betont die katholische Moral so sehr die Andacht beim Gebete. Eine freiwillige Zerstreuung betrachten wir als eine Verletzung der Ehrfurcht, die wir dem Allerhöchsten schulden, als eine Sünde.

Das Gebetsleben zieht reiche Nahrung aus der herrlichen Feier des Gottesdienstes. Aber gerade diese Pracht der katholischen Liturgie betrachten manche Protestanten als eine Veräußerlichung echter Religiosität; selbst bei Katholiken, namentlich in den Kreisen der Gebildeten, trifft man hin und wieder eine gewisse Abneigung gegen die äußeren Formen der Gottesverehrung. Aber wie ein Baum, dem aus einer gesunden Wurzel reiche Nahrung zuströmt, sich auswächst zu einer stattlichen Krone mit Blättern, Blüten und Früchten, so drängt auch ein kräftiges inneres religiöses Leben zur äußeren Entfaltung.

Unsere Menschennatur verlangt einen solchen Ausdruck. Der Gedanke wird zum Wort, die Bilder der Phantasie ringen nach

[1] Homil. in Evang. 27.

[2] 1 Kor 3, 16. Röm 8, 26.

Gestaltung, die Seelenstimmungen, wie Freude und Trauer, Milde und Zorn, prägen sich in den Mienen aus, der Wille drängt zur Tat. Soll es denn unserem religiösen Denken, Empfinden und Wollen, das die Seele doch am tiefsten und gewaltigsten aufrührt, verwehrt sein, sich zu äußern? Das hieße einen reichen Quell hindern hervorzubrechen, ein starkes Feuer in mächtigen Flammen emporzuschlagen. Die katholische Liturgie ist aber nichts anderes als der Ausdruck der Gefühle, die der Glaube an den dreieinigen Gott im Herzen der Kirche weckt.

Wenn ich nun auch die katholische Kirche als Führerin zur Innerlichkeit feiere, so verhehle ich mir doch nicht, daß manche Katholiken ein recht oberflächliches, äußerliches Leben führen. Das lobe ich nicht, aber ich verstehe es. Sie sind Menschen, die nicht nur der eigenen Schwäche einen Tribut entrichten, sondern auch die gewaltige Macht der Verhältnisse an sich erfahren. Denn wie vieles reizt, ja drängt uns nach außen! Kein Wunder, wenn auch das religiöse Leben an Innerlichkeit einbüßt. Dieser Zeitströmung arbeitet gerade die Kirche mit ihren Lehren und Einrichtungen am wirksamsten entgegen und leitet ihre Kinder an, ein wahrhaft inneres Leben zu führen. Welch herrliche Erfolge sie zu erzielen vermag, lehren uns ihre Heiligen. Wer wie sie alle Erdengüter und Erdenfreuden preisgibt, um dafür Armut, Niedrigkeit und Schmerz einzutauschen; wer gleichwohl mit ungebrochenem Mute, ja mit erhöhter Willenskraft zum Wohle anderer arbeiten kann, wie so viele aus ihnen in edler Selbstlosigkeit es getan; wer bei allen den Opfern, die sonst ein Menschenkind zu erdrücken pflegen, einen stillen, seligen Frieden und eine überirdische Heiterkeit genießt: der muß wahrlich ein reiches Innenleben führen, aus dem ihm die Kraft zu solch edlem Handeln kommt, aus dem ihm ein Glück quillt, das den Mangel an äußerem Lebensgenuß aufwiegt, den kann man nur mit tiefer Bewunderung einen Helden der Innerlichkeit nennen.

Zu diesem Heldentum der Innerlichkeit hat sich der Katholizismus aber nicht nur in romanischen Ländern ausgewachsen, auch der

Germanenstamm in allen seinen Verzweigungen hat herrliche Blüten der Heiligkeit getrieben[1]. Im Verzeichnis der Heiligen strahlen sehr viele Namen, deren Träger zu der Zeit lebten, wo die Verehrung heiliger Personen noch von den Bischöfen gestattet werden konnte. Selbst im 10. Jahrhundert, das man gern das „finstere" nennt, gab es in Deutschland viele durch hohe Tugend hervorragende Männer und Frauen[2]. Die erste feierliche Heiligsprechung, die unter Johann XV. auf einer römischen Synode im Jahre 993 stattfand, galt einem deutschen Bischof, Ulrich von Augsburg. Seit diesem Jahre wurden bis 1520 ungefähr hundert Heiligsprechungen gefeiert, von denen eine stattliche Anzahl auf deutsche Heilige entfiel.

Nachdem aber im Jahre 1523 Benno von Meißen auf die Altäre erhoben worden war, haben wir nur selten mehr die Ehre gehabt, daß einem unseres Stammes jene Auszeichnung zuteil wurde. Zur Erklärung dieser Tatsache weist Kardinal Steinhuber[3] mit Recht hin auf die ungeheuren Schwierigkeiten, mit denen die Kirche seit dem 16. Jahrhundert gerade in Deutschland und Österreich zu kämpfen hatte, und auf den Einfluß, den der ständige Verkehr mit Andersgläubigen auf die Katholiken ausübt. Wohl kann der Kampf, den eine solche Berührung zur Folge hat, unter Umständen dazu dienen, die Gläubigen aufzurütteln und zu neuem Eifer anzutreiben. „Im allgemeinen aber wird die nahe und be-

[1] Vgl. Heitenmeyer, Die Heiligen Deutschlands[2], Paderborn 1889; Strunck-Giefers, Westfalia sancta, pia, beata, seu vitae eorum, qui sanctitate sua piisque exemplis Westfaliam illustrarunt. Conscripsit P. Michael Strunck, recognovit ac denuo edidit Guil. Engelb. Giefers, 2 voll., Paderborn. 1854/1855. Eine deutsche Bearbeitung erschien unter dem Titel: Des ehrw. P. Michael Strunck Leben der Heiligen Westfalens. Aus dem Lateinischen übersetzt, mit Anmerkungen versehen und vermehrt von Dr Franz Kaspar Goebbel, 2 Bde, Münster 1863/1864; Jocham, Bavaria sancta. Leben der Heiligen und Seligen des Bayernlandes, 2 Bde, München 1861/1862; Stamminger, Franconia sancta. Das Leben der Heiligen und Seligen des Frankenlandes, Würzburg 1881.

[2] Vgl. Beissel, Deutschlands Glanz im finsteren Jahrhundert, in den Stimmen aus Maria-Laach 1906 I 51 ff 178 ff 302 ff.

[3] Die schwebenden Selig- und Heiligsprechungsprozesse, ebd. 1905 I 1 ff.

ständige Berührung mit Andersgläubigen auf die Dauer ungünstig wirken, und dies insbesondere, wenn sie äußerlich friedlich sich gestaltet. Die fromme Einfalt des Glaubens, die Zartheit des Gewissens, der Eifer in der Übung der religiösen Pflichten, der Gehorsam gegen die Gebote der Kirche, kurz, das ganze Leben aus dem Glauben des katholischen Christen kann durch die nahe Berührung mit Personen, für die alle diese Dinge nichtig oder töricht oder gar sündhaft sind, nur geschädigt werden."

Obwohl nun die Reformation die Entwicklung der im deutschen Katholizismus schlummernden Kräfte sehr gehemmt hat, sind doch ohne Zweifel noch zahlreiche deutsche Katholiken zu einer ungewöhnlich hohen Stufe der Tugend emporgestiegen[1], und es gefiel Gott, für die Heiligkeit einiger durch Wunder Zeugnis abzulegen, so daß ihre Namen in das Verzeichnis der Seligen und Heiligen eingetragen werden konnten. Auf deutschem Boden entfaltete der in Holland geborene Jesuit Petrus Canisius eine reiche Tätigkeit. Im Jahre 1622 erlitt der hl. Fidelis, der aus Sigmaringen stammte, auf dem Wege von Sewis nach Grüsch in der Schweiz den Martertod[2]. Zu Kaufbeuren bei Augsburg starb 1744 die liebe selige Creszentia Höß, eine echt deutsche Klosterfrau, die bei Katholiken wie bei Protestanten in hohem Ansehen stand[3]. In der Aufklärungszeit arbeitete der hl. Klemens Hoffbauer eifrig an der Wiedererweckung echt katholischen Lebens, bis er 1820 zu Wien starb. An ihm trat bei aller Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit recht deutlich der Grundzug deutschen Wesens hervor: Willensstärke, Männlichkeit. Deshalb pflegte Zacharias Werner zu sagen, er kenne unter den Lebenden nur drei Kraftnaturen: Napoleon, Goethe und Hoffbauer[4].

---

[1] Vgl. Mathes, Tugendsterne Deutschlands seit der Glaubensspaltung. Ein Beitrag zur Germania sacra, Steyl 1902.

[2] Scala, St Fidelis von Sigmaringen, Trier 1897.

[3] Jeiler, Die sel. Kreszentia Höß[7], Dülmen 1909.

[4] Innerkofler, Der hl. Klemens Maria Hofbauer[2], Regensburg und Rom 1913. Spahn, Klemens Maria Hoffbauer, in Hochland 1909 II 299 ff.

Fünftes Kapitel.

Kultur und Kirche. (Allgemeines.)

Kultur ist Veredlung. Sie veredelt Verstand und Phantasie durch Wissenschaft und Kunst, Willen und Herz durch Tugend und Bildung; sie veredelt die Lebensweise durch einen reicheren und feineren Gebrauch der äußeren Güter, den gesellschaftlichen Verkehr durch gewähltere Formen.

Nach Lexis[1] ist Kultur „die Erhebung des Menschen über den Naturzustand durch die Ausbildung und Betätigung seiner geistigen und sittlichen Kräfte". Mit Recht betrachtet dieser Gelehrte als Kulturarbeit auch die Vervollkommnung und Anwendung der sittlichen Kräfte, da diese ja Güter schaffen, die in sich selbst hohen Wert besitzen und auch der Kulturarbeit auf andern Gebieten sehr dankenswerte, ja unentbehrliche Dienste leisten. In diesem Sinne durfte auch Louis Veuillot[2] schreiben: Le progrès est le même pour l'humanité et pour l'homme et ne consiste qu'en un seul point, qui est de s'affermir dans le bien ou d'y revenir.

Ihre Vollendung findet sie in der Religion. Diese reißt ja den Menschen gleichsam aus sich und der ihn umgebenden Natur heraus, um ihn emporzutragen zu Gott, dem unermeßlich Hohen und unerreichbar Vollkommenen. Wie sehr uns daher auch ein Gelehrter durch die Tiefe und den Umfang seines Wissens, ein Künstler durch die Pracht seiner Schöpfungen zur Bewunderung zwingt: größer noch erscheinen beide, wenn sie aus tiefer Überzeugung das Knie beugen, um ihrem Gott zu huldigen. Ein Kind, in dem eben das Licht der Vernunft aufgeflammt ist, steht auf einer niedrigen Stufe irdischer Kultur; aber beschleicht uns nicht

---

[1] Das Wesen der Kultur. Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart[2], Berlin und Leipzig 1912, 1 ff. Über den Begriff Kultur vgl. noch Apologetische Rundschau 1909, 37 ff; Ehrhard, Katholisches Christentum und moderne Kultur 8 ff.

[2] Çà et là I[10], Paris 1891, 312.

ein Gefühl der Ehrfurcht, wenn es seine Hände zum Gebete ineinanderlegt? Wir Christen erblicken in der Lehre des Erlösers den reinsten und vollendetsten Ausdruck der Religion. Daher stimmen wir Goethe bei, der am 11. März 1832 zu Eckermann sagte: „Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen.“[1] Die Religion ist aber nicht nur die Krone aller Kultur, sie übt auch auf die Gestaltung des ganzen menschlichen Erdenlebens einen gewaltigen Einfluß aus; man braucht nur das Leben der Völker, die auf der großen Weltbühne nacheinander aufgetreten sind, zu beobachten und man wird überall die tiefen Spuren dieses Einflusses entdecken. Wer demnach die Religion zerstört, bricht den kostbarsten Stein aus der Ehrenkrone, die das Haupt des Königs der sichtbaren Schöpfung umstrahlt.

Diese Veredlung ist, wenn wir sie auch nicht auf das religiöse Gebiet ausdehnen wollen, ein Recht und eine Pflicht der Menschheit. Gott selbst hat ja die Anlage und den Trieb, das Erdendasein zu verbessern und zu verschönern, in unsere Natur gelegt und uns reiche Mittel zur Erreichung dieses Zieles geboten. Während der Vogel immer in derselben Weise sein Nest baut und sein Lied singt, strebt der Mensch nach Fortschritt, nach Vervollkommnung. Schlagen wir die Bibel auf, so finden wir auf den ersten Seiten die Bestätigung dafür, daß Gott den Fortschritt will. Nachdem der Schöpfer das erste Menschenpaar gebildet, segnete er es und sprach: „Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde und machet sie euch untertan.“[2] Die Sünde hat freilich das Verhältnis des Menschen zu Gott und zur Natur getrübt;

---

[1] Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Neu herausgegeben von Dr H. H. Houben, Leipzig 1910, 614.

[2] Gn 1, 28.

doch wurde der Mensch nach der Sintflut in seiner Herrscherwürde vom Schöpfer bestätigt. Nachdem Noe ein Brandopfer dargebracht hatte, segnete Gott ihn und seine Söhne und sprach: „Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde. Furcht und Schrecken vor euch sei über alle Tiere der Erde und alle Vögel des Himmels samt allem, was sich reget auf Erden; alle Fische des Meeres, in eure Hand sind sie gegeben. Und alles, was sich regt und lebt, sei euch zur Speise; wie das grüne Kraut gebe ich euch alles.“ [1]

Wenn also der Mensch die reichen Kräfte und Gaben der Natur für seine Zwecke ausbeutet, handelt er im Auftrage Gottes, und seine Kulturarbeit ist Gottesdienst. Freilich gilt das Gebot des Schöpfers, die Erde zu unterwerfen, nur der Menschheit als Ganzem; nicht alle sind in gleicher Weise berufen, zur Förderung der irdischen Kultur beizutragen.

Die Beherrschung der Natur kann dem Menschen ein Mittel zur besseren Erfüllung noch höherer Pflichten sein. Als König der sichtbaren Schöpfung hat er die Aufgabe, seinen Herrn zu preisen und so gleichsam Priesterdienst zu versehen. Was die vernunftlosen Geschöpfe nicht auszusprechen vermögen, soll er in seinem und ihrem Namen in Worte fassen und als Lob und Anbetung, als Dank und Bitte dem Erschaffer entgegenjubeln. Dazu bedarf es allerdings keiner hohen Kulturstufe; auch eine bescheidene Bildung reicht zur Erfüllung dieser Pflicht aus. Denn das Weltall kündet und rühmt so laut und deutlich von Gott, der es mit starker Hand dem Nichts enthob, der es mit wunderbarer Weisheit lenkt, der es in seiner Güte mit verschwenderischer Pracht ausstattet, daß nach dem Worte der Schrift [2] der ein Tor ist, der aus all dieser Herrlichkeit den Schöpfer nicht erkennt. Darum durfte auch der hl. Bonaventura [3] sagen: „Wer von dem Glanze, den die erschaffenen Dinge ausstrahlen, nicht erleuchtet wird, ist blind; wer auf ihren lauten Ruf nicht erwacht, ist taub;

---

[1] Gn 9, 1 ff. [2] Weish 13, 1.
[3] Itinerar. ment. in Deum c. 1, n. 15.

wer Gott ob aller seiner Werke nicht lobt, ist stumm; wer aus allen diesen Anzeichen den ersten Ursprung der Dinge nicht erkennt, ist ein Tor. Öffne also Auge und Ohr, tue auf Mund und Herz, um in allen Geschöpfen deinen Gott zu schauen, zu hören, zu loben, zu lieben und zu verehren, zu rühmen und zu preisen." Die stets fortschreitende Kultur gewährt uns aber einen tieferen Einblick in die Geheimnisse der Natur und kann dadurch für uns ein Mittel zum Wachstum in der Erkenntnis und Liebe des Schöpfers werden. Bonaventura nennt die erschaffene Welt ein Buch, das in leuchtender Schrift von dem dreieinigen Gott erzählt. Die Runen sind die Geschöpfe, die in verschiedenem Grade Gottes Vollkommenheiten darstellen und darum Stufen gleichen, auf denen der Menschengeist zum höchsten Prinzip, zu Gott, emporsteigen soll[1]. Wie nun ein Buch, in dem ein großer Geist seine Gedanken niedergelegt hat, von einem Gelehrten leichter und besser als von einem weniger Gebildeten verstanden wird, so kann uns auch die fortschreitende Kultur behilflich sein, deutlicher des Schöpfers Spuren im Weltall aufzufinden, klarer seines Wesens Züge zu schauen. Wächst nicht unsere Erkenntnis Gottes und mit der Erkenntnis unser Staunen und unsere Liebe, wenn wir unter Führung der Wissenschaft mit gläubigem Sinn den Sternen auf ihrer Lichtbahn folgen oder die Wunder der Meerestiefe schauen, Bau und Lebensart einer stillen Blume oder eines schlichten Vogels beobachten, den Menschen in seinem seelischen und körperlichen Leben, in seinem Wirken durch die Jahrhunderte betrachten? Ja, die Kultur verstärkt den Hymnus, der den Weltendom durchbraust: „Herr, mein Gott, groß bist du gar sehr; in Herrlichkeit und Pracht hast du dich gekleidet."[2]

Herrlicher als im Reiche der Natur offenbart sich Gott in der Gnadenwelt, die eine sichtbare Gestalt in der Kirche angenommen hat. Auch diesem Gottesreich auf Erden erwachsen aus dem Fortschritt der Kultur große Vorteile. Gleichwie ehemals heid-

[1] Breviloq. pars 2, c. 12. [2] Ps 103, 1 2.

nische Tempel in christliche Gotteshäuser umgewandelt wurden, wie römische und griechische Schriftsteller durch ihre glänzenden Formen und ihre wahren Gedanken der Kirche Dienste leisteten, so dienen auch die modernen Entdeckungen und Erfindungen den hohen Zwecken der Kirche. Schiffahrt und Eisenbahn, um nur einige zu nennen, Telegraph und Telephon fördern in hohem Grade die Seelsorge und das große Werk der Glaubensverbreitung in den Heidenländern, vermitteln eine lebendige Verbindung der Gläubigen mit ihren Hirten und des ganzen Erdkreises mit Rom. Die mannigfachen Erfindungen und Entdeckungen stehen aber in engem Zusammenhange, bedingen und fördern sich gegenseitig, so daß man mit Recht behaupten kann, unsere gesamte Kultur diene näher oder entfernter den hohen Anforderungen der Kirche. Der Trierer Bischof Matthias Eberhard[1] spricht einmal von der engen Verbindung der Länder und Völker, die durch den Fortschritt der Kultur angebahnt wird, und fährt dann fort: „Wer wird am Ende das meiste bei den Unternehmungen gewinnen? Glaubet mir, kein anderer als Jesus Christus. Die Vorurteile gegen die Kirche schwinden, die Freiheit der Kirche wächst. Ihre Sendboten und Priester, welche früher die mühsamsten Wege und unwegsame Strecken nicht gescheut, tragen nun leichter das Evangelium zu den Völkern. Alle diese neuen Wege führen am Ende in die Kirche Christi."

Wie sehr das Volkswohl bei der steigenden Kultur zunimmt, liegt klar am Tage. Beweisen doch, um nur eines hervorzuheben, die Tabellen der Statistik, daß die Sterblichkeitsziffer in Preußen seit einer Reihe von Jahren bedeutend gesunken ist. Einen sehr großen Anteil an dieser glücklichen Wendung darf sich ohne Zweifel die Medizin zuschreiben. Aber auch sie verdankt ihr Aufblühen wieder andern modernen Erkenntnissen und Errungenschaften. Namentlich ist es der großartige Aufschwung der Naturwissenschaften, der ihr in hohem Grade zugute kommt.

[1] Kanzelvorträge I[4], Freiburg 1904, 326.

Aber wird nicht der Mensch, je mehr sich die Herrlichkeit seiner Umgebung unserem Auge erschließt, von dem Glanze seiner Würde verlieren? Das Gegenteil trifft zu. Denn wie groß auch die Kräfte der Natur sein mögen, der Mensch ist es doch, der sie aufdeckt, bezwingt, verwertet. Er steigt hinab in der Erde Tiefen, um Schätze zu heben, die seit Jahrtausenden dort aufgespeichert sind. Den brausenden Wassern setzt er Schranken und benutzt ihre ungestüme Kraft zu seinen Unternehmungen. Auch der Luft ist er Herr geworden und durchfurcht sie in schnellem Fluge. Er überlistet den Blitzstrahl und läßt ihn unschädlich vor seine Füße fallen. Den spröden Stein und das harte Erz zwingt er, jene Formen anzunehmen, die sein Geist ersonnen. Er ruft den elektrischen Funken, um ihn als Boten seiner Aufträge hinauszuschicken durch die Abgründe des Ozeans, über die Firnen der Berge. Der Dampfkraft gebietet er, ihn mit Windeseile über Meer und Land zu tragen, der Maschine, an seiner Statt die anstrengendsten Arbeiten zu übernehmen. Groß erscheint fürwahr der Mensch im Glanze seiner Entdeckungen und Erfindungen, und im Hochgefühl seiner ererbten und ausgebildeten Überlegenheit über die Natur darf er sich freudig gestehen, daß wir es herrlich weit gebracht haben[1]. Wem drängt sich diese Erwägung nicht mit überwältigender Wucht auf, wenn er die Stätten durchstreift, wo die Industrie ihre großartigen Werke geschaffen? Vor Überhebung muß den Menschen freilich die Erkenntnis schützen, daß er Jahrhunderte bedurft, um zu der Höhe, auf der er jetzt steht, emporzusteigen, daß er auf dem Wege so manche Irrungen durchgemacht, daß er viele Errungenschaften nur wie durch Zufall gewonnen hat[2].

Die dargelegten Gründe bestimmen die Stellung der Kirche zur Kultur. Weit entfernt, einen gesunden Fortschritt gleichgültig,

[1] Vgl. Kultur und Kirche. Zwei Hirtenworte des Kardinalbischofs von Perugia, Joachim Pecci. Aus dem Italienischen von Dr B. Liesen, Mainz 1878.

[2] Vgl. Littrow, Wunder des Himmels, 8. Aufl. von E. Weiß, Berlin 1897, Einleitung.

mißvergnügt, ablehnend zu beobachten, begrüßt sie ihn vielmehr mit Freuden. Sagt doch Leo XIII., der schon als Bischof von Perugia in einem ausgezeichneten Hirtenbrief die Stellung der Kirche zur Kultur behandelt hatte: „Da alles, was wahr ist, nur von Gott ausgehen kann, darum erblickt die Kirche in jedem Ergebnis der Forschung das Siegel des Geistes Gottes. Es gibt eben keine Wahrheit, die den Lehren der Offenbarung widerstreitet; diese empfängt vielmehr vielfache Bestätigung durch die Wissenschaft. Eben darum muß jeder Fortschritt derselben uns ein Antrieb werden, Gott immer mehr zu erkennen und zu preisen; was immer diesen fördert, begrüßt deswegen die Kirche gern mit Freuden. Und wie sie allen Zweigen derselben ihre Sorge und Pflege widmet, so will sie auch, daß das Studium der Naturwissenschaften emsig betrieben werde. Wenn durch derartige Studien Neues an den Tag gefördert wird, so ist die Kirche nicht dagegen; ebensowenig, daß man sich bestrebt, mehr und mehr das Leben schöner und zweckmäßiger zu gestalten; weil Feindin aller Trägheit und Untätigkeit, hegt sie vielmehr den sehnlichsten Wunsch, daß durch Bildung und Pflege des Geistes reichliche Früchte gewonnen werden, und sie selbst ist es, die auf allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst zur Tätigkeit anspornt. Indem sie aber alle diese Bestrebungen durch ihre Einwirkung zu einem edlen und heilbringenden Ziele hinrichtet, sucht sie nur vorzubeugen, daß Intelligenz und Industrie die Menschen Gott und den himmlischen Gütern nicht entfremden.“[1]

---

[1] Immortale Dei, 1 Nov. 1885. — Der protestantische Theologe Pfennigsdorf (Christus im modernen Geistesleben 27) sagt über den Fortschritt der Naturwissenschaft: „Gerade als Christen wollen wir uns hüten, die wissenschaftliche Arbeit der Forscher mit Geringschätzung oder Abneigung zu betrachten, wollen uns mit vollem, ganzem Herzen ihrer Erfolge freuen und sie mit dankbarem Sinn aus der Hand des Höchsten hinnehmen. Wem vor diesen Gaben das Herz noch kalt bleibt, wer gar dem Wunsche noch Raum gibt, Gott hätte der Wissenschaft Zügel anlegen sollen, der verleugnet damit den Glauben an den allmächtigen Vater, der alles, auch die Entwick-

Die hohe Auffassung der Kirche von der Kultur gibt sich kund in ihren Segnungen. Nicht nur die schlichte Arbeit des Landmannes segnet sie, sondern auch die großen Unternehmungen der Industrie und Technik. Bevor ein Schmelzofen dem Betriebe übergeben wird, betet sie: „Allmächtiger, ewiger Gott, von dem alles Erschaffene stammt, und der du in wunderbarer Anordnung deiner Güte es dem Menschen zum Gebrauche übergeben hast, . . . flehentlich bitten wir dich, segne diesen Ofen . . ., damit die Arbeiter durch die Kraft des Feuers passendes Metall gewinnen. Auch verleihe ihnen Wachstum in deiner heilbringenden Gnade." Vor Eröffnung einer Eisenbahnlinie fleht sie zu Gott, „der alle Elemente zu seinem Ruhme und zum Nutzen der Menschen geschaffen hat", daß er das neue Unternehmen segne und durch seine gütige Vorsehung allzeit schirme, daß er seine heiligen Engel sende, um die Reisenden vor allen Gefahren zu schützen. Auch zur Einweihung eines Telegraphen entsendet sie ihre Diener. Nachdem der Bischof den 103. Psalm gesprochen, jenes großartige Loblied auf des Schöpfers Macht, Weisheit und Güte, betet er: „O Gott, der du wandelst auf Sturmesfittichen und allein Wunderbares wirkst, der du durch die Kraft, die du dem Metalle gegeben, die Nachrichten herüber und hinüber sendest, verleihe, daß wir, durch die neuen Erfindungen belehrt, mit dem Beistande deiner Gnade hurtiger und freudiger zu dir eilen." [1]

---

lung der Wissenschaft und das Auftreten großer Erfindungen, zum Besten seiner Kinder leitet. Die Naturwissenschaft, ein Mittel in der Hand des großen Gottes zur Wohlfahrt des Menschengeschlechtes, zur Annäherung der Völker, zur Ausbreitung seines Reiches! Es ist nicht zufällig, daß gerade das Zeitalter des Weltverkehrs auch das der Weltmission geworden ist. Der Erfinder der Dampfmaschine hat für die Ausbreitung des Evangeliums mehr getan als Jahrhunderte vor ihm."

[1] Vgl. Rituale Romanum; Probst, Die kirchl. Benediktionen und ihre Verwaltung, Tübingen 1857; Franz, Die kirchl. Benediktionen im Mittelalter, 2 Bde, Freiburg i. Br. 1909.

Die Kirche begleitet jedoch den Fortschritt nicht nur mit Segen; in ihrer Lehre und in ihren Einrichtungen liegen mannigfaltige Momente, durch die sie, wie die folgenden Kapitel zeigen sollen, zu einer Förderin der Wissenschaft, der Kunst, des Wohlstandes wird.

Wie hoch aber auch der Mensch alle seine Fähigkeiten ausbilden, wie sehr er sein ganzes Erdenleben verschönern mag: die Kultur läßt in seinem Herzen eine große Lücke, eine tiefe Kluft; sie vermag ihm kein wahres, inneres Glück zu bieten. Daher seufzt Robert Hamerling:

Ach, der Mensch — und hätt' er alles
Höchste hier erreicht auf Erden,
Ewig strebt er in die Ferne,
Selbst vom Erdrund weiter, weiter,
Bis hinauf ins Reich der Sterne.

Stand Goethe nicht auf den Höhen der Kultur? Und doch legte er seinem Freunde Eckermann gegenüber das Geständnis ab: „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben sein wollte."[1] Von der Wissenschaft, der doch die Palme unter den Kulturgütern zufällt, sagt Harnack[2], daß sie nicht imstande ist, alle Bedürfnisse des Geistes und Herzens zu umspannen. „Zentnerschwer fällt diese Einsicht in manchen Stunden heißer Arbeit auf unsere Seele, und doch — wie verzweifelt stünde es um die Menschheit, wenn der höhere Friede, nach dem sie verlangt, und die Klarheit, Sicherheit und Kraft, um die sie ringt, abhängig wären von dem Maße des Wissens und der Erkenntnis!"

[1] Eckermann, Gespräche mit Goethe 65 f.
[2] Wesen des Christentums 11 f.

Diesen Weg zum wahren Glück zeigt und führt uns die Kirche. Denn sie gibt uns Licht und Kraft zur Pflege einer religiösen und sittlichen Kultur, die uns schon hienieden wahren Frieden gewährt und den Weg bahnt zur seligen Anschauung Gottes im Jenseits, durch welche alle unsere Kräfte die denkbar höchste Veredelung erfahren.

Noch einen andern großen Dienst erweist die Kirche den Völkern. Wie die Geschichte lehrt und ein Blick um uns bestätigt, treten bei einer hohen Kultur allerhand bedenkliche Erscheinungen zutage: Gottlosigkeit, Hochmut, Hartherzigkeit, Genußsucht und Sittenverderbnis mischen sich unter ihr glänzendes Gefolge. Diese religiöse und sittliche Entartung aber ist es, die den Zusammenbruch einer Kultur und den Sturz eines Volkes vorbereitet. Die Ruinen Roms, gewaltige Zeugen ehemaliger Herrlichkeit, reden fürwahr eine Sprache, die unsere moderne Welt erschüttern sollte. Die Kirche aber ist ein starker Hort des Gottesglaubens, eine mächtige Förderin der Tugend; durch Wort und Beispiel predigt sie Demut und Entsagung; treu ihrem göttlichen Stifter betont sie nachdrücklich das große Gebot der Liebe und nimmt sich mit wahrem Mutterssinn aller Bedrängten an. Diese warmherzige Liebe tut uns heute so sehr not. Wir haben es freilich herrlich weit gebracht, aber auch ein tausendfaches Elend stiert uns an; in den Jubelruf der Kulturfrohen tönt hinein der Schmerzensschrei der Enterbten. Wie viele Tränen aber würden nicht geweint, wenn mehr Liebe auf Erden herrschte; wie viele tiefe Wunden würden sich leichter schließen, wenn zarte Liebe es verstände, lindernden Balsam hineinzuträufeln! Nietzsche predigt allerdings das Evangelium vom Übermenschen, dem er allein einen Platz unter der Sonne gönnt und die Befugnis zuspricht, alle Elenden und Schwachen niederzutreten. Und viele sind es, die ihm glauben. Doch gottlob ist die überwältigende Mehrheit unseres Volkes noch nicht so entartet, daß sie sich nicht auflehnte gegen eine solch rohe Weisheit. Aber je mehr sich die Welt vom Christentum entfernt, um so mehr wird sie ihm Beifall spenden. Wer demnach Trost sucht in eigener Not und sich

ein Herz für fremdes Weh bewahrt hat, muß es der Kirche Dank wissen, daß sie so mannhaft eintritt für Gott und seinen Gesandten Jesus Christus, und eine so starke Schlachtlinie gegen den Vormarsch des Unglaubens bildet.

Besitzt aber unsere Kirche die Kraft, die Wunden des modernen Kulturlebens zu heilen, so fällt uns Katholiken die hohe Aufgabe zu, „uns selbst von der ganzen Fülle der Wahrheit und Gnade durchdringen zu lassen, welche die katholische Kirche der Menschheit zu vermitteln berufen ist". Sie allein birgt noch in sich den Reichtum an Glaube und Liebe, der die Jugendzeit des Christentums auszeichnete und die Söhne Roms und Hellas so mächtig anzog. Wohl macht sie durch ihr zähes Festhalten an dem Erbe der Väter auf die Außenstehenden den Eindruck einer gewissen Starrheit und Rückständigkeit; aber gerade dieses Festhalten wird sie befähigen, „den nach Wahrheit und Gnade dürstenden Seelen Licht und Kraft zu spenden, wenn vielleicht einmal der auflösende Relativismus und der religionsfeindliche Naturalismus der modernen Kultur ihren eigenen Kindern den letzten Rest der christlichen Licht- und Wärmestrahlen geraubt haben wird, mit denen sie heute noch ihr sittliches und religiöses Leben fristen."[1] Nachdem wir die Wahrheit und Gnade der Kirche in uns aufgenommen und dadurch eine felsenstarke Grundlage für Geist und Herz gefunden haben, können wir uns auch alle Errungenschaften der Kultur freudig zunutze machen. Männer aber, in denen sich Religion und Kultur zu einem festen Lebensbunde zusammenschließen, sind ein Licht, das klärend, beruhigend und stärkend auf die Schwachen unter uns wirkt, den uns Fernen mehr und mehr die Nebel zerstreut, welche Mißverständnis und Vorurteil um die strahlende Gottesstadt gezogen haben. In diesem Sinne ist mit Recht gesagt worden, daß ein einziger katholischer Gelehrter Bände von Apologetik aufwiegt.

---

[1] Ehrhard, Katholisches Christentum und moderne Kultur 90 f.

Sechstes Kapitel.

Der Kirche Stellung zur Wissenschaft.

Wie sich das Auge dem Lichte zuwendet, so strebt unser Verstand nach Wahrheit. Diesem Drange entstammt die Wissenschaft. Sie ist eine auf Gründen beruhende sichere Kenntnis eines Dinges[1].

Wer kennte nicht ihre Bedeutung? Der Gelehrte weilt in stiller Stube, und was er sinnt, kann er nur wenigen verkünden. Aber sein Wort dringt nach und nach in immer weitere Kreise, um vielleicht für Jahrhunderte Segen oder Fluch zu stiften. Wir feiern gern die großen Heerführer und Staatsmänner als die Starken, die Reiche bauen, Reiche niederreißen, und doch sind sie oft nur die Ausführer der Botschaft, die längst vom Lehrstuhl erklang. Ideen gestalten die Welt. Der Wissenschaft bedient man sich ferner, um den Angriff gegen die Religion zu verschleiern. Namentlich sind es Naturwissenschaft, Geschichte und Philosophie, die man zu solcher Sklavenarbeit zwingt. Die echte Wissenschaft soll daher den Aufklärungsdienst übernehmen, durch Gegenangriff die Feinde zurückdrängen und den Schwachen durch Begründung des Glaubens eine Stütze bieten. „Wie Gott", sagt der hl. Bonaventura, „die Liebe der Schwachen durch zeitliche Wohltaten nährt, so gibt er ihrem Glauben durch Beweise Nahrung. Würden die Schwachen sehen, daß es an Beweisen zur Stütze des Glaubens fehlte, während sich überaus vieles zur Bekämpfung

[1] Die Modernen geben dem Begriff „Wissenschaft" eine weitere Ausdehnung und fassen darunter „alle die sichern und ungewissen Kenntnisse, die Resultate und Hypothesen, auch die Forschungstätigkeit selbst mit ihren Methoden zusammen" (Donat, Die Freiheit der Wissenschaft 4). Daher verstehen wir auch, wenn Tschackert (Modus vivendi 82) sagt, daß sich die Wissenschaft, „zusammenhängend begründete Erkenntnis", die erstrebt wird durch „rücksichtslose freie Forschung", „immer im Flusse" befindet. In demselben Sinne bemerkt Pfennigsdorf (Christus im modernen Geistesleben 90): „Unser Wissen ist nie abgeschlossen. Was heute gewiß ist, kann morgen infolge neuer Entdeckungen oder Erforschungen wieder ungewiß werden."

des Glaubens darbietet, würde keiner von ihnen standhalten." „Den Glaubensstarken aber", führt der seraphische Lehrer weiter aus, „gewährt die Wissenschaft Freude. Wundersam fühlt sich die Seele erfreut, wenn sie einsieht, was sie bereits in vollkommenem Glauben angenommen hat."[1] Die Wissenschaft legt sodann vielfach den Grund zu dem Fortschritt der Kultur, der, wie bereits dargetan, der Kirche in mannigfacher Hinsicht zugute kommt. Die erhabenste Aufgabe der Wissenschaft ist die, den Menschen zu Gott zu führen. Der hl. Bonaventura hat in einer kleinen Schrift[2] gezeigt, „wie in allem, was wir fühlen oder erkennen, Gott verborgen ist". Seine geistreichen Ausführungen schließt er mit den Worten: „Das ist die Frucht, die wir aus allen Wissenschaften schöpfen sollen: Stärkung des Glaubens, Verherrlichung Gottes, Vervollkommnung des sittlichen Wandels, Genuß der Tröstungen, die aus der Vereinigung der Seele mit Gott fließen. Diese Vereinigung vollzieht sich durch die Liebe, zu der die ganze Heilige Schrift und folglich jedes von oben flutende Licht hinstrebt, und ohne die jede Erkenntnis nichtig ist."

Aus diesen Darlegungen erhellt, daß sich unsere Kirche nicht gleichgültig oder gar ablehnend gegen die Wissenschaft verhalten kann; sie muß eine Förderin wahrer Wissenschaft sein, und sie ist es stets gewesen. Am 20. April 1904 empfing der Heilige Vater, Pius X., die Mitglieder der historischen Institute Roms. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er, anknüpfend an die Rede des Prälaten Fraknoi, daß es in Wahrheit zu den denkwürdigsten Taten Leos XIII. gehöre, der ganzen gelehrten Welt die reichen Schätze des vatikanischen Archivs erschlossen zu haben. Den Worten seines hohen Vorgängers: „Die katholische Kirche hat keine Furcht vor der Wahrheit", fügte er bei: „Im Gegenteil, die katholische Kirche ist die beste Schützerin und Hüterin der Wahrheit. Ich bin gern bereit, alle von Leo XIII. getroffenen Einrichtungen

[1] I. Sent., prooem. 9, 1.

[2] De reductione artium ad Theologiam n. 26.

aufrecht zu erhalten und wünsche, daß die Studien immer weiter fortschreiten. Alle, die sich am Studium der Wahrheit beteiligen und der historischen Wahrheit Anerkennung verschaffen, streben nach dem gleichen Ziele wie die katholische Kirche."[1] In demselben Sinne empfahl Leo XIII. die Pflege des Naturstudiums. „Die Naturwissenschaften", sagte er einmal, „betreibet mit Eifer. Die genialen Erfindungen und segensreichen Unternehmungen, die unsere Zeit auf diesem Gebiete aufzuweisen hat, ernten mit Recht die Bewunderung unserer Zeitgenossen und werden stets das höchste Lob der Nachwelt genießen."[2] Derselbe weitschauende Papst erließ ein eigenes Rundschreiben über das Studium der Philosophie. Darin empfiehlt er freilich zunächst die auf Aristoteles sich stützende Scholastik, die in dem hl. Thomas von Aquin ihre höchste Vollendung erreicht hat, ohne jedoch ihre Schwächen zu übersehen und eine Weiterbildung hemmen zu wollen. „Wenn sich bei den Scholastikern etwas findet, das allzu spitzfindig ausgeklügelt oder ohne die nötige Überlegung vorgebracht worden, oder etwas, das mit den sichern Ergebnissen einer späteren Zeit nicht stimmt, oder schließlich etwas, das in irgend einer Weise unwahrscheinlich ist, so liegt es Uns durchaus fern, das unserer Zeit zur Nachahmung zu empfehlen."[3] Diese Worte der beiden letzten Päpste sind ein Nachhall der Erklärung, die das Vatikanische Konzil[4] gibt: „Weit entfernt, die Pflege menschlicher Künste und Wissenschaften zu hindern, unterstützt und fördert die Kirche sie auf vielfache Weise. Denn sie verkennt oder verachtet nicht die Vorteile, die von ihnen auf das menschliche Leben überfließen. Ja sie gesteht, daß Kunst und Wissenschaft, die von Gott, dem Herrn der Erkenntnis, stammen, bei rechtem Betrieb unter dem Beistande seiner Gnade auch zu Gott führen."

Wenn so die Kirche der Pflege weltlicher Wissenschaft das Wort redet, tut sie es in dem hehren Bewußtsein, daß sie sich im Be-

[1] Köln. Volkszeitung 1904, Nr 334.

[2] Allokution vom 7. März 1880. [3] Aeterni Patris, 4. Aug. 1879.

[4] Constitut. dogmat. de fide cath. cap. 4. Denzinger 479.

sitze der Wahrheit befindet und darum die sichern Ergebnisse der Wissenschaft nicht zu fürchten hat. Wie ein Licht das andere nicht auslöschen, so kann auch eine Wahrheit die andere nicht aufheben. Daher die bedeutsame Erklärung des Vatikanischen Konzils[1]: „Obwohl der Glaube über die Vernunft ist, kann doch niemals zwischen Glaube und Vernunft ein wahrer Gegensatz bestehen. Derselbe Gott, der die Geheimnisse offenbart und den Glauben eingießt, hat dem Menschengeiste das Licht der Vernunft verliehen; Gott aber kann sich niemals verleugnen, noch eine Wahrheit der andern jemals widersprechen." Je tiefer demnach ein katholischer Gelehrter von der Wahrheit seines Glaubens durchdrungen ist, um so ruhiger kann er seine Fachwissenschaft betreiben. Scheint ihm aber einmal das Ergebnis seiner Arbeit einem Glaubenssatze zu widersprechen, so sagt er sich, daß er entweder das Dogma nicht im Sinne der Kirche aufgefaßt oder seine Forschung noch nicht zu einem sichern Abschluß gebracht hat.

Auf Grund solcher Erklärungen, die von der höchsten kirchlichen Autorität ausgehen, erheben wir Katholiken entschieden Widerspruch gegen den immer wiederkehrenden Vorwurf, daß die Kirche eine Freundin der Finsternis und eine Förderin der Unwissenheit sei, eine Feindin der Klarheit und des Fortschrittes der Wissenschaften. Nein, was das fleischgewordene Wort von Natur ist, das ist die Kirche durch Teilnahme an seiner Wesenheit: „Das wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet, das in diese Welt kommt."[2]

Unsere Glaubensgegner jeder Richtung schleudern gegen die Kirche oft den Vorwurf, sie mache ein wissenschaftliches Arbeiten unmöglich, weil sie kein voraussetzungsloses Forschen gestatte. Diese irrtümliche Auffassung kam so recht zur öffentlichen Aussprache, als im Jahre 1901 an der Universität Straßburg ein Katholik als Geschichtsprofessor angestellt werden sollte. Bei der Gelegenheit veröffentlichte Theodor Mommsen in den „Münchner

---

[1] Ebd. Denzinger 478.

[2] Jo 1, 9. Vgl. Leo XIII. Ut mysticam, 14. März 1891.

Neuesten Nachrichten“[1] eine Erklärung, die die in weiten Kreisen herrschenden Anschauungen grell beleuchtet und darum hier eine Stelle finden möge.

„Es geht durch die deutschen Universitätskreise das Gefühl der Degradierung. Unser Lebensnerv ist die voraussetzungslose Forschung, die nicht das findet, was sie nach Zweckerwägungen und Rücksichtnahmen finden soll und finden möchte, was andern, außerhalb der Wissenschaft liegenden Zwecken dient, sondern was logisch und historisch dem gewissenhaften Forscher als das Richtige erscheint, in ein Wort zusammengefaßt: die Wahrhaftigkeit. Auf der Wahrhaftigkeit beruht unsere Selbstachtung, unsere Standesehre, unser Einfluß auf die Jugend. Auf ihr ruht die deutsche Wissenschaft, die das Ihrige beigetragen hat zu der Größe und der Macht des deutschen Volkes. Wer daran rührt, führt die Axt gegen den mächtigen Baum, in dessen Schatten und Schutz wir leben, dessen Früchte die Welt erfreuen.

„Ein solcher Axtschlag ist jede Anstellung eines Universitätslehrers, dessen Forschungsfreiheit Schranken gezogen werden. Abgesehen von den theologischen Fakultäten, ist der Konfessionalismus der Todfeind des Universitätswesens. Die Berufung eines Historikers oder eines Philosophen, welcher katholisch sein muß und welcher dieser seiner Konfession dienstbar sein soll, heißt doch nichts anderes, als den so Berufenen verpflichten, seiner Arbeit da Grenzen zu setzen, wo die Ergebnisse einem konfessionellen Dogma unbequem werden könnten, dem protestantischen Historiker verbieten, das gewaltige Geistestum des Papsttums in volles Licht zu setzen, dem katholischen, die tiefen Gedanken und ungeheure Bedeutung des Ketzertums und des Protestantismus zu würdigen. In dem kläglichen Armutszeugnis, das die Konfessionen sich damit selbst ausstellen, wenn sie ihren Anhängern verbieten, Geschichte oder Philosophie bei einem Lehrer anderer Konfession zu hören, und gegen etwaige Irrlehren das Mittel der Ohrverstopfung zu verordnen,

[1] 1901, Nr 530.

liegt zugleich eine der Allgemeinheit drohende Gefahr. In seinen Anfängen ist der Krebsschaden heilbar; später ist er es nicht mehr.

„Möchte jeder junge Mann, den der Universitätsberuf auf diese schwierigen Gebiete lockt, immer und vor allem dessen eingedenk bleiben, daß für den rechten Erfolg die erste Bedingung der Mut der Wahrhaftigkeit ist, daß der Fanatiker, der die Wahrheit nicht zu begreifen vermag, nicht an die Universität gehört, noch weniger aber derjenige, der insoweit konfessionell ist, als er dabei zugleich ministeriell bleibt. Gewiß kann auch er als Gelehrter tüchtige Arbeit leisten; aber auf die Selbstachtung und auf die Achtung seiner Standesgenossen und der für den Seelenadel feinfühligen Jugend muß er verzichten.

„Möglichen Mißverständnissen zu begegnen, mag noch hinzugefügt werden, daß hier die Rede ist lediglich von den prinzipiellen Fragen, ob es gerechtfertigt ist, Universitätsprofessuren, außerhalb der theologischen Fakultäten, nach konfessionellen Rücksichten und mit konfessionellem Rechtszwang zu vergeben. Wie in dem einzelnen Falle der Ernannte sich persönlich zu seiner Konfession stellt, was er als Protestant oder als Katholik sein will oder sein soll oder sein kann, kommt dabei in keiner Weise in Betracht. Der Schlag gegen die Universitätsfreiheit bleibt der gleiche, mag er in der besondern Anwendung die eine oder die andere Konfession, diese oder jene Richtung treffen. Möchte somit ein jeder, der bei der Anstellung von Universitätslehrern mitzuwirken berufen ist, dessen eingedenk bleiben, daß die voraussetzungslose Forschung, d. h. die Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit des Forschers, das Palladium des Universitätsunterrichtes ist, und sich hüten vor dem, was nicht verziehen wird, vor der Verleitung zu der Sünde wider den Heiligen Geist. Die Hoffnung wird vielleicht nicht täuschen, daß damit die Gesinnung unserer Kollegen zum Ausdruck gebracht wird. Th. Mommsen."

Allerdings verlangt die Kirche von den schlichten Gläubigen wie von den Gelehrten eine gläubige Unterwerfung unter das Dogma, aber gebietet denn die Wissenschaft dem Gelehrten, daß

er diese seine Überzeugung verleugne? Nein. Die Wissenschaft hat den Zweck, uns in den Besitz der Wahrheit zu setzen, ein Ding uns so erkennen zu lassen, wie es in Wirklichkeit ist. Diese Vernunfterkenntnis kann aber, wie schon dargetan worden, der Glaubenserkenntnis nicht widersprechen. Folglich kann die Wissenschaft niemals gebieten, den Glauben preiszugeben. Noch mehr. Das Dogma ist nicht nur keine Schranke, sondern eine Lichtquelle der Erkenntnis. Treffend bemerkte einmal der hochwürdigste Herr Bischof von Speyer: „Jedes Dogma ist eine Erweiterung unseres geistigen Sehfeldes, ein Ausblick in eine andere Lichtwelt, die über den Horizont der Wissenschaft hinausliegt, die aber ebenso real ist wie die naturwirkliche Welt. Jedes Dogma ist eine Bereicherung, nicht eine Verarmung des Geistes, ein Gebot, nicht ein Verbot geistigen Fortschritts.“[1]

Zu dieser Preisgabe seiner Glaubensüberzeugung ist der katholische Gelehrte um so weniger gezwungen, da sich fast jeder Fachmann genötigt sieht, eine Menge von Erkenntnissen aus andern Fachwissenschaften einfach anzunehmen. Die Medizin muß manches der Naturwissenschaft glauben, die Psychologie oft auf die allgemeine Anatomie zurückgreifen, die Psychiatrie kann der Psychologie nicht entraten; die Geschichtsforschung eignet sich die Ergebnisse der Philologie an. Je mehr sich die Wissenschaft in einzelne Forschungsgebiete zersplittert, um so mehr sind die Vertreter der einzelnen Fachgebiete gezwungen, einander zu glauben. Daher kann es auch kein Verstoß gegen die Wissenschaftlichkeit sein, wenn ein katholischer Gelehrter bei seinen Forschungen die Dogmen seiner Kirche als unantastbare Grundlagen voraussetzt.

Man wird entgegnen, daß die Ergebnisse der einzelnen Wissenschaften beweisbar sind. Aber auch unser Glaube ruht auf starkem Fundamente; es fehlt uns keineswegs an Beweisen, um darzutun, daß Gott ist, daß er zu den Menschen gesprochen, daß er die Kirche als unfehlbare Lehrerin seines Wortes bestellt hat. Da-

[1] Allgemeine Rundschau 1913, 156.

her sagt Cauchy[1], der nach dem Urteil vieler Gelehrten der erste Mathematiker des 19. Jahrhunderts war, jedenfalls aber zu den größten Meistern seines Faches gehört: „Ich bin Christ ... mit allen großen Astronomen, mit allen großen Physikern, mit allen großen Mathematikern der vergangenen Jahrhunderte. Ich bin auch Katholik mit der Mehrzahl von ihnen, und wenn man mich um meine Gründe dafür fragte, so würde ich sie bereitwillig nennen. Man würde dann sehen, daß meine Überzeugungen nicht das Ergebnis von ererbten Vorurteilen, sondern tiefgehender Untersuchung sind." Ähnlich erklärt auch einer der Hauptgrößen auf dem Gebiete der Elektrizitätslehre, Alessandro Volta († 1827), daß er die katholische Religion als die einzige, wahre und unfehlbare stets gehalten habe und fest entschlossen sei, in ihr zu leben und zu sterben; aber er hatte es nicht versäumt, seiner religiösen Überzeugung eine wissenschaftliche Grundlage zu geben. Deshalb fährt er fort[2]: „In diesem Glauben erkenne ich allerdings ein Geschenk Gottes, einen übernatürlichen Glauben; aber darum habe ich die menschlichen Mittel nicht beiseite gelassen, mich noch mehr in ihm zu befestigen und jeden Zweifel zu zerstreuen, der sich erheben könnte, um mich zu versuchen. So studierte ich ihn denn aufmerksam in seinen Grundlagen, indem ich durch die Lektüre von apologetischen wie gegnerischen Schriften die Gründe für und gegen abwog, woraus sich die stärksten Beweisgründe ergeben, welche ihn auch für die natürliche Vernunft höchst glaubwürdig machen in solchem Grad, daß jeder von Sünden und Leidenschaften nicht verkehrte, jeder natürlich edle Geist nicht umhin kann, ihn zu umfassen und zu lieben."

Der Vorwurf, ein katholischer Forscher sei nicht imstande, streng wissenschaftlich zu arbeiten, mutet einen um so merkwürdiger an, je häufiger sich protestantische, ungläubige Gelehrte in Vorurteilen

---

[1] Bei Kneller, Das Christentum und die Vertreter der neueren Naturwissenschaft 60.

[2] Ebd. 148.

befangen zeigen. Mit tiefem Bedauern muß man beobachten, wie die Furcht vor einem Schöpfer so manche Arbeiten moderner Naturforscher beeinflußt, wie man flieht vor Gott, auf den doch Verstand und Herz hinweisen. Man sieht sich genötigt, die Urzeugung abzulehnen, weil für sie keine wissenschaftlichen Beweise vorliegen, ja alle Tatsachen gegen sie sprechen, und doch läßt man sie als ein „Postulat der Naturphilosophie" gelten, weil man vor dem Dogma der Schöpfung zurückschreckt. Ein Du Bois-Reymond forscht nach dem Ursprung der Bewegung. Das Bedürfnis, von der Wirkung auf die Ursache zu schließen, führt ihn an die Stufen des Thrones Gottes, wie Aristoteles aus der Bewegung den ersten Beweger folgerte. Weil aber „ein supranaturalistischer Anstoß [zur ersten Bewegung] in unsere Begriffswelt nicht paßt", hat der Gelehrte auch für jene große Tatsache im Universum als Erklärung nur ein trostloses Ignoramus[1].

Wie gewaltig hat die Geschichtsforschung der letzten vier Jahrhunderte durch die Parteinahme gegen die Kirche gelitten! Im Jahre 1826 schrieb Böhmer: „Die Reformationsgeschichte bedarf einer völlig neuen Bearbeitung, das erkenne ich immer mehr, je eindringlicher ich mich mit den Schriften der Reformatoren selbst, die nach den neueren landläufigen Darstellungen fast in einem mystischen Gewande vor uns stehen, beschäftige."[2] Ein anderer protestantischer Historiker meinte im Jahre 1874, daß ein gutes Leben Luthers nicht so bald geschrieben werden könne; denn „zu groß ist der Schutt und Unrat, den absichtlich oder unabsichtlich die übliche theologische Anschauungsweise der Reformationszeit angefahren, zu gewaltig ist die Macht des eingewurzelten Unsinnes, den man als Geschichte Luthers darzubieten und zu genießen gewöhnt worden ist"[3]. Freilich ist es auch nicht allen katholischen Geschichtschreibern gelungen, die Zustände vor und

[1] Vgl. Cathrein, Glauben und Wissen 297.
[2] Janssen, J. Fr. Böhmers Leben und Anschauungen 265.
[3] Vgl. Grisar, Luther I VII.

nach der Glaubensspaltung in rechtem Lichte darzustellen, obwohl ihre kirchliche Überzeugung ihnen keineswegs eine Entstellung der Wahrheit zur Pflicht machte. Nein, die Kirche steht auf so festem Grunde, strahlt in solcher Herrlichkeit, daß sie keiner Lüge bedarf.

Wie sich der katholische Gelehrte von seiner Glaubensüberzeugung leiten lassen muß, so, sagt man, ist er auch stets der Beaufsichtigung und Bevormundung durch die kirchlichen Behörden ausgesetzt. Die Wissenschaft aber erheischt Freiheit. Als Antwort diene zunächst die Erklärung des Vatikanischen Konzils[1]: „Die Kirche hindert die weltlichen Wissenschaften nicht, auf ihrem Gebiete die ihnen eigenen Prinzipien und Methoden zur Anwendung zu bringen. Indem sie aber diese berechtigte Freiheit anerkennt, will sie nicht, daß sie durch den Widerspruch gegen die göttliche Lehre dem Irrtum verfallen oder, die eigenen Grenzen überschreitend, in das Gebiet des Glaubens eindringen und dort Verwirrung anrichten." Was also die Kirche verhüten will, ist der Irrtum. Sie wird auch nur den Irrtum zurückweisen; ist sie ja von ihrem Stifter mit Unfehlbarkeit ausgestattet. Ihr Lehramt muß sie aber auch auf den Grenzgebieten ausüben können, da es sonst kein Mittel gäbe, die von Christus gewollte Festigkeit und Einheit im Glauben zu wahren.

Erfolgt aber die Verurteilung einer Lehre durch eine römische Kongregation, so haben wir auch dann eine so starke Bürgschaft für die Wahrheit der entgegengesetzten Lehre, daß es durchaus verwegen wäre, sich der Entscheidung nicht fügen zu wollen. Daher schulden wir auch solchen Entscheidungen eine aus religiösen Gründen geleistete innere Zustimmung. Unfehlbar sind die römischen Kongregationen freilich nicht, und es ist nicht durchaus unmöglich, daß sie irren. Wenn sich daher einem Gelehrten sehr gewichtige, bislang nicht beachtete Gründe darbieten, darf er seine innere Zustimmung zu dem Spruche der Kongregation suspendieren, indem er die zurückgewiesene Lehre weder bejaht

[1] Constitut. dogmat. de fide cath. cap. 4. Denzinger 479.

noch verneint, bis die höhere unfehlbare Instanz eine Entscheidung gibt. Mehr noch gebührt diesen kirchlichen Behörden Gehorsam, der es verbietet, gegen ihre Entscheidungen zu lehren oder zu reden. Denn selten wird es zum Nachteil gereichen, wenn man nicht alle Wahrheit aussprechen darf. Und sollte bisweilen ein kleines Übel daraus entstehen, so kann eine Wahrheit, die man in verwegener Weise vorbringt, weit größeres Unheil stiften [1].

Übrigens betreffen die Entscheidungen dieser kirchlichen Behörden meistens religiös-sittliche Fragen, die das Gebiet der Wissenschaft nicht berühren. Aber Galilei! höre ich mir zurufen. Nun, das Dekret vom Jahre 1616, das ihm auf Grund der herrschenden theologischen und naturwissenschaftlichen Anschauungen befahl, die Verteidigung des kopernikanischen Weltsystems aufzugeben, sowie auch seine 1633 durch die Inquisition erfolgte Verurteilung, auf Grund derer er seine Lehre abschwor, beruhten auf einem Irrtum, wie ich ihn soeben als möglich in den Entscheidungen römischer Kongregationen bezeichnet habe [2].

Doch der Index! — Ein Buch ist nach kirchlichem Rechte verboten, wenn es von den allgemeinen Regeln des Bücherverbotes — sie sind niedergelegt in der Konstitution Officiorum ac munerum vom 25. Januar 1897 — getroffen oder in das Verzeichnis der verbotenen Bücher eingetragen wird. Dieses Verzeichnis — Index — wurde auf Grund der von Leo XIII. aufgestellten Regeln des Bücherverbotes neu bearbeitet und im Jahre 1900 durch die vatikanische Druckerei neu gedruckt.

Wenn die Kirche nun ein Buch verbietet, macht sie von dem Rechte Gebrauch, das der göttliche Stifter ihr verliehen. Christus hat ihr die Aufgabe übertragen, die Reinheit des Glaubens zu

---

[1] Vgl. Lehmkuhl, Theologia moralis I[11], Friburgi Brisg. 1910, n. 419; Beßmer, Theologie und Philosophie des Modernismus 110 ff.

[2] Vgl. Schanz in Kirchenlexikon V[2] 18 ff; Müller, Galileo Galilei und das kopernikanische Weltsystem, Freiburg 1909; Derſ., Der Galilei-Prozeß 1632/1633, Freiburg 1909.

wahren und für das Seelenheil ihrer Kinder zu sorgen. Wer wüßte aber nicht, welch ungeheuren Schaden glaubensfeindliche und sittenlose Bücher anrichten? Die Kirche kann also ihren Mitgliedern ein Buch vorenthalten, selbst wenn ein solches Verbot der Wissenschaft Nachteil bringen würde; denn höher als alle Wissenschaft steht das Seelenheil.

Indes erleidet die Wissenschaft durch das Bücherverbot keine Einbuße. Denn schon bei Aufstellung der allgemeinen Regeln, die ein Buch verbieten, hat die Kirche den berechtigten Wünschen der Forscher Rechnung getragen. So untersagt sie obszöne Bücher, gestattet aber jenen, die durch ihr Amt oder ihr Lehrfach entschuldigt sind, die Lektüre solcher Schriften, wenn deren Verfasser zu den antiken oder modernen Klassikern zählen. Ebenfalls verbietet sie gewisse Ausgaben der Bibel, gestattet aber deren Gebrauch jenen, die theologischen oder biblischen Studien obliegen. Was den Index angeht, so enthält er viele Schriften, die nichts weniger als wissenschaftlichen Wert besitzen und darum längst der Vergessenheit anheimgefallen sind. Andere Bücher stehen in dem Verzeichnis, die nicht in jeder Hinsicht einwandfrei sind, aber doch viel des Guten enthalten. Ihnen ist vielfach das donec corrigatur beigefügt, und das Verbot erlischt, wenn die Irrtümer ausgemerzt werden. Endlich erhält ein Gelehrter, den seine Forschung auf verbotene Bücher hinweist, von den zuständigen Behörden ohne Schwierigkeit die Erlaubnis, solche Schriften zu lesen.

Große Erregung durchzuckte weite Kreise der Gelehrten und Laien, als Pius X. durch eine Verordnung vom 1. September 1910 die Priester zur Ablegung des Eides wider den Modernismus verpflichtete. Modernismus ist eine zusammenfassende Bezeichnung von Irrtümern, die besonders in neuerer Zeit die Geister beherrschen. Sie bieten um so größere Gefahr, da sie die Grundlage der Religion erschüttern. Denn nach dem Agnostizismus, der Urlüge des ganzen Systems, „ist die menschliche Vernunft auf die Phänomene, d. h. auf die Dinge, welche in die Er-

scheinung treten, und zwar auf die Weise, wie sie uns erscheinen, beschränkt und sie hat weder das Recht noch die Fähigkeit, diese Grenzen zu überschreiten. Deshalb kann sie sich auch nicht zu Gott erheben, noch auch sein Dasein durch die erschaffenen Dinge anerkennen. Daraus folgt, daß Gott in keiner Weise unmittelbarer Gegenstand der Wissenschaft sein kann und, was die Geschichte angeht, durchaus nicht als ihr Gegenstand betrachtet werden darf". Diese Lehre entzieht der natürlichen Theologie den Boden, versperrt den Zugang zur übernatürlichen Offenbarung, ja räumt mit jeglicher äußeren Offenbarung auf.

Um nun doch die Tatsache der Religion zu erklären, nehmen die Modernisten zur Immanenz ihre Zuflucht. Da die Religion eine Lebensäußerung ist, „so geht die erste Anregung [zur Religion] aus einem gewissen Bedürfnis oder Drang aus; die Anfänge aber liegen, wenn wir vom Leben im engeren Sinne sprechen, in einer gewissen Bewegung des Herzens, dem Gefühl. Da nun Gott den Gegenstand der Religion bildet, ergibt sich der notwendige Schluß, daß der Glaube, der Anfang und Grundlage einer jeden Religion ist, in einem gewissen tief innerlichen Gefühl besteht, das aus dem Bedürfnis nach dem Göttlichen entsteht."

In einer Religion, die lebt, folgern die Modernisten, unterliegt alles dem Wechsel; das Dogma, die Kirche, der religiöse Kult, die heiligen Bücher, der Glaube selbst sind den Gesetzen der Entwicklung unterworfen. Der Glaube vervollkommnet sich, indem das religiöse Gefühl mehr und mehr ins Bewußtsein tritt. „Der Fortschritt im Dogma kommt hauptsächlich davon her, daß es gilt, Hemmnisse des Glaubens zu überwinden, Feinde zu besiegen, Einwendungen zu widerlegen." Dazu kommt der beständige Trieb, den Inhalt der Glaubensgeheimnisse besser zu durchdringen. Zur Entwicklung des Kultes führt vor allem die Notwendigkeit, sich den Sitten und Überlieferungen der Völker anzupassen und die Macht auszunutzen, die gewisse Handlungen durch die Gewohnheit erlangt haben. Für die Kirche liegt endlich eine Ursache der Entwicklung in dem Umstande, daß sie sich

mit den geschichtlich gegebenen Verhältnissen und mit den öffentlich eingeführten Formen der weltlichen Regierung zurechtfinden muß.

Diese Irrtümer sind niedergelegt und verurteilt in dem umfangreichen Rundschreiben Pascendi vom 8. September 1907. Im Auftrage des Papstes stellte sodann die römische Inquisition eine Reihe moderner Irrtümer zusammen und veröffentlichte sie am 3. Juli 1907 in dem Erlaß Lamentabili, den der Heilige Vater durch das Motuproprio Praestantia Scripturae sacrae vom 18. November 1907 zu dem seinigen machte. Zugleich verhängte er kirchliche Strafen über die Verteidiger der Lehren, die durch das Rundschreiben Pascendi und das Dekret Lamentabili verurteilt worden waren. Diese feierlichen Kundgebungen des kirchlichen Lehramtes machen nicht bloß einen äußeren Gehorsam, sondern auch eine innere Unterwerfung zur Pflicht, und um sich davon zu vergewissern, schrieb Pius X. den Priestern den Eid wider den Modernismus vor.

Die Anordnung war eine innere Angelegenheit der Kirche. Da aber durch den Eid Anschauungen getroffen werden, die außerhalb der Kirche weite Verbreitung gefunden, begreift man die große Aufregung, die allenthalben gegen die tiefeinschneidende Maßregel des Heiligen Vaters losbrach. Man erblickte darin auch, was für uns hier in Frage kommt, einen Vorstoß gegen die Freiheit der Wissenschaft. Besonders stieß man sich an folgenden Worten der Eidesformel: „Ich lehne ab die Meinung jener, ein Lehrer, der historische Theologie vorzutragen hat, oder ein Schriftsteller, der darüber schreibt, müsse zuerst seine vorher gewonnene Meinung von dem übernatürlichen Ursprung der katholischen Überlieferung oder dem von Gott verheißenen Beistande zur steten Bewahrung einer jeden geoffenbarten Wahrheit beiseite legen; dann die Schriften der einzelnen Kirchenväter nur nach den Grundsätzen der Wissenschaft auslegen unter Ausschluß jeder heiligen Autorität und mit derselben Freiheit des Urteils, mit der man jedes andere Schriftdenkmal zu untersuchen pflegt."

Der Satz enthält jedoch nicht, wie öfters gesagt worden ist, eine Verurteilung der historisch-kritischen Methode. Zu einer

solchen Annahme lag um so weniger Grund vor, da Pius X. selbst in dem Rundschreiben Iucunda sane vom 12. März 1904 sagt: „Es gibt solche, die in ihrem Glauben standhaft sind, aber der Kritik zürnen, als ob sie nur zerstöre, während sie doch selbst frei von Schuld ist und bei richtiger Anwendung die Forschung in erfolgreicher Weise unterstützt." Sie hat ja die Aufgabe, „das Wahre vom Falschen, das Sichere vom Zweifelhaften zu sondern; sie zerschlägt die Schlacken, um das Gold in reinem Glanze erstrahlen zu lassen. Deshalb müssen alle, die der Wahrheit furchtlos ins lichte Auge sehen können, den Fortschritt der Kritik mit Freuden begrüßen; denn sie gereicht Gott zur Ehre, der Kirche zur Zier, den Seelen zum Heile."[1] Da nun die Kirche auf den Felsengrund der Wahrheit gebaut ist, liegt es ihr durchaus fern, die richtige Anwendung der historisch-kritischen Methode verbieten zu wollen. Freilich kann sie nicht dulden, daß man „die Schriften der einzelnen Kirchenväter nur nach den Grundsätzen der Wissenschaft unter Ausschluß jeder heiligen Autorität" auslege. Denn die Kirchenväter verehrt sie als die Zeugen der göttlichen Tradition; ihre Schriften sind gleichsam goldene Schalen, in denen sie die Wasser der von Gott geoffenbarten, aber nicht niedergeschriebenen Wahrheit aufgefangen haben. Folglich darf ein Katholik, der das Dogma von der Erblehre annimmt, bei Erklärung der Kirchenväter nicht in derselben Weise verfahren, wie man jedes andere Schriftdenkmal untersucht; er würde sonst nicht bloß gegen die Lehre der Kirche, sondern auch wider die Vorschriften der Kritik verstoßen und somit unwissenschaftlich arbeiten[2].

Aus all dem ergibt sich, warum das Dekret Lamentabili den Satz verwirft: „Die Kirche stellt sich dem Fortschritte der natür-

[1] Menge, Haben die Legendenschreiber des Mittelalters Kritik geübt? Münster i. W. 1908, 1.

[2] Aus der reichen Literatur über den Modernismus sei hier nur erwähnt Beßmer, Philosophie und Theologie des Modernismus, Freiburg i. Br. 1912; Gisler, Der Modernismus, Einsiedeln 1912.

lichen und der theologischen Wissenschaften feindlich entgegen." Uns Katholiken liegt nun die Ehrenpflicht ob, mit unserem Glauben vollen Ernst zu machen und durch unsere Leistungen einen neuen Beweis zu erbringen, daß die strahlende Stadt auf dem Berge, zu der die Völker wallen, auch der Wissenschaft Raum bietet.

Siebtes Kapitel.

Die Kirche als Förderin der Kunst.

Weil Gott gut ist, drängt es ihn, aus dem Schweigen der Ewigkeit herauszutreten und die Geschöpfe ins Dasein zu rufen. Er schafft sie nach dem Urbilde seines Wesens, weshalb sie an seiner Vollkommenheit teilnehmen, seine unendliche Schönheit ausstrahlen. Daher weisen alle Geschöpfe der sichtbaren Welt, um mit Bonaventura[1] zu reden, auf Gott hin, wie die Fußspur im Sande auf den Wanderer hindeutet, wie der Schatten den Körper anzeigt, wie das Echo den Rufer verrät, wie das Gemälde uns die Züge der dargestellten Person vor Augen führt.

Ein Funke dieser Schöpferkraft Gottes leuchtet in der Kunsttätigkeit des Menschen. Kunst ist ja nichts anderes als die planmäßige Darstellung einer Idee. Sie verkörpert das Geistige, gibt einem Gedanken sinnfälligen Ausdruck. Je höher das Gedankenbild, das der Künstler verkörpern will, je vollkommener vor allem die Form, in der es zur Anschauung gelangt, um so größeren Wert hat seine Schöpfung. Ein Kunstwerk erregt in dem empfänglichen Beschauer ein uneigennütziges Wohlgefallen. Sieh einen feinen Kunstkenner eine Gemäldeausstellung durchwandern. Achtlos geht er an manchen Werken vorüber. Da trifft sein Blick das Werk eines großen Meisters. Er hemmt den Schritt, sein Auge leuchtet, auf den geöffneten Lippen zittert der Ausdruck des Staunens, die Phantasie hat ihn emporgetragen in die Zauberwelt des Schönen, in dessen Genuß sein Herz nun

[1] Itinerarium mentis in Deum c. 1 ff.

schwelgt. Das ist die Wirkung des Schönen, das der Zweck der Kunst, die uns das Schöne vor Augen führt. Diese Freude übt aber zugleich einen veredelnden Einfluß auf das Gemüt. „Das Schöne", sagt ein angesehener Ästhetiker[1], „will gar nichts als erfreuen, edel erfreuen, so daß die Freude eine Erhebung ist. Die Kunst veredelt ungesucht. Es ist uns nie wohl im Gemeinen; und so ist freilich auch die Kunst völkererziehend."

Weil uns die Kunst das Erdenweh für einen Augenblick vergessen läßt und aus den Niederungen des Lebens erhebt, glauben manche, in ihr einen Ersatz für die Religion zu besitzen. Eine solche Bedeutung können wir freilich der Kunst nicht zuerkennen. Schon Goethe sagt, daß die Muse wohl begleiten kann, doch zu leiten nicht versteht. Unsere wegeskundige Führerin durch des Lebens Wirren und Mühen ist und bleibt die Religion. Sie gibt uns zugleich Mut und Kraft, daß wir nicht zusammenbrechen auf dem steilen, brennenden Erdenpfade. Die Kunst aber ist uns ein herrlicher Baum, der dem Wanderer hin und wieder Kühlung bietet, sie gleicht den Blumen, die manchmal am Wegesrain duften. Aber sie ist nicht imstande, die Führung im Menschenleben zu übernehmen, sie kann niemals einen Ersatz für die Religion geben. Denn die meisten Menschen sehen sich gezwungen, in harter Arbeit um den Lebensunterhalt zu ringen; andern, denen Zeit und Mittel zur Kunstpflege zu Gebote stehen, geht das Verständnis für Kunstschöpfungen ab. Doch auch jenen, denen es vergönnt ist, die Schönheit, die aus den Werken der Kunst strahlt, in vollen Zügen zu trinken, werden sich durch diesen Genuß, wie edel er auch sein mag, nicht befriedigt fühlen können. Denn ist der Kunstgenuß nicht ein flüchtiger Traum, der uns für einen Augenblick über unser Weh hinwegtäuscht, dann aber die Wirklichkeit oft um so schmerzlicher empfinden macht? Die Kunst läßt uns ein Hohes, ein Vollkommenes, ein Unendliches ahnen; dadurch aber steigert sie des Herzens Sehnsucht nach Erlösung, Befreiung,

[1] Vischer, Das Schöne und die Kunst 19.

Vollendung. Das ist der Grund, weshalb die herrlichsten Werke sowohl im schaffenden Künstler wie im genießenden Beschauer nicht selten ein so eigentümliches Gefühl von Wehmut und Trauer wecken.

Die Kunst bietet sodann dem schwachen Menschen keine starke Stütze für sein sittliches Handeln. Sie blendet ja nur die Phantasie durch die Pracht ihrer Formen, begründet aber keine tiefe Überzeugung des Verstandes; sie berauscht das Gemüt durch süße Empfindungen, gibt aber dem Willen keinen mächtigen Antrieb zur Tat. Sie ist nur ein glänzender Schein, der vor der rauhen Wirklichkeit bald verblaßt, ein gaukelndes Traumbild, das vor dem Ernste des Lebens bald in nichts zerrinnt. Sie kann dem sittlichen Leben sogar Gefahr bringen, gleichwie manchmal eine blütenreiche Ranke am Mark des Baumes zehrt. „Abneigung gegen ernste Studien, träumende Verwechslung des wirklichen Lebens mit der Phantasiewelt der Romane, Unfähigkeit zum tätigen Schaffen und Wirken, Erschlaffung des sittlichen Charakters sind die Folgen der einseitigen ästhetischen Kultur.“[1] Endlich ist die Kunst nicht imstande, uns hinweg zu helfen über die abgrundtiefen Fragen, woher wir gekommen, wohin wir pilgern, welcher Weg uns dem Ziele entgegenführt. Nur die Religion löst uns diese Rätsel.

Kann demnach die Kunst auch nicht die Stelle der Religion einnehmen, so leistet sie ihr doch wertvolle Dienste. Denn sie verkörpert die unsern Sinnen entrückten Lehren des Glaubens, erleichtert dadurch das Verständnis dieser Wahrheiten und prägt sie tiefer dem Geiste der Gläubigen ein; sie erinnert uns an die Gnaden, mit denen uns Gott in Christus überschüttet hat, sowie an die herrlichen Tugenden, die die Heiligen geübt, und gibt so immer wieder einen mächtigen Antrieb zum Guten; sie bringt die mannigfachen Gefühle, die die Religion in uns weckt, zum Ausdruck, klärt, verstärkt sie; sie erhebt das Herz zum Lobe, zur

[1] Müller, Eine Philosophie des Schönen 111; vgl. 97 ff 118 ff.

Liebe Gottes[1]. In anziehender Weise äußert sich der hl. Augustin über den Wert der Kunst für das religiöse Leben. Sein für alles Schöne sehr empfängliches Herz mußte Wohlgefallen finden an der kunstvollen Art, wie schon damals die kirchlichen Gesänge vorgetragen wurden. Aber dieses Vergnügen überschritt, wie er sagt, manchmal die rechten Grenzen, da es sich nicht damit zufrieden gab, der Vernunft zu folgen, wie es sich ziemt, sondern sogar Vortritt und Leitung in der Seele beanspruchte. Daher kam ihm wohl der Gedanke, es sei besser, all die lieblichen Weisen, in denen die Psalmen häufig gesungen wurden, aus der Kirche zu verbannen und sich an die Gesangesart des hl. Athanasius zu halten, der die Psalmen so einfach vortragen ließ, daß es mehr ein Sprechen als ein Singen war. Wenn er sich dann aber wieder der Tränen erinnerte, die der Gesang im Anfang seiner Bekehrung seinem Auge entlockt, und der Rührung gedachte, die der passend gesungene Text noch immer in ihm hervorrief, konnte er doch nicht umhin, den großen Nutzen des kunstreicheren Gesanges anzuerkennen. „Und so schwanke ich", gesteht er[2], „zwischen der Gefahr des Sinnenreizes und der Erfahrung von dem Werte des Kirchengesanges hin und her. Mehr jedoch neige ich, ohne freilich eine unwiderrufliche Ansicht auszusprechen, dahin, die Gewohnheit, in der Kirche zu singen, gutzuheißen, damit sich auch ein schwächeres Gemüt durch das, was den Ohren gefällt, zu einer andächtigen Stimmung erschwinge. Wenn es mir aber begegnet, daß der Gesang mich mehr ergreift als das Gesungene, so bekenne ich, daß ich sträflich fehle, und dann möchte ich den Sänger lieber nicht hören." Hier zieht der große Bischof eine Grenze, die die Kunst nicht überschreiten darf. Wird ihr der Eintritt in das Heiligtum gestattet, darf sie die hehren Geheimnisse nicht wie ein üppiges Schlinggewächs überwuchern,

[1] Vgl. S. Bonav., 3 Sent., d. 9, a. 1, q. 2; Conc. Trid. sess. 25, De invoc., venerat. et reliq. Sanctor. et sacris imaginibus; Keppler, Aus Kunst und Leben 1 ff.

[2] Confess. l. 9, n. 49 50.

sondern muß sich ihnen auf das engste anschmiegen. Dienerin soll sie sein, nicht Herrscherin. Nicht Berauschung der Sinne, sondern Erhebung des Herzens ist ihre Aufgabe.

Da nun die Kunst einen so großen Einfluß auf das Leben der Gläubigen ausübt, ist die Kirche den Bilderstürmern des 9. und 16. Jahrhunderts mit aller Entschiedenheit entgegengetreten[1] und hat der Kunst stets einen Ehrenplatz an heiliger Stätte eingeräumt. Schon dadurch hat sie die Entwicklung der Kunst bedeutend gefördert. Sie birgt aber auch in der Tiefe ihres Wesens viele überaus fruchtbare Ideen, die einen Künstler zum Schaffen drängen. Und je kräftiger das übernatürliche Leben in den Adern der Kirche strömt, um so reicher entfaltet sich die kirchliche und religiöse Kunst, während die Erschlaffung dieses Lebens auch einen Niedergang der Kunst zur Folge hat[2]. Um einen Beweis für diese Behauptung zu finden, brauchen wir nicht weit in die Vergangenheit zurückzugreifen. Die Aufklärung, die dem katholischen Leben so viel von seiner Tiefe, Innigkeit und Wärme raubte, schlug auch die Kunst in Banden. Manche Gotteshäuser aus jener Zeit sind in ihrer entsetzlichen Nüchternheit dafür beredte Zeugen. Das Kirchen-

[1] Vgl. Hefele, Konziliengeschichte IV² 402 407; Conc. Trid. sess. 25. Über den Can. 36 der Synode von Elvira (305 oder 306) und die Beschlüsse der Frankfurter Synode 794 f siehe Hefele a. a. O. I 141 und III 646 651 ff.

[2] Treffend bemerkt Möhler (Gesammelte Schriften und Aufsätze, herausgegeben von Döllinger, I, Regensburg 1839, 260): Da in der katholischen Kirche „als einer wahrhaften Gemeinschaft alles Selbstgefühl, alle Kraft, aller Tätigkeitstrieb, alles Bewußtsein von Wert und Würde der einzelnen von der Blüte und Schöne, von der inneren Lebensfülle, Majestät und Herrlichkeit des Ganzen abhängt, so entwickeln sie", wenn die Kirche als Ganzes von dem Bewußtsein ihres Wertes und ihrer Würde tief durchdrungen und von einem lebendigen Gemeingeist erfüllt ist, „einen bewundernswerten Reichtum von Ideen; die Wissenschaften und Künste blühen und die großartigsten Erscheinungen im Leben und Handeln treten aus dem inneren Heiligtum an das Licht des Tages. Wenn aber das Ganze als solches trauert, dann versiegt alle Kraft im einzelnen, alle Glieder erstarren, alle Freudigkeit verschwindet, und alle Begeisterung erlischt". Vgl. den ähnlichen Ausspruch von Schegg, Die Psalmen II², München 1857, 28.

lied, das schon im Mittelalter so viele duftige Blüten getrieben hatte, sank zur platten, frostigen Moralpredigt herab oder umgab sich mit einem hohlen, kalten Pathos[1]. Mit dem Wiedererwachen des kirchlichen Geistes brachen auch für die Kunst bessere Tage an.

Der Lichtborn und Glutquell des inneren Lebens der Kirche ist Christus. Er ist auch die Sonne, deren Strahlen immer wieder neue Blüten der Kunst wecken. Die Vereinigung der beiden Naturen in Christus erschließt dem Künstler eine Welt ungeahnter Ideale und gibt seinem Schaffensdrange mächtige Anregung. Treffend sagt ein Kunstkritiker: „Was ist die klarste Intuition irgendwelcher Erdenschönheit vor diesem großen, zur Wirklichkeit gewordenen Gedanken der Inkarnation des Logos? Tausend künstlerische Kräfte wurden von diesem Gedanken zum Leben erweckt, tausendmal hat die unter Menschen wandelnde hehre Tochter des Himmels sich vor ihm geneigt, in tausend Formen hat sie ihrer tiefsten Verehrung gegenüber diesem Geheimnis Ausdruck verliehen. Wer nennt all die Gebilde der Kunst, die wie Weihegeschenke an das Geheimnis der Menschwerdung in der Geschichte dastehen; wer bemißt den Fortschritt, den das künstlerische Schaffen, diese eigenste und höchste Betätigung des Menschen, gemacht hat, indem es vor dieser neuen Aufgabe alle Kräfte zur höchsten Entfaltung anspornte?“[2]

Von Christus, der Sonne der Gerechtigkeit, fällt ein Strahl auf die schlichte Jungfrau von Nazareth und umgibt sie mit einem Schimmer, der nicht nur das Herz der Gläubigen anzieht, sondern auch die Begeisterung des Künstlers weckt. Wohl wenige katholische Künstler gibt es, die nicht ein Blatt hineingeflochten haben in den duftenden Kranz, den die Kunst der Mutter mit dem Himmelskinde gewunden. Als schlichte Orantin wird sie schon von den Bildnern der Katakombenzeit, als Herrscherin voll Hoheit

[1] Vgl. Schneiderwirth, Das katholische deutsche Kirchenlied unter dem Einflusse Gellerts und Klopstocks, Münster 1908.

[2] Boving, Das Jesuskind in der Kunst der ital. Renaissance, Christliche Frau 1911/1912, 82 ff 124 ff.

und Würde von den Byzantinern und ihren Nachahmern aufgefaßt. Überaus reich an Darstellungen der Gottesmutter ist die Renaissance, von der Madonna Rucelai bis zur Sixtina, die das Vollendetste bietet, was bisher eine Künstlerhand zum Preise der Himmelskönigin geschaffen hat. Wollte man aus der Zahl der Marienbilder einen Schluß ziehen, so könnte man versucht sein, anzunehmen, daß jene glänzende Kunstperiode in der Verherrlichung der Gottesmutter ihre erste Aufgabe gesehen. Ist doch bei Raffael und Correggio etwa jedes dritte, bei Tizian jedes vierte Gemälde ein Marienbild.

Aber auch die folgenden Zeiten haben uns noch viele treffliche Bilder der Gottesmutter geschenkt. In Deutschland waren es besonders die Nazarener, die, um Overbeck (1789—1869) geschart, die seligste Jungfrau gern zum Gegenstande ihrer Arbeiten wählten und Bilder voll zarter Anmut, voll deutscher Innigkeit und tiefer religiöser Empfindung schufen. Manche Vertreter eines maßvollen Realismus wandten die Errungenschaften moderner Technik auch auf das Madonnenbild an und zeigten durch die Tat, wie der gesunde Fortschritt der religiösen Erbauung dienstbar gemacht werden kann. Selbst Künstler, die außerhalb der Kirche stehen, wie Böcklin, Fritz von Uhde, haben sich in der Mariendarstellung versucht, wenn es ihnen auch nicht gelungen ist, neben dem rein Menschlichen auch das Göttliche in der schlichten Jungfrau von Nazareth zur Anschauung zu bringen.

So hat die Malerei mächtige Akkorde hinzugefügt zu dem gewaltigen Marienhymnus, der, seitdem das erste Magnifikat erklungen, durch die Jahrhunderte braust. Und mit ihr wetteifern die andern Künste, besonders die Poesie, die so oft Unserer Lieben Frauen Lob gesungen. Wie könnte es anders sein? Ein echtes Künstlergemüt muß sich hingezogen fühlen zu Maria; denn sie ist, wie Dante[1] sagt, die Schönheit, die in aller andern Heiligen Augen Wonne glänzen läßt, die in sich vereint, was immer im

[1] Paradiso XXXI, 134 135; XXXIII, 20 21.

Geschöpfe ist an Güte. Daher ist es gewiß keine Zufälligkeit, wenn die Divina Commedia und der „Faust", diese großartigen Dichtungen zweier Weltanschauungen, ausklingen in einem Lobe auf die Himmelskönigin, die „Ohnegleichen" und „Strahlenreiche" [1].

Christus lebt fort in seiner Kirche, die als seine reine Braut ohne Fehl und Makel an seiner Herrlichkeit teilnimmt. Daher ist sie auch in ihrer wunderbaren äußeren Entfaltung wie in ihrem reichen Innenleben sehr geeignet, das künstlerische Schaffen anzuregen. Sie schwebte in ihrer weltumspannenden Größe und himmelanstrebenden Erhabenheit einem Michelangelo vor Augen, als er den Plan zu dem gewaltigen Petersdom entwarf, während Raffael ihre hienieden ringende, dort oben ruhende Gotteserkenntnis in seiner Disputa zur Anschauung brachte. Wie schlicht und doch wie hehr erscheint sie im „Welttheater" eines Calderon! Unser Eichendorff schildert sie als ein Schiff, das ruhig durch die vom Sturme aufgewühlte See dahingleitet:

Die alten Türme sah man längst schon wanken,
Was unsre Väter fromm gebaut, errungen,
Thron, Burg, Altar, es hat sie all verschlungen
Ein wilder Strom entfesselter Gedanken.

Der wühlt sich breit und breiter ohne Schranken,
Ein Meer, wo zornigbäumend aufgeschwungen
Die trüben Fluten Fels um Fels bezwungen,
Und alle Rettungsufer rings versanken.

Doch drüber hin gewölbt ein Friedensbogen,
Wohin nicht reichen die empörten Wogen,
Und unter ihm ein Schiff dahingezogen,

Das achtet nicht der Wasser wüstes Branden,
Das macht der Stürme Wirbeltanz zu schanden —
O Herr, da laß uns alle selig landen!

[1] Vgl. Krauß, Gesch. der christl. Kunst II 425 ff; Kleinschmidt, Lehrbuch der christl. Kunstgesch. 580 ff; Rothes, Die Madonna in ihrer Verherrlichung durch die bildende Kunst VI 1000 (1909); Boving, Das Madonnenideal in der Kunst der italien. Renaissance, Christliche Frau, Jahrg. 9, Hft 8.

Doch der Heiland lebt in seiner Kirche nicht nur durch sein gnadenvolles Wirken; er wohnt in ihrer Mitte auch wirklich und wesenhaft durch seine sakramentale Gegenwart. Wie nun die Eucharistie die Sonne des katholischen Kultus ist, so findet die Kunst in ihr eine unerschöpflich reiche Idee. Die Baukunst türmt Quader auf Quader, um dem „verborgenen Gott" eine Wohnstätte zu schaffen, während Plastik und Malerei wetteifern, das Haus des Herrn zu schmücken. Und wenn der hehre Augenblick naht, wo die Herrlichkeit Gottes den Tempel erfüllt, jauchzen Dichtkunst und Musik dem Schöpfer Jubellieder zu. Welch dankbaren Stoff die heilige Messe einem wahren Dichter bietet, hat Wibbelt[1] gezeigt. In Gesängen voll tiefer Innigkeit, die wie ein Kranz von duftenden Blütendolden die einzelnen Teile der Opferfeier einfassen, schildert er die Gedanken und Gefühle, die eine gottminnende Seele während der heiligen Handlung durchwehen.

Beethoven schuf im Anschluß an das erhabene Opfer des Neuen Bundes ein Werk, mit dem seine Kunst, wie die Musik überhaupt, ihren Gipfelpunkt erstieg. Die Religion war seiner großen Seele stets ein tiefes Bedürfnis gewesen, und sie senkte, während er durch mannigfaches Weh, besonders durch sein Gehörleiden in die Einsamkeit gestoßen wurde, Trost und Frieden in sein gequältes Herz. „Und wie sein Herz, nun von höchster Gottesliebe entflammt, emporschwebt, da strömt es über im Gebet, so gewaltig, so erhaben, so ergreifend und menschlich rührend zugleich, so von Gottesglanz durchweht, wie keines Menschen Ohr es vernommen hat, noch wohl je vernehmen wird — Missa solemnis!"[2] Auch die eigentliche Kirchenmusik, die die Glut der Begeisterung an erster Stelle vom Altare holt, enthält leuchtende Perlen echter Kunst; das gilt von ihrer Urform, dem Choral, wie von der Polyphonie, die durch Palestrina ihre Vollendung erhielt und auch später noch ausgezeichnete Werke hervorbrachte. Endlich

[1] Mäten-Gaitlink, Essen (o. J.), 195 ff.

[2] Volbach, Beethoven, München 1905, 93.

besitzen wir in unsern deutschen Kirchenliedern einen kostbaren Schatz wahrer Poesie und Musik[1].

Die Kirche gibt aber der Kunst nicht nur Ideen und Anregungen, sie wird auch selbst zur gestaltenden Künstlerin. Wenn die Kunst in der Versinnlichung des Geistigen besteht, welch ein herrliches Kunstwerk ist dann die katholische Liturgie, die den von Ehrfurcht und Liebe umwehten Glauben der Kirche so treffend zum Ausdruck bringt! „Der katholische Kultus", schrieb ein Jahr nach seiner Konversion Reinhold Baumstark[2], „ist das Höchste, was Religion im Bunde mit Poesie und Kunst zu denken vermochte. Der katholische Gottesdienst braucht nur verstanden zu werden, um unbedingt zur Bewunderung hinzureißen. Er hat die Eigenschaft, daß er den strengsten, den geistig höchst gebildeten Philosophen ebenso vollständig ausfüllt und befriedigt, als er dem Herzen des schlichtesten Bauernkindes Genüge tut." Das erfuhr an sich selbst der hl. Augustin, als er zu Mailand der katholischen Liturgie beiwohnte. „Wie sehr", betete er später zu Gott, „weinte ich bei deinen Hymnen und Gesängen, heftig ergriffen von dem lieblichen Gesange deiner Kirche. Jene Gesänge strömten in mein Ohr, die Wahrheit drang mir ins Herz, eine fromme Stimmung flammte auf in meinem Gemüte, Tränen flossen, und mir war wohl dabei."[3]

Als Richard Wagner am Abend seines Lebens daranging, seinen tiefsten künstlerischen Idealen Gestalt zu geben, wandte sich sein Seherblick wie von selbst der katholischen Liturgie zu. Ein Glanzpunkt in seinem „Parsifal", diesem Wunderwerk der Tonkunst, ist die Schilderung der Meßfeier.

In der katholischen Liturgie verwirklicht sich auch Wagners Traum von dem „Kunstwerk der Zukunft", das alle Künste zu

---

[1] Vgl. Möhler, Ästhetik der kathol. Kirchenmusik, Ravensburg 1910, 134 ff; Raphael Molitor, Der gregorianische Choral als Liturgie und Kunst, Hamm i. W. 1904.

[2] Unsere Wege zur kathol. Kirche 96.

[3] Confess. l. 9, n. 14.

einer großen Wirkung zusammenfassen soll. Ostern ist's. Die Glocken schallen so ernst und feierlich, so lieb und traut. Und aus Palast und Hütte treten sie, die Fröhlichen und Traurigen, die Reichen und Armen. Als Gotteskinder wollen sie vergessen Erdenlust und Erdenweh, zur Kirche eilen sie. Nun zieht der Priester in feierlichem Zuge ein ins Gotteshaus, „wo der Gestalten Fülle verschwenderisch aus Wand und Decke quillt", und schreitet zum Altar, der im Lichterglanz erstrahlt, im Blumenflor prangt. Die Orgel braust, die ernsten, weihevollen Weisen des Chorals, Klänge aus fernen, fernen Tagen, erschallen und begleiten die erhabene Handlung, während sich in den reichen, mehrstimmigen Gesängen die Osterfreude des betenden Volkes ausjubelt. Und wenn nun des Priesters Lippe die geheimnisvollen Wandlungsworte lispelt, der Auferstandene auf den Altar herniederschwebt und das Volk anbetend niedersinkt und durch den Sängerchor dem gegenwärtigen Gott zujauchzt: dann erleben wir fürwahr eine wunderbare Erhebung des Gemütes, wie sie nur die Religion im Bunde mit der Kunst hervorzubringen vermag. Dieses erhebende Gefühl empfand selbst ein Heinrich Kleist, wenn er dem feierlichen katholischen Gottesdienste beiwohnte. „Nirgend", bekennt er, „fand ich mich aber in meinem Innersten gerührt als in der katholischen Kirche, wo die größte, erhabenste Musik zu den andern Künsten tritt, um das Herz gewaltsam zu bewegen." [1]

Als „Hort des Gottesglaubens" ist die Kirche für den Künstler selbst von hohem Wert. Ein echter Künstler, in dessen Geist der Glaube an den einen Gott erloschen ist, verdient in hohem Grade unser Mitleid. Sein eigenes Innere ist von tiefem Weh zerrissen, und das um so mehr, je gewaltiger sich sein Geist von dem Ideal angezogen fühlt. Denn alle irdische Schönheit, die

[1] Vgl. Kienzl, Richard Wagner, München 1904, 121 ff und Anm. 4; Rothes, Richard Wagners Kunstwerk der Zukunft und das Kultusideal der kathol. Kirche, Wissenschaftl. Beilage zur Germania 1912, 145 ff.

des Künstlers Begeisterung entflammt, ist nur ein Strahl der unendlichen Schönheit Gottes, gleichsam eine „Ader, durch die sich die unsichtbare Schönheit offenbart und uns zufließt". „Wenn darum", fährt Hugo von Sanct Viktor[1] fort, „[die irdischen Dinge] unsern Geist und unser Herz ganz natürlich anziehen, stillen sie die Sehnsucht nicht, sondern reizen nur, des Schöpfers Herrlichkeit und Schönheit zu begehren, zu suchen." Fehlt dem Menschen aber der Glaube an die ewige Schönheit und somit auch die Aussicht, daß seines Herzens Sehnen je vollkommen erfüllt werde, muß tiefe Wehmut ihn packen, die sich um so mehr steigert, je mehr er die Schönheit liebt und sucht.

Wenn der Künstler die Religion über Bord wirft, entschwindet ihm die Klarheit über die tiefsten und höchsten Fragen unseres Daseins: Freiheit und Weltordnung, und damit ein wesentliches Erfordernis für die ästhetische Harmonie. Dieser Mangel muß sich besonders in der Dichtkunst bemerkbar machen. Ein gottfremder Dichter ist nicht imstande, Licht hineinzutragen in das Dunkel des Erdenlebens. Er wird oft Fragen aufwerfen, aber nicht beantworten, Konflikte herbeiführen, aber nicht lösen können. Die Geschichte unserer Literatur der letzten Jahrzehnte liefert für diese Ratlosigkeit ungläubiger Dichter einen schlagenden Beweis. Man braucht nur an Ibsen, den großen Frager, zu erinnern. Mit der Religion verliert der Dichter mehr und mehr auch das sittliche Gefühl, was namentlich für den Dramatiker verhängnisvoll werden muß. Er wird uns dann schuldbare Taten vorführen, über die wir uns entrüsten, aber keine entsprechende Sühne, die uns wirklich versöhnt. Da die Begeisterung für die Tugend in ihm erstorben, kann er auch uns zu sittlichen Höhen nicht mehr emportragen[2], nur zu leicht wird er seine Kunst in den Sklavendienst der Sünde stellen und dadurch zur Vergiftung der Volkskraft beitragen. Auch für diese Tatsache bietet die heutige Lite-

[1] In Eccles. homil. 2 (Migne, P. L. CLXX 142).

[2] Vgl. Müller, Eine Philosophie des Schönen 118 ff.

ratur leider nur zu viele Belege[1]. Weil nun die Kirche eine klare, sichere, beruhigende Weltanschauung übermittelt, bietet sie dem Künstler inneren Halt und bildet einen starken Damm gegen die Entartung, den Verfall der Kunst.

Achtes Kapitel.

Kirche und zeitliche Wohlfahrt.

„Da die katholische Kirche", sagt Tschackert[2], „hauptsächlich den Sinn für das Jenseits schärft, so hat sie keine richtige Würdigung für das Diesseits, für Arbeit und Beruf; daher auch nicht für die Bildungsgrundlagen, die dazu nötig sind." Gewiß mahnt sie uns, an erster Stelle „das, was droben ist", zu suchen. Dieses Aufwärtsstreben, ein Strahl des übernatürlichen Glanzes, den Christus über die Kirche ausgegossen hat, um sie als seine Stiftung zu kennzeichnen, soll den ganzen Menschen, all sein Denken und Wollen erfassen, und somit auch seine gesamte Erdenarbeit durchdringen, heben, adeln. Daher reißt es eine unausfüllbare Kluft zwischen christlicher und gottfremder Kultur: den Christen erscheint alle Kultur als ein Mittel zu einem höheren Zweck, den Gottfremden ist sie Selbstzweck.

Wenn die Kirche auf diese Weise unser ganzes Dasein auf ein im Jenseits zu erreichendes Ziel hinlenkt, geht ihr doch keineswegs der Sinn für das wahre zeitliche Wohl ihrer Kinder ab, ja sie legt den Grund zum Erdenglück der Völker. Einen schweren Schaden für die materielle Wohlfahrt der Menschheit bildete die Auffassung der Manichäer, nach der die gegenwärtige Welt ein Gemisch von Licht und Finsternis, von Gutem und Bösem darstellt; verleitete doch dieser Irrtum zu einem Verbote der Ehe und der niedrigen Arbeit. Nachteilig für die wirtschaftliche Entwicklung ist auch der Pessimismus, den Schopenhauer in eine

[1] Vgl. Volkelt, Kunst und Volkserziehung, München 1911.
[2] Modus vivendi 20.

philosophische Form gegossen hat und den die Dichter des Weltschmerzes künstlerisch zum Ausdruck bringen; denn muß nicht der Jammer über die Schlechtigkeit der Welt die Tatkraft lähmen? Nichts Erhebendes und Anregendes weiß endlich der Atheismus aller Schattierungen über die Welt und ihre Verwertung zu melden.

Das Christentum aber gibt uns Kunde von dem unendlichen Gott, der die Welt geschaffen und in seiner Güte uns zur Benutzung überlassen hat. Er hat eine unermeßliche Fülle von Schätzen über die Erde ausgegossen; uns liegt die Pflicht ob, diese Reichtümer zu heben — zu arbeiten. Arbeit aber legt den Grund zur zeitlichen Wohlfahrt der Völker. Der Schöpfer gibt der Erde die treibende Kraft; der Landmann aber bestellt den Acker, damit das Samenkorn gedeihe. Er läßt in der Sonne Glut die Trauben reifen; aber viel Winzerfleiß ist notwendig, bis der köstliche Saft im Becher perlt. Er birgt in der Erde Tiefen die blinkenden Metalle; doch der Bergmann fördert sie zu Tage. Er läßt in den Bergen das Eisen wachsen; aber des Meisters Geschick formt es zu unserem Gebrauch. Er legt in die Erde sprödes Gestein; der Mensch aber sprengt es, meißelt es, türmt Quader auf Quader, bis sich vor unserem bewundernden Auge ein gewaltiger Dom erhebt. So ist dem Menschen die Aufgabe geworden, gleichsam Mitarbeiter des Schöpfers zu sein. Wahrlich, es ist etwas Großes um die Arbeit! Ehrwürdig ist der todesmutige Held, der unsere Armeen zu Sieg und Ehren führt; ehrwürdig aber auch der friedliche Landmann, der die blanke Pflugschar in den Acker drückt. Ehrwürdig ist der Gelehrte, der mit zarter Hand die Feder führt, um uns die Ergebnisse seiner Geistesarbeit mitzuteilen; ehrwürdig aber auch der Arbeiter, der mit harter Faust den Hammer schwingt, um ein rohes Eisenstück zu unserem Gebrauche umzuschmieden.

Diese Teilnahme am Wirken des Schöpfers ist nach christlicher Lehre Pflicht für den Menschen. Arbeit ist ja nichts anderes als die Anspannung unserer körperlichen oder geistigen Fähig-

keiten; muß aber Gott nicht verlangen, daß wir die Gaben, die er uns verleiht, auch anwenden, verwerten? Dazu kommt, daß sich die meisten Menschen den Lebensunterhalt ohne Arbeit nicht erwerben können. Da nun die Arbeit wesentlich eine Anwendung unserer Kräfte ist, war dem Menschen schon vor dem Sündenfalle die Bestimmung zu arbeiten gegeben worden. Sagt doch die Schrift[1]: „Gott der Herr nahm den Menschen und setzte ihn in den Lustgarten, damit er ihn bebaue und bewahre." Diese Arbeit war freilich für die glücklichen Stammeltern nur Lust und Freude. Da kam aber die Sünde und traf mit ihrem Fluche auch die Arbeit. „Im Schweiße deines Angesichtes", sprach Gott zu Adam, „sollst du dein Brot essen."[2] Körperliche und geistige Arbeit ist nunmehr mit Mühsal, Beschwerde, Unmut verbunden.

Der Fluch der Sünde ist aber von Christus gelöst, der Sünde Strafe von ihm hinweggenommen worden; somit bildet auch die Arbeit für diejenigen, denen durch die Taufe die Erlösungsgnade zuteil geworden, keine eigentliche Strafe mehr. Das Beschwerliche, Unangenehme, Aufreibende wollte der Erlöser unserer Arbeit jedoch nicht nehmen, um uns nicht eine Gelegenheit zur Tilgung der zeitlichen Strafen für unsere Sünden, zur Abtötung der bösen Neigungen, zur Übung der Tugend und zur Erwerbung reicher Verdienste zu rauben[3]. Uns zum Vorbilde erkor der Heiland eines Arbeiters Familie, um dort geboren zu werden, zu leben und zu arbeiten. Wurde die Arbeit auf diese Weise durch Christus erlöst, geadelt, so mußte sie in seiner Kirche auch wieder zu Ehren kommen und eine eifrige Pflege finden. Der heilige Apostel Paulus betrieb auch als Völkerapostel noch das Gewerbe eines Zeltmachers[4]. Die Diener der Kirche erwarben in den ersten christlichen Jahrhunderten einen Teil ihres Unterhaltes vielfach

---

[1] Gn 2, 15. [2] Gn 3, 19.

[3] Vgl. das Tridentinum über den fomes peccati, sess. 5, can. 5.

[4] Apg 18, 3; vgl. 20, 33 ff.

durch ihrer Hände Arbeit[1]. Der große Gesetzgeber und Vater des Mönchtums im Abendlande schreibt die Handarbeit vor[2], und sein größter Schüler, Bernhard, schätzte sich glücklich, die Sichel handhaben zu können[3]. Auch Franziskus, der so tief in den Geist Christi eingedrungen war, hegte gegen die körperliche Arbeit eine hohe Achtung. In der Regel seines ersten Ordens[4] nennt er es eine „Gnade", arbeiten zu können, und in dem Testamente ermuntert er durch den Hinweis auf sein eigenes Beispiel zur Arbeit. „Ich arbeite", sagt er, „mit meinen Händen und will forthin arbeiten; es ist auch mein ernstlicher Wille, daß sich alle meine übrigen Brüder mit anständiger Arbeit beschäftigen." Das Beispiel der Heiligen mußte ermunternd auf weite Kreise des Volkes wirken. Darum heißt es in dem „Wyhegertlein für alle frummen cristenmenschen", das am Vorabend der Reformation gedruckt wurde[5]: „Daran, daß auch die heiligen gearbeit, sol der cristenmensch ein bispil nemen, wie erlich die arbeit und wie man durch arbeit die ere gottes meren und gutes schaffen und sich selber durch gottes barmherzigkeit den Himmel verdienen sol."[6]

Die körperliche Arbeit nimmt eine bestimmte Gestalt an in den mannigfaltigen weltlichen Berufen, deren sittlichen Wert man auch vor Luther wohl zu schätzen wußte. In der Blütezeit des Mittel-

---

[1] Vgl. die Kanones der angeblich vierten kartag. Synode can. 51—53, bei Hefele, Konziliengeschichte II² 73.

[2] Kap. 3. Tunc vere monachi sunt, si labore manuum suarum vivunt.

[3] Vgl. Vacandard-Sierp, Leben des hl. Bernhard von Clairvaux I 108.

[4] Kap. 5.

[5] Mainz bei Peter Scheffer 1509, bei Janssen, Geschichte des deutschen Volkes I 405 f.

[6] Über Arbeit vgl. Janssen a. a. O. 339 ff; Diessel, Die Arbeit, betrachtet im Lichte des Glaubens², Regensburg 1897; Menge, Der selige Agidius von Assisi, Paderborn 1906, 11 ff; Mausbach, Die Ethik des hl. Augustin I 427; Weinand, Antike und moderne Gedanken über die Arbeit, dargestellt am Problem der Arbeit beim hl. Augustinus, M.-Gladbach 1911; Eberle, Arbeitsmotive.

alters verfaßt Bonaventura die kleine, aber tiefsinnige Abhandlung De reductione artium ad Theologiam. Zu den artes gehören auch die mechanischen Künste, die zum Nutzen oder zur Erheiterung des Menschen dienen und die die Weberei und die übrigen Handwerke, ferner Ackerbau, Jagd, Handel, Arzneikunde und die Spielkunst umfassen. Spricht nun der Heilige, der doch mit seltener Innigkeit und Kraft nach oben strebte, einen Tadel gegen jene Berufe aus, legt er Geringschätzung gegen sie an den Tag? Keineswegs, vielmehr zeigt er, wie auch die mechanischen Künste einen Strahl des von oben niederflutenden göttlichen Lichtes bergen und den Geist nach oben lenken. „Siehe", schließt er[1], „wie das Licht der mechanischen Kunst den Weg zum Lichte der Heiligen Schrift bildet und nichts in ihr ist, was nicht wahre Weisheit bekundet." Um das Jahr 1380 schrieb ein anderer Mönch, der Dominikaner Berthold, daß die „weltlichen Geschäfte" der Laien, „davon das zeitliche Leben erhalten wird, Gott zu Lob und zu Ehren", im Organismus der christlichen Gesellschaft nicht weniger notwendig sind als die Verrichtungen der Geistlichen und Mönche. „Gott will sie haben. ... Denn wie in eines Herrn Hof nicht allein Sprecher und Singer sind — es sind auch andere Amtleute, von denen des Herrn Hof in Ehren und Würdigkeit besteht —, also ist es auch um den Hof der Christenheit, des gewaltigen und obersten Herrn Gottes, in dem nicht allein sind Pfaffen und Mönche, die da lesen und singen, auch wird der Hof nicht erhalten allein von Pfaffen und Mönchen, sondern auch von andern geistlichen Leuten und auch von Laien, von der Arbeit und zeitlichen Sorge, worauf die Welt steht und erhalten wird mit der Hilfe Gottes."[2]

Die Handwerker und Gewerbetreibenden schlossen sich in freien Einungen oder Zünften zusammen. Diese hatten aber nicht nur

---

[1] n. 14.

[2] Mitgeteilt von Dr N. Paulus in Lit.-Beil. zur Köln. Volkszeitung, 8. Februar 1912. Weiteres bei Grisar, Luther III 567 ff.

die Wahrung ihrer Standesinteressen zum Zweck, sondern verfolgten auch höhere Ziele. In der Schrift „Eyn cristlich ermanung" heißt es: „Darumb vor allen dingen thun sich die bünde und brüderschaften in der arbeit zusammen, das ir ganz leben in christlicher zucht und lib geordnet sy und die arbeit selber geweyht werde. Denn wenn wir arbeiten alle nach gottes gebot, so arbeiten wir nit allein umb des gewinstes willen, denn das ist kein segen und bringt schaden der seele. Der mensch soll arbeiten umb der rechten ehre gottes willen, der es gebotten, und umb den segen des fleißes zu haben, der in der seele liegt. Auch umb zu haben, was uns und den unsern zum leben not, und auch wol was zu cristlicher freude gereicht; nit minder aber auch, umb den armen und kranken mitteilen zu können von den früchten unserer arbeit." Wer diese höhere Rücksichten aus dem Auge läßt und nur Geld und Reichtum zusammenscharren will, der handelt schlecht und „sin arbeit ist wucher"[1].

Durch die Förderung der Arbeit trägt die Kirche in hohem Grade zur zeitlichen Wohlfahrt der Völker bei. Denn mit Recht heißt es in einer Denkschrift, die Karl II. im Jahre 1686 überreicht wurde: „Das kostbarste Metall, das unentbehrlichste, vortrefflichste und sicherste, das es je gegeben und jemals geben wird, das ist der Schweiß, der auf der Stirne perlt; er muß für das einzige Mittel gelten, welches ein kräftiges Staatswesen erhalten kann. Denn da, wo er fehlt, hat auch Gold und Silber nicht lange Bestand, denn er allein ist die Münze, die in aller Welt den gleichen, den höchsten Wert besitzt."[2]

Gibt die Kirche durch die Heiligung der Arbeit der Gütergewinnung einen mächtigen Antrieb, so übt sie einen nicht minder günstigen Einfluß auf die Verteilung der Güter aus. Der wahre Wohlstand eines Volkes besteht nicht darin, daß sich in einigen

---

[1] Bei Janssen, Geschichte des deutschen Volkes I 405.

[2] Bei Häbler, Die wirtschaftliche Blüte Spaniens im 16. Jahrhundert und ihr Verfall 19 f.

murderous; Bennett's pale, cold, deadly in its repose.

waged the battle wills, both men ding motionless.

And then waged the battle wills, both men standing mo- s, tense, vibrant with dynamic

ly, little by little, Horrigan's ropped. He moved awkwardly side from his position in front door and Bennett, without so as a backward look, passed out. boss, like a man in a daze, sank y into a chair and gazed straight of him, his usually red face nd pasty.

he was not to enjoy even the boon of solitude. From the ante- Gibbs strolled in.

ey're going over some unimpor- preliminary business," remarked oker, "so I came out for a breath sh air. How are things going?"

're beat," grunted Horrigan, not

tögen ansammeln, während Hundert- igen, sondern darin, daß möglichst tion teilnehmen und das zum Leben isreichendem Maße besitzen. Auf e Kirche insofern günstig ein, als Seine, auch der Arbeit den ver- Gerechtigkeit ist freilich schon ein esetzes; die Kirche aber gibt den ch mehr Nachdruck, verweigert so- ossprechung von den Sünden, der altsame oder heimliche Aneignung tums nach Kräften wieder gutzu-

e Tugend von hohem Werte. Denn Gerechtigkeit abgesteckt hat, gibt es ot tut, wohin aber nur die Liebe auch abmühen, dem Erdenelend zu heben, es wird uns nicht gelingen, die Armut ganz von der Erde zu verbannen. Hier ist der Boden so karg, daß er allen Fleiß nur mit spärlichem Ertrage lohnt, dort fehlt es an Arbeitsgelegenheit. Bald vernichten Unwetter, Überschwemmung, Erdbeben, Feuersbrunst Hab und Gut, bald zehren Krankheit die Ersparnis auf und legen überdies die Arbeitskraft auf Monate und Jahre, wenn nicht für immer lahm. Und wie oft stürzt das Laster den Menschen in Not und Elend! Trägheit, Unmäßigkeit, Spielwut, Vergnügungssucht sind ebenso viele trüben Quellen der Verarmung.

Doch auch in die Hütten der Armut sendet das Christentum sein Licht, bei dessen mildem Scheine sich die Augen der Darbenden trocknen, aufhellen. Ein echter Christ erträgt den Mangel an Erdengut mit Geduld, denn er hegt die Überzeugung, daß auch dieses Leid vom Vater im Himmel kommt. Und dieser Vater, der den Sperling auf dem Dache nährt und die Blumen des Feldes kleidet, kennt unsere Not und weiß, wessen wir

bedürftig sind, und vergißt auch des Ärmsten nicht. Deshalb mahnt der Heiland, zuerst das Reich Gottes zu suchen und alles übrige mit Vertrauen von oben zu erwarten. Auf dieses Wort baut der Arme, und eine stille Zufriedenheit, die Frucht seiner gläubigen Hingabe an Gottes milde Vorsehung, senkt sich in sein Herz. Das Christentum predigt sodann Liebe gegen die Armen und trägt dadurch viel zur Überbrückung der Kluft bei, die zwischen arm und reich gähnt, ja es verpflichtet sogar die Wohlhabenden, ihre darbenden Brüder durch milde Gaben zu unterstützen.

Wie sehr hat Christus die Armut dadurch geadelt, daß er die freiwillige Hingabe irdischer Güter als ein Mittel zur Vollkommenheit preist! Diesem Rate aber sind Tausende, ja Millionen gefolgt, und viele von ihnen waren in glänzenden Verhältnissen aufgewachsen, umgeben von aller Pracht und allen Annehmlichkeiten, die dem Reichtum eigen sind. Muß ein solches Beispiel nicht einen gewaltigen Eindruck auf all die Enterbten machen? Und wenn der Arme den trauernden Blick zu seinem Erlöser erhebt, sieht er die Gottheit im Kleide der Armut einherwandeln. So arm lebte der Heiland, daß er auch seine Ruhestätte nicht als Eigentum ansehen konnte und seine Jünger sich einmal genötigt sahen, zur Stillung ihres Hungers Kornähren zu pflücken. Dieses göttliche Beispiel muß aber dem Armen um so mehr Trost einflößen, da er weiß, daß der Gottmensch unsertwegen freiwillig arm geworden ist. Ruft doch der Weltapostel[1] aus: „Ihr kennt die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, daß er um euretwillen arm geworden ist, da er reich war, damit ihr durch seine Armut reich würdet." Auch der Arme ist durch Christus reich geworden an Gnadengütern und dadurch zu derselben Stellung hinaufgerückt wie der Reiche.

Auf Grund dieser Ideen entwickelte sich in der Kirche eine reiche, von wahrer Liebe durchwehte Armenpflege, die ein Ruhmesblatt in ihrer Geschichte bildet. Die Reformation des 16. Jahr-

[1] 2 Kor 8, 9.

hunderts brachte aber auch auf diesem Gebiete eine große Umwälzung hervor. Denn die gesteigerte Gier nach Macht und Besitz führte zur Beraubung der Kirche und zur Ausbeutung der ärmeren Klassen, während die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein und von der Verdienstlosigkeit der guten Werke die Mildtätigkeit untergrub und auf die Einrichtungen und Anstalten, die die Caritas geschaffen hatte und unterhielt, zerstörend wirkte. Da nun die Verarmung wuchs und die freiwillige, persönliche Armenpflege zurückging, wurde die Organisation des Unterstützungswesens durch die politischen Gemeinden notwendig. Freilich ist „in zahlreichen protestantischen Familien und auch in einzelnen Fürstenhäusern die altkirchliche, katholische Anschauung über die Pflichten des Almosens niemals erloschen. Die milde Fürsorge für die Armen sprach sich in guten Werken und in dauernden Stiftungen aus; die Privatwohltätigkeit einzelner und ganzer Gemeinden bewährte sich, als das Armenwesen schon ganz auf Staat und politische Gemeinde übergegangen war.“ [1]

Neben den vielen, denen die Not aus den hohlen Augen stiert, sehen wir andere im Überfluß leben. Auch den Reichtum, einen Besitz, der das Maß der zu einem menschenwürdigen Leben notwendigen Güter weit übersteigt, verurteilt die Kirche nicht. Sie betrachtet ihn vielmehr als eine Gabe Gottes, die bei rechter Verwendung vielen Nutzen stiften kann. Schon Ambrosius [2], den die Kirche zu ihren großen Lehrern zählt, sagt, daß der Reichtum nicht an sich böse sei; „denn das Gute, das Gott gemacht hat, ist sehr gut“. Deshalb sollen die Reichen wissen, „daß nicht in den Gütern ein Fehler liegt, sondern in denen, die sie nicht zu gebrauchen wissen; denn wie der Reichtum den Gottlosen ein Hindernis, so ist er den Guten ein Mittel der Tugend“ [3]. Wer seine Güter gut anwendet, gleicht dem Schiffer, der sein Fahrzeug bald in den Hafen bringt; wer sein Geld nicht gut zu verwerten

[1] Ratzinger, Gesch. der kirchl. Armenpflege 461.
[2] De Trinit. c. 33. [3] Exposit. Evang. sec. Luc. l. 8, n. 85.

weiß, wird durch seine Last in die Fluten hinabgedrückt[1]. Ähnliche Gedanken trägt auch Papst Leo d. Gr.[2] vor. „Nicht nur geistliche Güter und himmlische Gaben", belehrt er das Volk, „spendet Gott, sondern auch die irdischen und körperlichen Güter kommen von seiner Freigebigkeit. . . . Der Reichtum ist seinem Wesen nach gut und nutzt der menschlichen Gesellschaft sehr viel, wenn er in den Händen wohlwollender und freigebiger Menschen liegt und weder von Genußsüchtigen verschwendet noch von Habsüchtigen verborgen wird." Hilarius von Poitiers[3] sagt: „Reichtum besitzen ist kein Fehler, man muß ihn nur in rechter Weise besitzen."

Der Reichtum ist aber nicht bloß in sich gut, sondern er nützt auch der Gesellschaft viel. Das hat uns eben schon der große Leo gesagt, und Thomas von Aquin[4] bemerkt, der Reichtum, insofern er ein Gut darstellt, sei ein Gottesgeschenk, besonders in dem Sinne, daß er die Möglichkeit zu vielen guten Taten gibt. Industrie und Handel, Kunst und Wissenschaft bedürfen zu ihren großen Unternehmungen großer Mittel. Große Mittel erfordern die Unterstützung der Armen und Elenden aller Art, die würdige Feier des Gottesdienstes, die Verbreitung des Glaubens.

Wie groß aber auch die Bedeutung des Reichtums ist, sein Glanz darf uns nicht hinwegtäuschen über die Gefahren, die er in sich birgt. Die Erdengüter gleichen der prächtigen Wasserrose, die der Knabe zu brechen sucht und dabei in die Fluten hinabgleitet. Der Heiland selbst erklärt freilich nur die Beobachtung der Gebote Gottes, nicht die Preisgabe aller Erdengüter als unerläßliche Bedingung für den Eintritt ins Himmelreich; aber er weist doch auf die Hindernisse hin, die der Reichtum denen, die ernstlich nach dem Ziele ihrer Pilgerschaft streben, in den Weg stellt. Denn er rechnet den Reichtum zu den Dornen, die das

---

[1] Ep. 63, n. 92. [2] Sermo 10 (al. 9).
[3] Comment. in Matth. c. 19, n. 9.
[4] Quodl. 10, q. 6, a. 12 ad 2.

im Menschenherzen aufsprossende Gotteswort ersticken[1], und ruft warnend aus: „Wie schwer werden die, so (viel) Geld haben, in das Reich Gottes eingehen!" Und als die Jünger sich ob dieser Rede verwunderten, hub Jesus abermals an und sprach: „Kindlein, wie schwer ist es, daß die, die auf Geld ihr Vertrauen setzen, in das Reich Gottes eingehen!"[2] Wer die Forderungen des Christentums tief erfaßt hat und die Tendenz des Reichtums kennt, den kann dieses ernste Wort nicht überraschen. Denn der Reichtum blendet die Sinne und fesselt das Herz an die Erde, so daß der Mensch mehr und mehr auf Gott und das Himmlische vergißt, gibt reiche Nahrung dem Hochmut, führt zu einem ungezügelten Streben nach Erwerb und Genuß, zur lieblosen Ausbeutung und Bedrückung anderer, erstickt das Gefühl für der Mitmenschen Not und macht kalt, hart, grausam gegen die Armen. Nicht immer freilich treibt der Reichtum diese Auswüchse, nein, viele Reiche führen ein wahrhaft christliches Leben, manche haben heldenmütige Tugend geübt; aber Geschichte und Erfahrung lehren, daß der Reichtum gewöhnlich[3] die geschilderten Nachteile hervorbringt.

Noch jüngst hat Seine kaiserl. u. königl. Hoheit, der deutsche Kronprinz, auf die Gefahren des Reichtums hingewiesen. Im Geleitwort zu dem Buche „Deutschland in Waffen"[4] sagt er: „Seit dem letzten großen Kriege hat Deutschland eine Periode wirtschaftlichen Aufschwunges hinter sich, die fast etwas Beängstigendes an sich hat. Der Wohlstand ist in allen Kreisen unseres Volkes derart gestiegen, daß die Ansprüche an die Lebenshaltung und der Luxus sich üppig entwickelt haben. Nun soll gewiß nicht undankbar verkannt werden, daß ein hoher wirtschaftlicher Aufschwung viel Gutes schafft. Aber die Schattenseiten

---

[1] Lk 8, 14. [2] Mk 10, 17 ff.

[3] Ratzinger (Armenpflege 18) sagt, daß die „meisten" Reichen ihr Herz an ihren Reichtum hängen. Drexelius (Heliotrop. seu conformatio hum. volunt. cum divina, Coloniae Agripp. 1629, l. 5, c. 7, § 2): Ubi rerum omnium abundantia est, ibi plerumque etiam vitiorum.

[4] Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt.

dieser allzu raschen Entwicklung treten vielfach peinlich und drohend hervor. Schon hat die Bewertung des Geldes bei uns ein Gewicht gewonnen, das man nur mit Sorge beobachten kann. Die tüchtige Leistung als solche gilt heutzutage leider häufig schon weniger als das Vermögen, das einer ererbt und errafft hat. Und auf welche Weise das Vermögen verdient worden ist, danach wird schon kaum mehr gefragt. Diese Sucht nach dem Besitz möglichst großer Geldmittel droht alte und ehrwürdige Begriffe zu verschieben. Dinge, die früher nicht als fair, oder besser gesagt, nicht als ‚anständig' galten, werden stillschweigend geduldet; dem hitzigen Gelderwerb wird alles geopfert."

Da nun der Reichtum unleugbar große Vorteile bietet, aber auch große Gefahren in sich birgt, so soll ein Katholik nicht danach *streben, reich* zu werden, wohl aber sich bemühen, die Obliegenheiten seines irdischen Berufes in jeder Beziehung tadellos zu erfüllen. Gefällt es dann dem Herrn, ihn mit zeitlichen Gütern zu segnen, so nehme er sie mit Dank aus Gottes Vaterhand entgegen und verwende sie zu den von Gott gewollten Zwecken. Diese meine Auffassung wird jedoch Befremden hervorrufen und in den Kreisen derjenigen, die aus edelsten Beweggründen für die wirtschaftliche Hebung der deutschen Katholiken arbeiten, auf lebhaften Widerspruch stoßen. Deshalb berufe ich mich, um meiner Ansicht eine Stütze zu geben, auf die Worte hervorragender Autoritäten.

Der hl. Bonaventura[1], dem ein tief und weit blickendes Auge eigen war, bemerkt: „Der Reichtum zieht den Menschen ab von der Verehrung Gottes. Deshalb darf man ihn nicht begehren, wenn man ihn auch auf erlaubte und verdienstliche Weise besitzen kann." Man wird jedoch entgegnen, daß dem mittelalterlichen Scholastiker die modernen Aufgaben der Katholiken unbekannt gewesen. Doch in demselben Sinne wie der seraphische Lehrer äußern sich auch Männer, gegen die sich der Einwand nicht erheben läßt. Lehmkuhl[2]

[1] 3 Sent., d. 39, a. 2, q. 1 ad 4.

[2] Theologia Moral. I [11] 535 f.

sagt: „Christus, unser Herr, hat offenbar den Geist der Armut empfohlen und das Herz der Seinen von der Liebe zum Reichtum entschieden loszureißen gesucht. Deshalb wollte er gewiß nicht, daß die Seinen mit aller Macht nach Reichtum strebten. Vielmehr war es sein Wille, daß sie sich mit dem Erwerb der notwendigen Dinge zufriedengeben, im übrigen alle Obliegenheiten ihres Standes freilich eifrig erfüllen, aber Reichtum, wenn er zum Nutzen dienen würde, von der göttlichen Vorsehung erwarten sollten." In dem bedeutsamen Hirtenbrief vom Jahre 1910 weist der hochwürdigste Herr Kardinal und Erzbischof von Köln, Antonius Fischer, darauf hin, daß man in letzter Zeit mehrfach aus guter Absicht die Meinung geäußert habe, „die Katholiken sollten sich mehr denn bisher dem Erwerbsleben widmen und Vermögen zu erlangen suchen; ihr Einfluß im gesellschaftlichen Leben werde dadurch wachsen und der beliebte Vorwurf der ‚Rückständigkeit' werde infolgedessen immer mehr gegenstandslos werden". Gegen solche Stimmen, die ja die besten Absichten verfolgen, will der hohe Kirchenfürst keinen Tadel aussprechen; aber er weist doch hin auf die Gefahren, die mit dem wohlgemeinten Streben nach Reichtum verbunden sind. Er hält es freilich für wünschenswert, daß sich die Katholiken durch redliches Streben, Fleiß, Geschicklichkeit und klugen Unternehmungsgeist ein Vermögen erwerben und sich auch dadurch Platz und Einfluß in der Gesellschaft sichern; aber er spricht doch die Befürchtung aus, daß über der einseitigen Betonung des Geldes und des Reichtums und dem Streben nach besserer Lebenshaltung und einflußreicher Stellung das Höhere leide und in den Hintergrund trete und an seiner Stelle und auf seine Kosten der irdische Sinn, die Gier nach Geld und Gut gepflegt werde.

Diese Besorgnis des Kölner Oberhirten ist gar sehr berechtigt. Da das Menschenherz sich so leicht von dem Glanze der Erdengüter blenden läßt, wird ein Katholik, der aus den edelsten Beweggründen nach Reichtum strebt, Gefahr laufen, allmählich die höheren Ziele aus dem Auge zu verlieren und den „irdischen Sinn" zu

pflegen. Und wenn auch der Vater nur höhere Ziele bei seinem Streben nach Reichtum im Auge hat, werden Sohn und Enkel dieselbe hochherzige Gesinnung hegen? Darum gelte für jeden Katholiken der Grundsatz: Sei zufrieden mit dem Notwendigen und trachte nicht nach Reichtum; aber erfülle treu alle Obliegenheiten deines irdischen Berufes und überlasse es der göttlichen Vorsehung, dich mit Erdengütern zu segnen. Wenn dann, um mit dem Psalmensänger[1] zu reden, Reichtümer zufließen, hänge nicht dein Herz an sie, sondern beobachte, was der große Apostel seinen Schüler Timotheus[2] zu lehren heißt: „Den Reichen dieser Welt gebiete, nicht hochmütig zu sein, nicht zu vertrauen auf ungewissen Reichtum, sondern auf den lebendigen Gott (der uns alles reichlich darbietet zum Genusse), Gutes zu tun, reich zu werden an guten Werken, gerne zu geben und mitzuteilen, sich zu sammeln einen Schatz als eine gute Grundlage für die Zukunft, damit sie das wahre Leben ergreifen."

Doch diese Ausführungen haben uns schon auf die Frage nach der Stellung der Kirche zum Gütergebrauch geleitet. Die Kirche, sagt man, verengt den Kreis der Bedürfnisse und hemmt dadurch die Produktion, die Gütergewinnung. Auf den ersten Blick besticht dieser Einwand, man könnte glauben, daß ein schrankenloser Gebrauch der Erdengüter die zeitliche Wohlfahrt fördere, da er die Herstellung vieler Gebrauchsgegenstände ins Ungemessene steigert. Doch wer tiefer schaut, erkennt in der Genußsucht eine Todfeindin unserer gesamten Kultur, insbesondere des wirtschaftlichen Wohlstandes. Sie gleicht einer verlockenden Giftbeere, nach der ein unerfahrenes Kind hastig greift, um sich eine schwere Krankheit, vielleicht gar den Tod zuzuziehen. Denn sie zerstört die Liebe zu ernster Tätigkeit, untergräbt die Kraft des Arbeiters, trägt einen großen Teil der Schuld des Völkermordes, den der Mißbrauch der Ehe einleitet. Sie schürt die Unzufriedenheit, den Haß, die Wut des Proletariates, das die Keule erhebt, um die

[1] Ps 61, 11. [2] 1 Tim 6, 17 ff.

gegenwärtige Gesellschaftsform zu zerschmettern. Darum ist es eines jeden um das Wohl des Volkes, um die gesunde Entwicklung unseres Kulturlebens bekümmerten Mannes Pflicht, der immer weiter greifenden Genußsucht entgegenzuarbeiten. Finden wir in diesem Kampfe nicht eine starke Bundesgenossin an der katholischen Kirche? Sie betont so nachdrücklich den Wert, die Notwendigkeit der Entsagung und Selbstüberwindung, verpflichtet sogar zum Verzicht auf manchen Genuß. Sie weist uns hin auf die Tausende und Millionen, die der Welt ein ergreifendes Beispiel heldenmütiger und dabei froher Entsagung bieten. Tritt die Kirche auf diese Weise dem schrankenlosen Gebrauch der Erdengüter entgegen, so verurteilt, mißbilligt sie doch nicht einen maßvollen Genuß[1]. Um nicht zu reden von den Bedürfnissen, zu deren Befriedigung der Selbsterhaltungstrieb den Menschen drängt, so gibt es viele Bedürfnisse, die aus dem Fortschritt der Kultur erwachsen. Will nun der Schöpfer den Kulturfortschritt, so will er auch die Befriedigung dieser kulturellen Bedürfnisse.

Aus vorstehenden Darlegungen folgt von selbst, daß die Kirche in hohem Grade beiträgt zur Hebung der Schwierigkeiten, die das moderne Wirtschaftsleben mit sich bringt, daß sie ein entscheidendes Wort spricht in der Frage, die eine Heilung der sozialen Schäden sucht. Möchte nur diese Einsicht den leitenden Männern des Staates aufdämmern und zu einer klaren, tiefen Überzeugung werden, bevor die wankenden Pfeiler des Staates donnernd zusammenbrechen und die Fluten des Umsturzes über die Trümmer hinwegbrausen!

Neuntes Kapitel.

Aufschwung protestantischer, Niedergang katholischer Völker.

Als Pius IX. am 13. September 1868 ein Schreiben an alle von der Kirche getrennten Christen richtete und sie zur Wieder-

[1] Vgl. die Gedanken Augustins bei Mausbach, Ethik des hl. Augustinus I 268 ff 281 ff.

kehr ermahnte, lehnte die „Times“ die Einladung ab mit dem Bemerken: „Europas ganze Kraft und Blüte ist in den Händen der Protestanten, bei den Katholiken findet sich nur Schwäche und Verfall. Wohl ist Frankreich stark, aber seine Lebenskraft ist eine Tochter der Revolution, nicht des Ultramontanismus, und wenn Italien aufsteht, so geschieht es nur, weil Rom fällt.“[1] Die Anschauung, die hier von dem Weltblatt zum Ausdruck gebracht wird, scheint manchen Gegnern des Katholizismus um so mehr berechtigt zu sein, da in dem letzten halben Jahrhundert mehrere Nationen mit überwiegend katholischer Bevölkerung vom Kriegsglück verlassen worden sind und schwere Niederlagen erlitten haben. Österreich unterlag den preußischen Waffen, Napoleon mußte dem Sieger bei Sedan den Degen überreichen, Italien wurde von Negus Menelik bei Adua und Spanien bei Manila von den Amerikanern geschlagen.

Dieser Einwurf, der nur aus einer oberflächlichen, kurzsichtigen Auffassung von der gegenwärtigen Lage der Völker hervorgehen kann, bildet indes keinen stichhaltigen Beweis gegen die übernatürliche Wahrheit, noch auch gegen die Kulturkraft der katholischen Kirche. Zunächst wanken die Grundlagen dieser Einwendungen doch gar zu sehr. Denn wo sind die „protestantischen“ Länder, deren kulturellen Aufschwung man zu Ungunsten der katholischen Kirche geltend machen will? Deutschland? Aber unter seinen 65 Millionen Einwohnern leben 24 Millionen Katholiken[2], die doch auch ihre Kraft eingesetzt haben, um es zu seiner gegenwärtigen Größe zu erheben. Auch aus katholischer Soldaten Blut ist der Siegeslorbeer ersprossen, der die stolze Germania umkränzt; jene glorreichen Siege aber legten den Grund zu der

---

[1] Bei Rieß und Weber, Das ökum. Konzil I 56.

[2] Nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1910 waren unter 64 925 993 Reichsangehörigen 39 991 421 Anhänger des evangelischen, 23 821 453 des römisch-katholischen Bekenntnisses, 615 021 Israeliten (Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, 34. Jahrg., Berlin 1913, 1 11).

großartigen Entwicklung, um die uns alle Welt beneidet. Katholische Männer haben in hervorragender Weise mitgearbeitet an dem Friedenswerk der Gesetzgebung; katholische Lehrer in Hörsaal und Schulstube redlich mitgearbeitet am Ausbau der Wissenschaft und an der Förderung der allgemeinen Bildung; eine stattliche Anzahl katholischer Namen glänzt im Verzeichnis deutscher Künstler; Katholiken haben mitgewirkt, um Deutschlands Industrie, Gewerbe und Handel zu heben. Die beiden blühendsten Provinzen unseres Vaterlandes, Rheinland und Westfalen, haben eine überwiegend katholische Bevölkerung. Die Lobredner der deutschen „protestantischen" Kultur denken ferner nicht an die Bekenner der israelitischen Religion, in deren Händen sich doch ein ganz erheblicher Teil aller Kulturgüter befindet[1], und rechnen endlich zum „protestantischen" Deutschland auch die Scharen des Unglaubens, die das protestantische Bekenntnis längst über Bord geworfen haben.

Ähnlich liegen die Verhältnisse in England und Amerika, die man ebenfalls gern als „protestantische" Länder bezeichnet.

Wie man nicht ohne große Einschränkung von einem Aufblühen „protestantischer" Länder sprechen kann, so bedarf auch die Behauptung, daß die „katholischen" Völker einem Verfall entgegengehen, einer Berichtigung. Frankreich, wo übrigens viele Kräfte der Kirche entgegenarbeiten, behauptet noch immer eine ehrenvolle, einflußreiche Stellung unter den Mächten. Es verfügt über eine starke Armee und weist auf allen Gebieten der Kultur glänzende Leistungen auf; sein Geldreichtum ergießt sich in viele Länder. Diese kulturelle Macht unserer Nachbarn verdient um so mehr Bewunderung, je größer die Niederlage war, die sie im letzten Kriege mit uns erlitten haben. Belgien gehört in wirtschaftlicher Beziehung unstreitig zu den ersten Ländern Europas. Österreichs Militärmacht weiß alle Welt zu schätzen;

---

[1] Vgl. Sombart, Die Juden und das Wirtschaftsleben, München 1911; Rost, Beiträge zur Moralstatistik 148 ff.

ein Volk aber, das eine so starke, tüchtige Armee stellt, muß auch in kultureller Hinsicht hoch stehen.

Würden indes auch protestantische Völker gegenwärtig eine kulturelle Übermacht behaupten, so wäre gleichwohl noch nicht der Schluß berechtigt, daß die katholische Kirche der Kultur, insbesondere der wirtschaftlichen Entwicklung im Wege steht. Denn es gab doch eine Zeit, wo auch katholische Völker auf einer hohen Stufe kultureller Entwicklung standen. Wer mit offenen Augen Italien durchreist, sieht noch jetzt allenthalben die Zeugen entschwundener Herrlichkeit. Zu einer unvergleichlich hohen wirtschaftlichen Blüte erschwang sich Spanien im 16. Jahrhundert, wo aus den Ländern, die seine Seefahrer eben entdeckt hatten, dem Mutterlande unermeßliche Reichtümer zuflossen. Gleichzeitig besaß es auf dem Gebiete der europäischen Politik eine führende Stellung, die es um so erfolgreicher behaupten konnte, da es über eine ausgezeichnete, von hervorragenden Feldherren geführte Armee gebot. Wissenschaft und Kunst erfuhren eine eifrige Pflege. Die Literatur gelangte in Cervantes, Lope de Vega und Calderon zu ihrer höchsten Blüte. In der Malerei schufen Velasquez und Murillo Werke, die sie in die Reihen der ersten Meister aller Zeiten stellen. Wenn jene Völker von ihrer Höhe herabgesunken sind, teilen sie eben das Los alles Menschlichen, das der Blume gleich aufsprießt, einige Zeit seine Pracht entfaltet, um dann wieder zu welken. Eben ist Babylon unter Nebukadnezar zur Weltmacht geworden, und schon rüsten sich die Meder und Perser zum Vernichtungskampfe wider das gewaltige Reich. Athen stieg unter Perikles auf allen Gebieten irdischer Kultur zu einer unvergleichlichen Höhe empor, um schon nach einigen Jahrzehnten zu fallen. Alexander d. Gr. dringt vor bis an die Grenzen der Erde, nimmt mit sich die Beute vieler Völker; aber kaum ist seiner Hand der Herrscherstab entfallen, da zerfällt das weite Reich in viele Staaten, bis auch diese den Römern zur Beute fallen. Rom vereinigt unter Augustus in seinen Mauern alles, was die Menschheit an Kulturgütern bis dahin geschaffen; aber

schon bereitet sich der Verfall vor, bis zahlreiche germanische Stämme wie Geier ihre Krallen in die Riesenleiche einschlugen. So erstanden, blühten, fielen die Reiche, und einmal wird kommen der Tag, wo unsere Nachkommen mit Wehmut auf die Trümmer unserer Kultur niederschauen. Das sollte uns doch vor Verachtung gedemütigter Völker bewahren.

Die Geschichte deckt uns auch die Ursachen auf, die den Niedergang der ehedem so hochstehenden katholischen Völker herbeigeführt, und erhebt entschiedenen Widerspruch gegen die Anklage, die Kirche trage die Schuld an jenem Verfall. Die Entdeckung Amerikas stellte dem spanischen Volke viele und schwierige Aufgaben, denen es nicht gewachsen war. Man verstand es nicht, den neuen wirtschaftlichen Verhältnissen eine gediegene Grundlage zu geben. Die Gier nach den reichen Schätzen der neuentdeckten Länder trieb Millionen zur Auswanderung und entzog dem Mutterlande nicht bloß Arbeitskräfte, sondern auch viel Vermögen. Das plötzliche Anschwellen des Reichtums steigerte den Luxus in der Lebenshaltung und führte zur Vernachlässigung der Arbeit. Die Finanzpolitik Philipps II. und seiner Nachfolger bürdete dem Volke erdrückende Lasten auf, und als die Steuern nicht ausreichten, machten die Könige ungeheure Anleihen bei ausländischen Banken, wodurch gewaltige Summen in Form von Zinsen dem Lande entzogen wurden. Das so entkräftete Land wurde durch mannigfaltige Kriegswirren noch mehr geschwächt, später war es namentlich der lange Erbfolgekrieg, der ihm tiefe Wunden schlug. Dazu kommen ungeheure Verluste zur See. In einem Zeitraum von dreiundeinhalb Jahrhunderten verlor Spanien etwa 600 Schiffe. Besonders verhängnisvoll wurde das Seeunglück vom Jahre 1588. Am 29. Mai verließ die stolze Armada unter Führung des Herzogs Medina-Sidonia Lissabon, um gegen England zu segeln. Sie bestand aus 130 großen und 30 kleineren Kriegsschiffen, die 30000 Mann an Bord hatten, 2630 Kanonen und Lebensmittel für sechs Monate mit sich führten. Schon nahten sich die Spanier dem Ziele, da erhob sich in

der Nacht vom 8. auf den 9. August ein furchtbarer Sturm, zerstreute und vernichtete die stolze Flotte. Und dieses Unglück brach Spaniens Seemacht für immer[1].

Auch Italien sank von seiner Höhe nicht durch den Einfluß der Kirche, sondern aus ganz andern Gründen herab. Die Entdeckung Amerikas, um nur einige Gründe hervorzuheben, und die Auffindung des neuen Seeweges nach Indien gaben dem Handel, der Italiens Reichtum in erster Linie begründet hatte, andere Bahnen; in Ländern, die bisher ein dankbares Absatzgebiet für italienische Waren gewesen, blühte eine selbständige Industrie auf, bedeutende Stapelplätze des italienischen Handels fielen in die Hände der Türken. Der Fürstenabsolutismus, der sich besonders unter dem Einflusse Machiavellis ausbildete, opferte das allgemeine Wohl dem „Staatsinteresse". Die anderthalb Jahrhunderte fortgesetzte Verschlechterung der Münzen, die Verpachtung der öffentlichen Einkünfte, ungerechte Verbrauchssteuern aller Art, hohe Zölle, die die Ausfuhr und Einfuhr drückten, mußten das fleißige und intelligente Volk vollends entmutigen. Auch die Kriege fügten dem Lande großen Schaden zu. Die traurige Lage des Landes wurde auch durch die „Einigung" Italiens keineswegs gebessert; wohl brachte sie dem Lande mehr äußeren Glanz, aber keine Hebung des materiellen und geistigen Wohles im Innern[2].

Die Geschichte ist es auch vor allem, die uns eine Erklärung für die Tatsache gibt, daß die deutschen Katholiken ihren protestantischen Mitbürgern an Wohlstand im großen und ganzen nachstehen. Doch diese Gründe sind in den letzten Jahren so oft erörtert worden, daß ich hier von einer derartigen Darlegung Abstand nehmen kann[3].

---

[1] Vgl. Häbler, Die wirtschaftl. Blüte Spaniens; Pesch, Die soziale Befähigung der Kirche 542 ff; Weiß, Lehrbuch der Weltgeschichte IV², Wien 1881, 955 ff.

[2] Pesch a. a. O. 536 ff.

[3] Vgl. besonders Rost, Die wirtschaftliche und kulturelle Lage der deutschen Katholiken.

Neben den geschichtlichen Ereignissen gibt es aber noch andere Kräfte, die auf die Gestaltung des Wirtschaftslebens in einem Lande großen Einfluß ausüben. An erster Stelle kommt in Betracht die geographische Lage; denn sie hemmt oder fördert den Handel, von dem zum großen Teil der Reichtum eines Landes abhängt. Dank seiner günstigen Lage konnte das kleine Volk der Phönizier einen großen Aufschwung nehmen, konnten Spanier und Portugiesen einen lebhaften Verkehr mit der Neuen Welt anknüpfen, um einen riesigen Reichtum zu erwerben. Demselben Umstande verdanken Holland und England und die deutsche Hansa ihre wirtschaftliche Entwicklung. Im Innern eines Landes gelangen viele Städte zur Blüte, weil sie an großen Flüssen oder an verkehrsreichen Handelsstraßen gelegen sind. Daher mußten manche Städte Süddeutschlands zurückgehen, als der Seeweg nach Ostindien entdeckt wurde und infolgedessen der Handelsweg von Norditalien über die Alpen zum Rhein seine Bedeutung verlor.

Auch die Bodenbeschaffenheit eines Landes erheischt Berücksichtigung. Wer mag es einem Heidebauern Hannovers verargen, wenn er aus seiner kargen Scholle nicht so reichen Ertrag gewinnt wie der Sachse aus seinem ergiebigen Boden? Wie sehr muß das „protestantische" Deutschland die katholischen Italiener durch seinen Reichtum an Kohlen, die in der Industrie eine so große Rolle spielen, überflügeln!

Endlich ist das Klima von nicht geringem Einfluß auf die wirtschaftliche Entwicklung eines Volkes. Die klimatischen Verhältnisse begründen zum großen Teil den auffallenden Gegensatz, den Nordländer und Südländer in ihrem Temperamente aufweisen. Die reine, milde Luft, der heitere Himmel mit seinem entzückenden Tiefblau, der lichte Sonnenschein regen Phantasie und Gefühl mehr an, machen den Südländer heiter, lebhaft, feurig; der Norden mit seinem rauhen, düstern Klima macht die Menschen ernst, ruhig, bedächtig, arbeitsam, entschieden, ausdauernd. Diese Eigenschaften geben aber dem Nordländer auf manchen Gebieten einen Vorsprung vor dem Südländer. Zudem

hat der Bewohner des Südens weniger Bedürfnisse, er ist leichter zufrieden, sieht sorgloser der Zukunft entgegen, wird demnach auch nicht mit jener Hast und Gier dem Erwerbe nachstreben und im Wettkampf um wirtschaftliche Güter zurückbleiben.

Wie die wirtschaftlichen Zustände der katholischen Völker nicht gegen die Kulturfähigkeit, so zeugen sie noch weniger gegen die Wahrheit der Kirche. Schon die Geschichte liefert den schlagenden Beweis, daß die Kultur keinen Maßstab für die Bewertung der Religion abgeben kann. Denn die Tontafeln, die auf den Trümmerfeldern am Euphrat und Tigris ausgegraben werden, geben uns Kunde von den großartigen Leistungen der Assyrier und Babylonier auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Kunst, des Gewerbes und des Handels. Wie unbedeutend erscheint dagegen die Kultur Israels! Im 10. und 11. Jahrhundert erstieg der Islam eine Kulturhöhe, an die die gleichzeitigen christlichen Völker nicht hinanreichten. In unsern Zeiten nehmen die Israeliten auf wirtschaftlichem Gebiete unbestritten die erste Stelle ein. Werden wir nun Babels Religion höher stellen als die des Gottesvolkes, den Koran der Bibel, das moderne Judentum dem Christentum vorziehen? Christus ist ja nicht gekommen, um uns die Geheimnisse der Wissenschaft aufzudecken, das Märchenland der Kunst zu erschließen, den Weg zu Macht und Wohlstand zu bahnen. Viel Höheres wollte er uns bringen. Daher auch seine Mahnung, zuerst das Reich Gottes zu suchen und alles übrige mit Vertrauen von Gottes Vatergüte zu erwarten[1]. Demnach hat auch die Kirche an erster Stelle eine religiös-sittliche Aufgabe zu erfüllen; zur Heiligkeit soll sie die Menschen erziehen. Deshalb belehrt der Apostel die Christen zu Rom, die doch auch von dem Glanze einer hohen Kultur umgeben waren: „Befreit von der Sünde, Knechte Gottes geworden, habt ihr als Frucht die Heiligung und als Ende das ewige Leben."[2] Wo ist aber eine Religionsgemeinschaft, die einen solchen Reichtum an Früchten

[1] Mt 6, 33. [2] Röm 6, 22.

der Heiligkeit aufzuweisen hat wie die katholische Kirche? Und wenn sich immer mehr die Einsicht Bahn bricht, daß nicht äußere Güter, sondern persönliche Eigenschaften den Wert des Menschen ausmachen, persönliche Vervollkommnung höchste Kultur ist, dann wird man auch die Kirche als die erste Kulturmacht der Welt anerkennen müssen[1].

Zehntes Kapitel.

Die Weltflucht der Kirche.

Da der Christ durch die heiligmachende Gnade der Sünde stirbt und zu einem neuen, wunderbaren Leben ersteht, soll er sein Sinnen und Trachten nach oben richten. Daher mahnt der Weltapostel: „Wenn ihr auferstanden seid mit Christus, suchet was droben ist, wo Christus weilt, zur Rechten Gottes sitzend."[2] Dieser Himmelssinn, ein tiefes Sehnen nach oben und ein starkes Streben nach dem, was uns aufwärts führt, fließt in der Tat naturgemäß aus der heiligmachenden Gnade. Sie verleiht uns ja ein Anrecht auf den Himmel. Wie sollte also der Christ nicht sehnlichst verlangen nach dem ewigen großen Erbe, das ihm, dem Gotteskind, in sicherer Aussicht steht? Die Gnade setzt uns sogar schon hienieden in den Besitz Gottes, weshalb Paulus den Heiligen Geist das „Angeld unserer Erbschaft"[3] nennt. Kein Wunder, daß sich die begnadete Seele danach sehnt, den in ihr thronenden Gott unverhüllten Blickes zu schauen. Himmelssehnsucht, die sich manchmal zum Himmelsheimweh steigert, wohnt im Herzen des wahren Christen.

Der Himmelssinn ist aber nicht denkbar ohne Weltverachtung. Daher fügt der Völkerapostel seiner Aufforderung, nach oben zu streben, die Mahnung bei, nicht nach Erdengut zu trachten: „Was

[1] Zu diesem Kapitel vgl. noch v. Haulleville, Die Zukunft der kathol. Völker; Gutberlet, Lehrbuch der Apologetik III², Münster i. W. 1899, 352 ff; Cathrein, Glauben und Wissen 227 ff.

[2] Kol 3, 1 f. [3] Eph 1, 14.

droben ist, habet im Sinne, nicht das auf Erden." Weltflucht ist sogar notwendig für jeden Christen; denn zu allem Volke sprach der Heiland: „Keiner von euch, der nicht allem entsagt, was er besitzt, kann mein Jünger sein."[1] Daher kehrt denn auch in der christlichen Literatur die Mahnung zur Weltverachtung in den mannigfachsten Wendungen wieder, und wir wären „Fälscher am Worte Gottes"[2], wollten wir in dem Bestreben, den Vorwurf der Kulturfeindlichkeit von der Kirche abzuwälzen, auch den gesunden Kern, der in dieser Anklage liegt, wegwerfen. Durch solchen Unverstand würden wir einen schimmernden Edelstein aus der Ehrenkrone unserer Kirche brechen. Die Kirche ist ihrem Wesen nach weltflüchtig, nur müssen wir die Weltflucht im Sinne ihres göttlichen Stifters auffassen.

Betrachten wir die Welt als das, was sie aus sich selbst ist, so erscheint sie eitel und nichtig, weil sie dem Nichts entstammt und, falls sie der Schöpfer nicht erhielte, ins Nichts zurückfallen würde[3]. So aufgefaßt, verdient die Welt ohne Zweifel unsere Geringschätzung. Sehr oft bezeichnet der Ausdruck „Welt" alles, was Sünde ist, aus der Sünde fließt und zur Sünde führt. In diesem Sinne kann die Weltverachtung noch weniger auf Schwierigkeiten stoßen, und jedes echt christliche Gemüt erfaßt leicht die Mahnung des hl. Johannes: „Habet nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist. Wenn jemand die Welt lieb hat, so ist nicht die Liebe des Vaters in ihm. Denn alles, was in der Welt ist, das ist die Begierlichkeit des Fleisches, die Begierlichkeit der Augen und die Hoffart des Lebens, was nicht vom Vater, sondern von der Welt ist."[4]

Indes nennt die christliche Aszese die Welt auch als die Gesamtheit der Erdengüter eitel und deshalb der Verachtung wert. Mit lauter Stimme ruft sie uns immer wieder das Wort des

[1] Lk 14, 33. [2] 2 Kor 2, 17.
[3] Vgl. S. Bonav., Comment. in Eccle., prooem. q. 2.
[4] 1 Jo 2, 15 f.

Predigers zu: „Eitelkeit der Eitelkeiten, und alles ist Eitelkeit.“[1] Zum richtigen Verständnis dieser Auffassung dient eine treffliche Ausführung des hl. Bonaventura. Lehrreich und anziehend ist es, gerade ihn in dieser Frage zu vernehmen, gehörte er doch einem Orden an, der eine weitgehende Weltverachtung auf seine Fahne geschrieben hat. Nachdem er nun in der Einleitung zum Prediger bemerkt, das Buch verfolge den Zweck, uns die Verachtung der Welt zu lehren, führt er zwei Gründe an, die die Weltverachtung als unzulässig darstellen könnten. „Das Lob“, sagt er[2], „das man dem Werke spendet, fällt auf den Künstler zurück, also trifft ihn auch die Verachtung seiner Arbeit. Wer demnach die Welt verachtet, verachtet Gott. Sodann lehrt die Schrift: ‚Alles hat Gott seinetwegen gemacht‘[3], folglich ist allem die Richtung auf Gott eigen. Was aber auf einen [guten] Zweck hingeordnet wird, verdient nicht Verachtung, sondern Liebe. Also muß man auch die Welt und alles, was darin ist, lieben.“ Zur Lösung des scheinbaren Widerspruchs vergleicht der seraphische Lehrer die Welt mit einem Ringe, den Gott der Seele, die er sich ja durch die Gnade zur Braut erkürt, zum Geschenke macht. Verachtet nun eine Braut den Ring ihres Verehrers deshalb, weil er ihr an sich gering, wertlos erscheint, so ist eine solche Gesinnung für den Spender gewiß entehrend, beleidigend. Wenn sie aber das Geschenk deshalb verachtet, weil es ihr nichts ist im Vergleiche mit dem Bräutigam, für den sie alles opfert, so gereicht dieser Edelmut dem Geber zur Ehre und zur Freude.

In einer solchen edlen, Gott über alles schätzenden Gesinnung wurzelt aber die katholische Weltverachtung. Das kommt klar zum Ausdruck in der Liturgie, die ja ein verkörpertes Glaubensbekenntnis der Kirche ist. Gar oft betet der Priester, der Kirche Diener, des Volkes Stellvertreter, um die Gnade, das „Hinfällige zu verachten und das Ewige zu erstreben“. Am Schutzfest des

[1] Prd 1, 2. [2] A. a. O., prooem. q. 1.
[3] Spr 16, 4.

hl. Joseph fleht er: „Wir bitten, Herr, deine Güte: mach, daß unsere Herzen alles Irdische verachten und dich, den wahren Gott, mit vollkommener Liebe lieben.“ [1]

Die Weltflucht kann sich nun auf die Gesinnung beschränken oder auch zur Tat übergehen. Als Gesinnung ist sie die Verwirklichung des Apostelwortes: „Es bleibt übrig, daß die, welche die Welt gebrauchen, sie so gebrauchen, als gebrauchten sie sie nicht.“ [2] Zu dieser Mahnung gibt der hl. Paterius [3] die treffende Erläuterung: „Der Gesinnung nach gebraucht die Welt, wer alles Notwendige äußerlich zu seinem Leben verwendet, ohne diesen Gütern jedoch eine Herrschaft über seinen Geist zu gestatten, so daß sie dem äußeren Menschen zwar dienen, niemals jedoch das Streben des Geistes nach oben brechen.“

Dieser Grad der Weltflucht ist offenbar eine Pflicht für alle, da er nichts anderes ist als eine Ausführung des Wortes, das der Heiland zum ganzen Volke gesprochen: „Wer nicht allem entsagt, kann mein Jünger nicht sein.“ [4] Dazu bemerkt der hl. Bonaventura [5]: „Die Jüngerschaft Christi ist zweifach. Die eine Art ist notwendig, wie ja nach dem Berichte der Apostelgeschichte [6] diejenigen Jünger genannt zu werden pflegten, die jetzt Christen heißen; diese Jüngerschaft besteht in der Erfüllung der Mahnung bei Isaias [7]: ‚Lasset ab, verkehrt zu handeln, lernet Gutes zu tun.‘ Die andere Art ist ein Werk der Übergebühr und besteht in der Nachfolge Christi durch Beobachtung der evangelischen

[1] Vgl. Missale Romano-Seraphicum, Dom. II, Adv., Postcom.; Dom. IV post Epiph., Postcom.; Fer. IV post Dom. IV Quadrages., Oratio; Fer. VI post Dom. IV Quadrages., Oratio; Dom. IV post Pascha, Secreta; Vigil. Pent., Oratio post Proph. quint. Festorationen: 13. April, 23. u. 25. Mai, 8. u. 10. Juni, 17. Juli, 23. August, 13., 18. u. 22. September, 6., 7., 10., 17., 19. u. 30. Oktober, 14. u. 19. November.

[2] 1 Kor 7, 31.

[3] Super Ep. 1 B. Pauli ad Cor., c. 22; vgl. Gregor. M., Cura pastoral., p. 3, admonit. 28.

[4] Vgl. oben S. 134. [5] Comment. in Luc. c. 14, n. 66.

[6] 9, 1 10 19 25; 6, 1 f. [7] 1, 16 f.

Räte. Die erste Art der Jüngerschaft fordert die Verzichtleistung auf alles durch Verachtung alles Irdischen; die zweite Art verlangt diesen Verzicht nicht nur der Gesinnung, sondern auch der Sache nach." Die innere Weltflucht gebietet also jedem Christen, das Herz so weit von der Anhänglichkeit an die Erdengüter freizuhalten, daß er ihretwegen keine Sünde begeht; sonst würde die Weltliebe die Gottesliebe trüben, zerstören, da der hl. Johannes[1] sagt: „Wenn jemand die Welt liebt, so ist die Liebe des Vaters nicht in ihm."

Als Tat besteht die Weltverachtung darin, daß wir in größerem oder geringerem Umfange auf die Erdengüter Verzicht leisten. Diese Weltflucht wird von manchen Christen geübt, die aus religiösen Beweggründen große Geldsummen opfern oder auf die Freuden des Ehelebens verzichten. Noch größere Opfer bringt der Priester. Durch sein unvergleichliches Amt ist er ja abgesondert von der Welt, erkoren zu einer innigen Gemeinschaft mit Gott, ausgerüstet mit himmlischen Vollmachten, berufen, den Erdenwallern den Himmelspfad zu weisen. Daher begnügt er sich auch nicht damit, alle ungeordnete Liebe zu den Erdengütern aus dem Herzen zu verbannen. Noch mehr verlangt von ihm die Kirche. Um die Augenlust niederzuhalten, zieht sie der Erwerbsfreiheit ihrer Diener bestimmte Grenzen; um die Hoffart zu bekämpfen, gebietet sie ihm den Gehorsam gegen seinen Bischof; um die Sinnenlust zu zügeln, verpflichtet sie ihn zur ständigen Ehelosigkeit. Am ergreifendsten aber tritt die Weltflucht der Tat am katholischen Ordensstand zutage. Der Ordensmann bindet sich ja sogar durch ein Gelübde, den drei Gütern, an die sich besonders die Weltliebe gern anklammert, zu entsagen.

Wie eine prächtige Blume wächst das Ordensleben aus dem keimreichen Boden des Christentums hervor. Die Offenbarung lehrt uns freilich, daß alles vom Schöpfer stammt und folglich gut ist; sie lehrt uns aber auch, daß die Geschöpfe dem durch

[1] 1 Jo 2, 15.

die Sünde verderbten Menschen oft eine Gelegenheit zur Sünde werden. Wenn der Weltapostel von dem Streben nach Reichtum sagt[1], daß es in die Versuchungen und Fallstricke des Teufels treibt, so gilt das in höherem Grade von der Sucht nach Ehre und Genuß. Aus dieser Gefahr, die die Erdengüter dem Menschen oft bereiten, ergibt sich freilich als Pflicht nur die Forderung, alle unordentliche Anhänglichkeit abzuwehren. Um aber noch stärkeren Schutz zu finden, umgibt sich der Ordensmann mit dem Walle der drei Gelübde, verläßt die Welt und flieht in die Einsamkeit. Er bringt dieses Opfer um so freudiger, da er die Überzeugung hegt, daß die Erdengüter nicht imstande sind, dem Menschenherzen vollkommenes Glück zu bieten.

Der edelste Beweggrund jedoch, der zur Weltentsagung drängt, ist die Gottesliebe. Im Lichte des Glaubens erkennt der Christ die Liebe seines Gottes, die in so vielen und großen Wohltaten ihren ergreifenden Ausdruck findet; mächtig lodert in seinem Herzen das Feuer der Gegenliebe empor. Weil er nun fürchtet, durch das Leben in der Welt an der gänzlichen Hingabe an Gott behindert zu werden, deshalb flieht er in die Einsamkeit. Muß eine solche Tat nicht den Beifall Gottes finden? Ein Bräutigam, um auf den bereits erwähnten Vergleich zurückzugreifen, spendet seiner Braut Geschenke, um sie immer mehr an sich zu fesseln. Würden nun diese Geschenke dazu dienen, ihm ihr Herz zu entfremden, so handelte sie ohne Zweifel im Sinne des Bräutigams, wenn sie sich des Geschenkes entäußerte. Nun werden aber die Erdengüter gar leicht die Veranlassung, daß in uns die Liebe zum Schöpfer abnimmt, erkaltet, erlischt. Muß es demnach Gott, dem Bräutigam der Menschenseele, nicht sehr gefallen, wenn jemand aus diesem Grunde alles Erdengut von sich wirft? Nur der kann über die Weltflucht der Tat einen Tadel aussprechen, der dem Menschen das Ringen nach Erdentand als einzige oder höchste Lebensaufgabe stellt. Das ist aber eine Zu-

[1] 1 Tim 6, 9.

mutung, gegen die sich unser dem Unendlichen, dem Ewigen zustrebendes Herz empört.

Daß die Weltflucht wirklich den Beifall Gottes findet, ergibt sich klar aus der Tatsache, daß Tausende und Millionen sie geübt haben und noch üben. Denn sie legt dem natürlichen Menschen so viele und so schwere Opfer auf, daß sie nur möglich wird durch die Gnade Gottes. Wenn also Gott so viele zu einem solchen Heldenmut anregt, muß er dann nicht sein Wohlgefallen an diesem Opfersinn haben? Freilich gibt es viele, die die Klöster nur als Zufluchtsstätten enttäuschter, gebrochener, lebensmüder Menschen ansehen; vom rein natürlichen Standpunkte läßt sich auch die großartige Tatsache des Ordenslebens nicht richtig würdigen. In Wirklichkeit aber sind Ordenshäuser, in denen echter Geist weht, Stätten tiefsten Friedens, edelster Freude, reinsten Glückes. Dieses Glück ist der Lohn für das Opfer, das die Ordensperson bringt. Gott, der den Pulsschlag unseres Herzens hört, weiß, daß der Mensch auf die Dauer nicht leben kann ohne Freude; weil nun die Ordensperson seinetwegen auf die äußeren Freuden verzichtet, entschädigt er sie durch ein inneres Glück. Daraus folgt, daß die Weltflucht, wie sie namentlich im Ordensstande geübt wird, Gott in hohem Grade wohlgefällig sein muß.

Doch warum suchen wir nach Gründen, um die Preisgabe irdischer Güter zu rechtfertigen? Der Heiland selbst empfiehlt ja die Weltflucht. Schon in zwei Parabeln legt er den Verzicht auf alles Erdengut nahe. Er vergleicht nämlich das Himmelreich mit einem im Acker verborgenen Schatze, für dessen Erwerbung der glückliche Finder alles opfert; mit einer kostbaren Perle, die dem Kaufmann so viel wert dünkt, daß er all seine Habe für sie hingibt[1]. Doch es sollte sich dem Heiland eine Gelegenheit bieten, noch eingehender und deutlicher unsere Frage zu erörtern. Ein reicher Jüngling fragt ihn nach den Bedingungen, von denen die Erwerbung des ewigen Lebens abhängt.

[1] Mt 13, 44 ff.

„Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote." — „Alles das habe ich von meiner Jugend an getan, was fehlt mir noch?" — „Willst du vollkommen sein, gehe hin, verkaufe, was du hast, und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben; und komm, folge mir nach."

Hier unterscheidet also der Heiland zwischen Geboten, an die die Erlangung des ewigen Lebens geknüpft ist, und dem Rate freiwilliger Armut, die einen „Schatz im Himmel", eine höhere Stufe der Seligkeit erwirbt. So faßten auch die Apostel, die bei Jesu Unterredung mit dem reichen Jüngling zugegen waren, die Lehre ihres Meisters auf und fragten durch Petrus: Da wir jenen Rat befolgt haben, „welcher Lohn wird uns dann werden"? Und der Heiland stellt ihnen als besondern Lohn die Teilnahme an seinem Richteramt in Aussicht. Aber auch allen andern, die um seinetwillen irgend ein Gut hingeben, Haus und Hof verlassen oder sich von teuren Angehörigen trennen, verheißt er großen Lohn[1].

Nicht minder klar gibt Christus den Rat zur Ehelosigkeit. Als er einmal mit allem Nachdruck die Unauflöslichkeit der Ehe betont hatte, meinten seine Jünger, es sei nicht gut, zu heiraten. Dieses Wort greift er auf und sagt: „Nicht alle erfassen das, sondern nur die, denen es gegeben ist."[2] Damit lehrt er, daß es immer Christen geben werde, die eine solche Gnade empfangen und annehmen würden. Übrigens liegt schon in der Aufforderung des Heilandes, ihm unter Hingabe alles Erdengutes zu folgen, eine deutliche Empfehlung der Jungfräulichkeit, da ja die Gründung einer Familie irgend welchen Besitz verlangt.

Die freiwillige Armut und Ehelosigkeit führen wie von selbst zur Trennung von der Welt. Nun konnten jedoch alle die Weltflüchtigen auf die Dauer unmöglich ohne ein gemeinschaftliches Band leben; eine Gemeinschaft aber verlangt ein Haupt, das alle eint und die Kräfte aller zu dem gemeinsamen Ziele hinlenkt.

---

[1] Mt 19, 16. Vgl. Mk 10, 17 ff; Lk 18, 18 ff. [2] Mt 19, 11.

Folglich ist mit dem Rate zur Armut und Ehelosigkeit auch der Gehorsam unter einem selbstgewählten Obern gegeben. Zudem wird das, was den inneren Wert des Gehorsams bildet, die Verleugnung des eigenen Willens, um Christus besser nachzufolgen, vom Heiland ausdrücklich empfohlen. „Wer mir nachfolgen will", sagt er zu allen[1], „der verleugne sich selbst, nehme täglich sein Kreuz auf sich und folge mir nach."

Der eigentliche Wert der evangelischen Räte liegt auf übernatürlichem Gebiete und besteht darin, daß sie ein Mittel sind, leichter und sicherer zur christlichen Vollkommenheit zu gelangen. Daraus erklärt es sich leicht, daß viele nicht nur kein Verständnis haben für die edle, hohe, starkmütige Gesinnung, die zu ihrer Befolgung erforderlich ist, sondern sie auch vom natürlichen Standpunkte bekämpfen. Gleichwohl sind die evangelischen Räte kein Hindernis für den Kulturfortschritt; denn wie die Geschichte lehrt, hat das Mönchtum auf allen Gebieten der Kultur großartige Leistungen aufzuweisen. „Kunst, Poesie und Wissenschaft", sagt Harnack[2], „haben (in der Welt der Weltentsagung) ihre Pflege gefunden, ja die Anfänge der Zivilisation unseres Vaterlandes sind ein Kapitel aus der Geschichte des Mönchtums." Für die Kirche aber ist der Ordensstand nicht bloß ein Schmuck, sondern auch, wie derselbe Gelehrte anderswo bemerkt, eine notwendige Organisation. Denn „eine jede Gemeinschaft braucht Persönlichkeiten, die ausschließlich ihrem Zwecke leben; so braucht auch die Kirche Freiwillige, die jeden andern Beruf fahren lassen, auf die Welt verzichten und sich ganz dem Dienste des Nächsten widmen, nicht weil dieser Beruf ein ‚höherer' ist (!), sondern weil er notwendig ist, und weil aus einer lebendigen Kirche auch dieser Antrieb hervorgehen muß"[3].

---

[1] Lk 9, 23.

[2] Das Mönchtum, seine Ideale und seine Geschichte[7], Gießen 1907, 7.

[3] Das Wesen des Christentums 181. — Über die evangelischen Räte vgl. S. Bonav., De perfectione evangelica; Bellarmin, De controv. Secunda controv. general. de membris Eccles. l. 2; Göpfert, Moral-

Elftes Kapitel.

Die Vollendung des christlichen Lebens.

Ein schlichter Bruder kam einmal zu dem gelehrten Ordensgeneral Bonaventura. „Mein Vater", hub Ägidius an, „Euch hat Gott viele Gnaden verliehen. Wir unwissende und ungebildete Leute, was können wir tun, um selig zu werden?" „Wenn Gott", erwiderte der Heilige, „dem Menschen auch keine andere Gnade gäbe, als die, ihn zu lieben, so genügte das." — „Kann denn ein Ungelehrter Gott ebenso lieben wie ein Gelehrter?" — „Ein altes Weiblein kann Gott mehr lieben als ein Magister der Theologie."

Ob dieser Antwort ward der gute Mann gar froh und lief in den Garten und wandte sich der Stadt zu und rief: „Armes Mütterchen, einfältig und ungebildet, liebe Gott, und du kannst größer sein als Bruder Bonaventura!"[1]

Diese Unterredung zwischen zwei Männern, die doch als eifrige Söhne des Armen von Assisi die Weltflucht in weitem Umfange übten, hebt klar das Ideal des Katholizismus hervor. Als das höchste Ziel des sittlichen Ringens betrachtet die Kirche die Gottesliebe. Ihre Anschauung schöpft sie unter anderem aus der Lehre des hl. Paulus. Einmal spricht dieser von den außerordentlichen Gaben, mit denen Gott die Urkirche so reich ausgestattet. Wie vortrefflich aber auch diese Charismen sein mögen, es gibt, so lehrt der Mann mit dem Flammenherzen, noch etwas Größeres: die Liebe. Und nun ergießt er seine Begeisterung für die Königin der Tugenden in einen herrlichen Lobgesang, den er ausklingen läßt in dem mächtigen Akkorde: „Jetzt bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe; die größte unter diesen ist die Liebe."[2]

theologie I[3], Paderborn 1901, 27 ff; Mausbach, Die kathol. Moral 243 ff; über den Zölibat insbesondere Möhler, Gesammelte Schriften und Aufsätze, herausgegeben von Döllinger I, Regensburg 1839, 177 ff.

[1] Vgl. Menge, Der selige Ägidius von Assisi, Paderborn 1906, 50 f.

[2] 1 Kor 13, 13.

Der Glaube zeigt uns Gott wie von ferne; die Hoffnung treibt uns an, nach unserem Ziele zu streben, gleichsam den Weg zu Gott einzuschlagen; die Liebe bewirkt, daß wir dieses Ziel schon hienieden erreichen, uns mit Gott vereinigen und seiner in Wonne und Seligkeit genießen. Zur Erläuterung seiner Lehre vergleicht der Apostel den Tugendschmuck mit Kleidungsstücken, die der Christ anlegt, die Liebe aber nennt er das Obergewand, das die übrigen Gewandstücke zusammenhält, deckt und schützt. Das ist der Grundgedanke seiner Mahnung: „Zu all dem aber [ziehet an] die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit.“[1] Die Theologen vergleichen die göttlichen Tugenden wohl mit einem Gebäude, zu dem der Glaube den Grund legt, während die Hoffnung den Bau höher und höher führt und die Liebe dem Ganzen die schmückende Krönung gibt, oder mit einem prächtigen Baume, dessen Wurzeln der Glaube, dessen Stamm die Hoffnung, dessen Krone mit Blättern, Blüten und Früchten die Liebe bildet. In der Gottesliebe besteht demnach die christliche **Vollkommenheit.**

Zu dieser Höhe des christlichen Lebens führt ein zweifacher Weg. Notwendig zur Erreichung und Übung der Vollkommenheit ist die Beobachtung der Gebote; denn der hl. Johannes sagt[2]: „Darin besteht die Liebe, daß wir seine Gebote halten.“ Um aber leichter und sicherer das Ziel zu erreichen, befolgen die Ordensleute die drei im Evangelium empfohlenen Räte der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams. Die Beobachtung der Gebote entfernt das, was in schroffem Gegensatze zur Liebe steht, die Sünde; die Beobachtung der Räte räumt das aus dem Wege, was der Liebe freilich nicht widerspricht, aber doch leicht ein Hindernis wird. Denn die freiwillige Armut leistet Verzicht auf den viele Gefahren in sich bergenden irdischen Besitz; die beständige Keuschheit ist ein Damm gegen die oft alle Schranken überflutende Sinnlichkeit; der Gehorsam bildet einen Schutz gegen

[1] Kol 3, 14. [2] 1 Jo 5, 3.

den Mißbrauch der persönlichen Freiheit. Weil diese drei Räte an sich geeignet sind, zur Vollkommenheit zu führen, so nennt man den Ordensstand, dessen Mitglieder sich durch ein Gelübde zu ihrer Beobachtung verpflichten, den Stand der Vollkommenheit. Mit dieser Bezeichnung wollen wir aber keineswegs behaupten, daß nun auch alle einzelnen Ordenspersonen zur Höhe des christlichen Lebens emporgestiegen sind.

Diese Lehre ist so einfach, und doch, wie oft wird sie von protestantischen Theologen mißverstanden! Immer wieder behauptet man, die katholische Kirche sehe im Mönchtum das Ideal des christlichen Lebens. Trotz des Widerspruchs katholischer Theologen sagt Harnack[1]: „Fragen wir nun die römisch- oder die griechisch-katholische Kirche, worin besteht das vollkommenste christliche Leben, so antworten sie beide: in dem Dienste Gottes unter Verzicht auf alle Güter des Lebens, auf Eigentum, Ehe, persönlichen Willen, persönliche Ehre, kurz, in der religiösen Weltflucht, in dem Mönchtum. Der wahre Mönch ist der wahre, vollkommenste Christ.“ So bedauerlich ein solches Mißverständnis auch ist, man versteht es doch, wenn man bedenkt, daß es auf den Urheber der Glaubenstrennung zurückgeht. An mehreren Stellen gibt Luther ein durchaus verzeichnetes Bild von dem Lebensideal der katholischen Kirche. Zu dem für unsere Frage besonders bedeutsamen Heilandswort: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“, bemerkt er: „Hie haben unsere Sophisten viel geträumet von der Vollkommenheit, und Alles auf ihre Orden und Stände gefuhret, als seien Pfaffen und Monche alleine im Stande der Vollkommenheit, und je einer höher, denn der Ander: die Bischoffe höher, denn die Andern, aber der Papst am allerhöhesten. Damit ist dieß Wort gar von dem gemeinen Christenstand gerissen, als kunnten sie nicht vollkommen heißen und sein. Aber hie horest du, daß Christus nicht redet mit Bischoffen, Monchen und Nonnen: sondern ingemein mit allen Christen, die

[1] Das Mönchtum ꝛc. 5.

seine Schuler sein und Gottes Kinder heißen wollen, nicht den Zöllnern und bösen Buben gleich, wie die Pharisäer und unsere Geistlichen sind." [1]

Eine treffliche Widerlegung dieser Behauptung bietet der zweite Fürst unter den „Sophisten", Bonaventura. Um das Jahr 1269 schrieb er gegen eine Schmähschrift, die wahrscheinlich von Magister Gerhard von Abbeville stammte, seine herrliche Apologia pauperum. Da der Feind des Ordensstandes auch den Begriff der evangelischen Vollkommenheit verdreht hatte, sucht der Heilige nach Widerlegung der falschen Behauptungen [2] ihr wahres Wesen klarzulegen [3]. Diese Ausführungen gießen viel Licht über die uns jetzt beschäftigende Frage aus, weshalb ich sie hier in freier, kürzender Übersetzung mitteile. Bonaventuras Worte fallen um so schwerer in die Wagschale, da er einem Orden, der eine allseitige und tiefgreifende Weltverachtung auf sein Banner geschrieben hat, als begeistertes Mitglied angehörte, mit Thomas von Aquin den Höhepunkt der Scholastik bildete und von der Kirche als einer ihrer großen Lehrer verehrt wird.

Wurzel und Form, beginnt der seraphische Lehrer, Ziel, Vollendung und das „Band der Vollkommenheit" ist die Liebe, auf die Christus das Gesetz, die Propheten und folglich alle Kundgebungen Gottes zurückführt. Wie in der Liebe, gibt es auch in der Vollkommenheit einen dreifachen Zustand: den der Notwendigkeit, der die Meidung der Sünde verlangt; den der Übergebühr, der in der Beobachtung der Räte besteht; den der höchsten Vollendung, der im Jenseits unsere Wonne bilden wird. Aus der Liebe fließt ein dreifacher Akt: sie meidet das Böse, übt das Gute, trägt mit Geduld das Leiden. Und das tut sie in der Weise, wie es Gebot und darum Pflicht für alle ist, oder sie geht darüber hinaus und setzt jenen Akt in einem Grade, der nur geraten ist und darum freiwillig von einigen angestrebt wird.

[1] Sämtl. Werke XLIII 160. [2] Apologia pauperum c. 2.
[3] Ebd. c. 3.

Da dieser zweite Grad den ersten einschließt, aber noch etwas hinzufügt, soweit die Kraft des Erdenpilgers es gestattet, wird er vollkommen genannt; die erste Stufe ohne die zweite ist freilich auch in gewissem Sinne vollkommen, aber im Vergleich mit der zweiten heißt sie doch unvollkommen.

Man könnte also, um das hier einzuschalten, ein Christenleben, das sich mit der Beobachtung der Gebote begnügt, unvollkommen heißen, wie man ein schlichtes Veilchen unvollkommen im Vergleich mit der prächtigen Rose nennen dürfte. Wirklich spricht der hl. Ambrosius von einem „mittleren", d. h., wie Bonaventura erklärt, unvollkommenen und einem vollkommenen Berufe[1], und stützt diese Unterscheidung auf die Worte, die der Heiland zu dem reichen Jüngling gesprochen: „Wenn du zum Leben eingehen willst, halte die Gebote", und: „Wenn du vollkommen sein willst, verkaufe alle deine Güter." Diese Bezeichnung würde aber nichts Sündhaftes oder Tadelnswertes ausdrücken. „Vollkommenheit und Unvollkommenheit", sagt in diesem Sinne der seraphische Lehrer, „unterscheiden sich nicht wie zwei Gegensätze, sondern wie ein größeres oder geringeres Gut, wie das Zielnahe und Zielferne, wie ein größeres oder geringeres Verdienst, wie eine größere oder geringere Gottähnlichkeit, wie eine größere oder geringere Glorie und Heiligkeit."[2]

Gewöhnlich versteht man aber, wenn von der evangelischen Vollkommenheit die Rede ist, darunter die zweite Stufe. Diese Vollkommenheit ist die Gleichförmigkeit des Erdenpilgers mit Christus durch jenen Tugendzustand, kraft dessen man in einer nicht gebotenen Weise das Böse meidet, das Gute tut, das Widrige erträgt.

Demnach ist Christus die Sonne aller Vollkommenheit. Da er nämlich das unerschaffene und das fleischgewordene Wort ist, bildet er auch in zweifacher Hinsicht das Vorbild für alles. Als unerschaffenes Wort ist er der „makellose Spiegel der Majestät

[1] Officium. [2] Apologia pauperum c. 2, n. 3 14 15.

Gottes", und in diesem Spiegel strahlen alle geistigen und sinnfälligen Dinge, die vom Anfang der Schöpfung bis zum Ende der Vollendung des Weltalls ins Dasein treten. Als fleischgewordenes Wort ist er in seinem Erdenwandel aller Gnaden, Tugenden und Verdienste Spiegel und Vorbild, in dessen Nachahmung sich das Haus der streitenden Kirche aufbaut. Und wie nach dem einen, ewigen und ungeteilten Urbild verschiedene Wesen in mannigfacher Abstufung gemäß der verschiedenen Teilnahme an dem höchsten Gute, das keine Kreatur vollkommen in sich aufnehmen kann, hervorgebracht werden, so haben auch in dem fleischgewordenen Worte, dem Urquell aller Gnaden, dem Spiegel, in dem die Fülle und Schönheit aller Heiligkeit und Weisheit strahlt, die mannigfaltigen Stände, Stufen und Ordnungen — gemäß der verschiedenen Austeilung der Gaben und der verschiedenen Art der Nachahmung — ihren Ursprung. Auf diese verteilt sich die reiche Vollkommenheit Christi gemäß der mannigfaltigen Teilnahme in der Weise, daß sie sich zugleich in allen findet, ohne in irgend einem Stande ihrer ganzen Fülle nach zu strahlen[1].

Was die Meidung des Bösen, die erste Aufgabe der Vollkommenheit, angeht, so hat die Sünde ihren Ursprung in der ungeordneten Hinneigung zu dem dreifachen vergänglichen Gute, das außer uns, in uns, unter uns liegt, die sich als Augenlust, Hoffart des Lebens und Begierlichkeit des Fleisches äußert. Wider diesen dreifachen Trieb müssen wir arbeiten und deshalb nicht bloß durch die entgegengesetzten Tugenden den sündhaften Akt, sondern auch zur Vermehrung des Verdienstes und der Glorie die Gelegenheit zur Sünde meiden. Zur vollkommenen Bekämpfung der Augenlust erteilt uns Christus den Rat, alle zeitlichen Güter zu verlassen, indem er dem Jüngling zuruft: „Wenn du vollkommen sein willst, gehe hin und verkaufe alles, was du hast."[2] Die Hoffart des Lebens wird vollkommen niedergeworfen

[1] Ebd. c. 2, n. 12. [2] Mt 19, 21.

durch die Verleugnung des eigenen Willens, die er uns empfiehlt mit den Worten: „Wer mir nachfolgen will, verleugne sich selbst.“[1] Einen vollkommenen Sieg über die Fleischeslust erringen wir durch den Verzicht auf alles, was dem ehelichen Verkehr dient; darum belehrt uns der Heiland, daß es Christen gibt, die um des Himmelreiches willen der Ehe entsagen, und fügt bei: „Wer es fassen kann, fasse es.“[2]

Die nicht gebotene Ausübung des Guten läßt sich — und darin besteht das tätige und das beschauliche Leben — zum Nächsten herab und steigt zu Gott empor. Die Nächstenliebe der Übergebühr verlangt, daß wir nicht nur den Freunden Zeichen der Liebe geben und Wohltaten erweisen, sondern auch gegen die Feinde eine reichlich spendende Güte an den Tag legen. Die vollkommene Erhebung des Herzens zu Gott findet statt, wenn die andächtige Seele, nachdem sie die Läuterung durchgemacht hat und zum Frieden gelangt ist, durch die ekstatische Liebe über sich emporgetragen und in die Lichtfülle und Liebesglut Gottes hineingeführt wird[3].

In Ertragung der Widerwärtigkeiten geht der Christ über die Pflicht hinaus, indem er die Leiden nicht bloß geduldig erträgt, wenn er ihnen nicht ausweichen kann, sondern sie, von göttlicher Liebe Glut entflammt, mit heißem Verlangen ersehnt und mit großer Freude trägt.

Die Werke der Übergebühr, in denen die evangelische Vollkommenheit besteht, sind nicht ausführbar ohne Tugend. Die Tugend können wir in einer über das Gebotene hinausgehenden Weise entweder nur aus eigenem Willen üben oder auch infolge einer Verpflichtung, die zum Willen hinzutritt und auf einem Gelübde oder einem übernommenen Amte beruht.

Die aus einer Verpflichtung hervorgehende vollkommene Übung der Tugend begründet den Stand der Vollkommenheit.

[1] Mt 16, 24. [2] Mt 19, 12.

[3] Vgl. S. Bonav., Itinerar. ment. in Deum, prolog. n. 4 und c. 7.

Diese Verpflichtung tut aber der Vollkommenheit keinen Abbruch, sondern setzt ihr die Krone auf. Denn sie macht das Zeitliche ewig, da man das Gelübde nicht brechen darf; das Menschliche macht sie göttlich, da sie nicht nur den Akt, sondern auch den Willen selbst Gott weiht und damit den ganzen Menschen ihm opfert und unter seine Gerechtsame stellt. Und diese Hingabe des eigenen Willens, des kostbarsten, am meisten geschätzten, innerlichsten Gutes, ist für Gott ein reiches, vollkommenes und vollständiges, im höchsten Grade wohlgefälliges Opfer. Daraus erhellt, daß das Ordensgelübde in den Stand der Vollkommenheit erhebt und eine Stütze zur Übung, Bewahrung und Krönung der vollkommenen Tugend bildet. Zum Beweise dienen nicht nur die Aussprüche hervorragender Männer, sondern auch das Beispiel unzähliger Heiligen, die den Klerikalstand mit dem Ordensstande vertauscht haben.

Doch vielleicht wird jemand einwenden, es sei vollkommener, in der Welt zu bleiben, da die Tugend das Schwierige zum Gegenstand hat. Schwieriger aber ist es, unter mannigfachen Gefahren die Sünde zu meiden; wunderbarer, von Flammen umloht zu sein und nicht verbrannt zu werden; ruhmvoller, inmitten zahlreicherer Feinde und häufigerer Angriffe und größerer Gefahren den Sieg davonzutragen. Aber nicht deshalb ist einem Stande größere Tugend eigen, weil er geringere Sicherheit bietet, nicht deshalb ist ein Stand vollkommener, weil er uns dem Falle näher bringt oder weil er es schwerer macht, die Sünde zu meiden. Denn es gibt eine dreifache Schwierigkeit. Die erste fließt aus der Schwierigkeit und Erhabenheit des Werkes selbst, wie der gänzliche Verzicht auf die Ehe, die Preisgabe jeden Besitzes, die aus der Liebe zu Gott hervorgehende Unterwerfung des eigenen Willens unter einen fremden, und das steigert ohne Zweifel das Verdienst. Aus diesem Grunde bietet der von wenigen betretene Pfad des Rates größere Schwierigkeiten als der Weg des Gebotes, den alle Gerechten wandeln. Eine andere Schwierigkeit liegt in der Fehlerhaftigkeit der handelnden Person.

So ist es dem Geizigen schwerer, ein kleines Geschenk zu machen, als dem Freigebigen, größere zu spenden; dem Stolzen, sich einem andern zu unterwerfen; dem Schlemmer, zu fasten; dem Wollüstigen, sich zu beherrschen. Diese Schwierigkeit aber steigert nicht das Verdienst, sondern die Armseligkeit. Die dritte Schwierigkeit entsteht aus den Umständen, die von außen her zu dem Werke hinzutreten. So ist es schwerer, sich zu enthalten, wenn feine Speisen vorgesetzt werden; zeitliche Güter zu verachten, wenn ein großer und herrlicher Gewinn lockt. Diese Schwierigkeit mehrt bisweilen das Verdienst, wenn die Tugend trotzdem unverletzt triumphiert; aber an sich ist sie ein Weg zum Untergang und darum zu meiden.

Die evangelische Vollkommenheit läßt verschiedene Grade zu. Denn die Tugendvollkommenheit ist um so größer, je reicher ihre Wurzel, je erhabener ihre Tätigkeit, je fruchtbarer ihre Arbeit zur Erbauung des Nächsten ist. Was die Ordensvollkommenheit betrifft, so steht ein Orden um so vollkommener da, je höher die Armut, je allgemeiner der Gehorsam, je umfassender die Keuschheit ist, die in ihm gelobt wird, zumal wenn die Gelübde von Satzungen umgeben sind, die eine größere körperliche Strenge, eine umfangreichere Tätigkeit zum Heile des Nächsten, eine größere Verehrung Gottes zur Pflicht machen. Der Grad der Amtsvollkommenheit bemißt sich nach der Höhe der Weihe, nach der Last der Arbeit, nach dem Maße der Heilsfrucht, die der Würdenträger für sich selbst, für seine Untergebenen und für alle andern, denen sein Lebenswandel kund wird, bringt. Die erhabene Vollkommenheit seiner Würde legt darum dem Prälaten die Pflicht auf, um so heiliger zu leben, um so eifriger für seine Herde zu wachen, um so reichere Nahrung ihr zu bieten.

Will man die Rangstellung der drei Arten evangelischer Vollkommenheit zueinander bestimmen, so ist ein Vergleich der Ordens- und Amtsvollkommenheit mit der Tugendvollkommenheit nicht statthaft. Denn das Ordensgelübde ohne die Übung der

Tugend ist keine Vollkommenheit, sondern eine Verkehrtheit, nicht Tugendhöhe, sondern Scheinheiligkeit. Und wenn sich mit dem Amte eines Prälaten nicht hohe Tugend und reiches Verdienst verbindet, ist es keine Erhebung, sondern eine Erniedrigung, keine ehrenvolle Auszeichnung, sondern ein gefahrvoller Ruin. Übrigens ist die Standesvollkommenheit, mag sie nun auf einem Gelübde oder auf einem Amte beruhen, ohne die Vollkommenheit des Verdienstes für gering zu achten; die Vollkommenheit des Verdienstes fließt aus der Liebe, die ein Geschenk des Heiligen Geistes ist; niemand aber weiß, ob er dieses Geschenk in einem höheren Grade besitzt als der andere, da er nicht einmal weiß, ob er es überhaupt besitzt. Deshalb darf sich niemand einem andern an Vollkommenheit überlegen glauben, ja es sollen sich die Vollkommenen, wenn es sich um persönliche Vollkommenheit handelt, nach des Apostels Mahnung einander höher achten.

Vergleicht man den Ordensstand mit dem der Prälaten, so steht dieser in mancher Beziehung höher, wenn ihm auch große Vorteile, die dem Ordensstande eigen sind, abgehen. Darum schließt Bonaventura mit den Worten: „Da die Prälatenwürde so erhaben ist und mannigfache Gefahren in sich birgt, dürfen Männer von erprobter Tugend sie mit Furcht annehmen, wenn sie ihnen aufgebürdet wird; sündhafte und schwache Menschen aber müssen sie entschieden fliehen. Niemand aber darf sie begehren, alle sollen ihr Ehre erweisen. Den Ordensstand hingegen dürfen alle, Gerechte und Sünder, Vollkommene und Unvollkommene, Weise und Einfältige, begehren, niemand darf ihn verachten, jene, die von Gott berufen werden, sollen ihn ohne Bedenken umfassen und sorgsam bewahren."

Was der hl. Bonaventura hier lehrt, ist nur die in der Kirche allgemein herrschende Auffassung von der Vollkommenheit, wie die theologisch-aszetische Literatur des Mittelalters und der folgenden Jahrhunderte zeigt. Um hier noch einer Stimme aus dem Mittelalter das Wort zu geben, so sagt der Dominikaner Johann

Ryder[1] († 1438): „Im geistlichen Leben heißt derjenige einfachhin vollkommen, der das besitzt, worin das geistliche Leben besteht; in gewissem Sinne vollkommen, der sich durch etwas auszeichnet, was mit dem geistlichen Leben verbunden ist. Nun besteht aber das geistliche Leben in der Liebe; wenn diese fehlt, kann von einem geistlichen Leben nicht die Rede sein. . . . Also ist derjenige einfachhin vollkommen im geistlichen Leben, der in der Liebe vollkommen ist; in gewissem Sinne vollkommen, wer irgend etwas, was zum geistlichen Leben hinzutritt, etwa Demut, Geduld und ähnliche Tugenden, in vollkommenem Grade besitzt." In späterer Zeit schrieb einer der besten Erklärer der Franziskanerregel, Antonius von Cordova[2]: „Es gibt eine zweifache Vollkommenheit. Die erste ist des Menschen Vollkommenheit im absoluten Sinne des Wortes. Sie besteht allein in der Liebe, und zu dieser wesentlichen Vollkommenheit gehört alles andere nur als Werkzeuge oder vorbereitende Mittel. In diesem Sinne heißt vollkommen sein, die Vollendung der Tugenden, besonders der Liebe besitzen. Sodann gibt es eine Vollkommenheit des Standes oder einen Stand der Vollkommenheit. Dieser ist eine

[1] De reformatione religiosorum, Parisiis 1512, 106r. Eine reiche Blütenlese aus den Schriften anderer mittelalterlichen Theologen und Aszeten gibt Denifle, Luther und Luthertum I 1, 138 ff.

[2] Expositio evangelicae regulae seraphici patris S. Francisci, Venetiis 1610, 4. — Wer die katholische Lehre von der Vollkommenheit aus den Werken zeitgenössischer Schriftsteller kennen lernen will, vergleiche, um nur einige ausgezeichnete Bücher zu erwähnen: Lehmkuhl, Theologia moralis I [11], Friburgi Brisg. 1910, n. 635 ff; Göpfert, Moraltheologie [3], Paderborn 1901, I 27 ff; II 420 ff; Mausbach, Die kathol. Moral 243 ff; Weiß, Apologie des Christentums V [4], Freiburg i. Br. 1908; Grundkötter, Anleitung zur christl. Vollkommenheit [4], Regensburg 1896; Bürger, Unterweisungen über die christl. Vollkommenheit [2], Freiburg i. Br. 1905; Mutz, Christl. Aszetik [3], Paderborn 1913; Arnold, Nachahmung des heiligen Herzens Jesu [8], Paderborn 1907; Dechevrens, Nazareth und die Gottesfamilie in der Menschheit, Freiburg i. Br. 1909, 171 ff; Dimmler, Jüngerschaft, M.-Gladbach 1913; Cormier, Grundlagen des geistlichen Lebens, Dülmen i. W., 76 ff.

Lebensweise, die geregelt wird durch bestimmte Gesetze und Gewohnheiten, durch welche die Vollkommenheit erworben oder geübt wird." Wenn einige Schriftsteller den Wert des Ordensstandes überschätzt haben, so kommt das auf Rechnung ihrer Begeisterung, die ja nicht immer jedes Wort auf die Goldwage legt; vielleicht hat auch die Widerlegung der gegen den Ordensstand gerichteten Angriffe zu Übertreibungen geführt, da in der Hitze des Streites wohl ein Wort fällt, das über das Ziel hinausschießt.

Zwölftes Kapitel.

Die Liebe als höchster Beweggrund zur Friedensarbeit.

Wie das christliche Leben in der Liebe gipfelt, so liegt in ihr auch der erhabenste Beweggrund, an dem Friedenswerk der Wiedervereinigung zu arbeiten.

Die Liebe eint. Auch Christus ist erschienen, um die Wand, die das Heidentum von den Juden schied, niederzureißen und beide, zu einem neuen Volke vereinigt, mit Gott zu versöhnen. „Er kam und verkündete Frieden."[1] Diese Friedensbotschaft erscholl auch in Deutschlands rauschenden Eichenwäldern und fand nach und nach freudigen Widerhall in den Herzen des trotzigen Volkes. Stamm um Stamm entrang sich lang gehegtem Götterwahn, um dem Christengott Heerbann zu leisten, bis endlich ein Glaube die Gaue alle umschlang, ein Gebet aus aller Herzen zum einen Vater emporstieg. Glückliche Einheit, deutscher Stärke Born!

Da braust der Sturm der Reformation durch die Gaue und zerreißt das einigende Band. Hier Katholik — dort Protestant. Zwiespalt zerklüftet die Familie, die Schule, die Volksvertretung, das öffentliche Leben. Hier werfen sich Gläubige vor einer unscheinbaren Broteshülle in tiefer Ehrfurcht nieder, denn ihres Glaubens untrüglich Auge schaut darin den huldvoll zu den

[1] Vgl. Eph 2, 14 ff.

Staubgeborenen sich neigenden Gott; dort hat man für diese Andacht nur ein mitleidiges Lächeln, ja Götzendienst hat man die Anbetung des eucharistischen Heilandes schon genannt. Trauriger Zwiespalt! Und immer weiter flieht sie von uns, die holde Himmelstochter Eintracht, und immer fremder werden sich im Glauben die Brüder.

Wer sieht aber nicht, wie ungeziemend ein solcher Zwiespalt unter Brüdern ist? Christus hat uns vom Zorne Gottes, der ehedem wie eine drohende Gewitterwolke auf Adams Kindern lag, erlöst und zwischen Gott und den Menschen einen Bund der Liebe und des Friedens gestiftet. Alle, die guten Willens sind, haben das große Vorrecht und das süße Glück, den Allerhöchsten Vater zu heißen, und daher wird uns manchmal so wohl, so froh, so selig zumute, wenn wir die Hände zum Gebete falten. Eines Vaters Kinder sind wir, und untereinander? — Feinde! Und ein Fürst ist uns Herr und Vater auf Erden, ein Boden nährt uns, eine Sprache leiht uns ihre Laute, um einander als Brüder zu grüßen. Ein Vaterland macht unsere Herzen in Liebe glühen, in Begeisterung zittern; aber könnte es reden, wie sehr würde es die Kluft, die seine Söhne auseinanderreißt, beklagen! Wir alle pilgern hinauf zur ewigen Heimat. Wozu nun die gegenseitige Befehdung? Warum muß der Bruder dem Bruder den Weg erschweren? Ist's nicht genug an den Dornen, die uns die Sünde auf den Weg streut, müssen wir einander den blutenden Fuß noch mehr verwunden? Ist's nicht genug an den Hindernissen, die uns von den Feinden des Heiles vorgeschoben werden, müssen wir einander noch hemmendes Steingeröll vor die Füße werfen?

Unserer Bruderliebe, höre ich manch Edlen aus beiden Lagern mir zurufen, soll die Trennung im Glauben nichts anhaben. Gewiß; mag uns auch die Konfession scheiden, Liebe, innere, aufrichtige Liebe sollte uns stets vereinigen. Aber „Menschen sind die Menschenkinder". Wo ein äußeres Band zerrissen wird, lockert sich gar leicht das Band, das die Herzen umschlingt. In

der Tat, was infolge der Glaubenstrennung gegen das große Gebot der christlichen Liebe gesündigt worden, das ist mit blutigen Buchstaben in den Tafeln der Geschichte eingegraben.

Wahre Liebe arbeitet an der Rettung der Seelen. Seelenrettung ist auch das Werk der Wiedervereinigung. Aber, wird jemand erstaunt fragen, gehen denn alle Protestanten verloren? Das sei ferne. Wer immer mit dem Prachtgewand der heiligmachenden Gnade angetan aus dem Leben scheidet, wird, wenn er auch äußerlich dem Verbande der einen, katholischen Kirche ohne seine schwere Schuld nicht angehört hat, gerettet. Gleichwohl läßt es sich nicht in Abrede stellen, daß es uns Katholiken leichter ist, selig zu werden. Denn bei der Größe der vielen Gefahren kommt der gebrechliche Mensch gar leicht zum Falle. Ist nun ein Protestant gestrauchelt, so bleibt ihm als einzige Rettung die vollkommene Reue. Aber wie viele werden sich zu diesem Liebesschmerz über die begangenen Sünden erschwingen? Wir können freilich die Tiefe der göttlichen Erbarmung nicht ergründen, doch bangt mir bei diesem Gedanken.

Hat indes der Katholik auf dem stürmenden Meere des Lebens Schiffbruch gelitten, so bietet ihm die Kirche das Sakrament der Buße an. Wie leicht kann er dieses Rettungsbrett ergreifen! Und wie vieles ermuntert, drängt ihn zur Umkehr! Aus des Priesters Mund vernimmt er bald des guten Hirten sanfte Mahnung, bald des zürnenden Richters erschütternde Drohung; seine streitenden Brüder auf Erden, seine verklärten Brüder im Himmel beten für ihn; das Beispiel der vielen, die im Beichtstuhl Vergebung, Frieden, Trost finden, das Beispiel mancher Heiligen, die sich aus einem Sündenleben zu den Höhen der Tugend emporgerungen haben, weckt in ihm Vertrauen und mahnt ihn zur Buße; das große Drama der Erlösung, das sich im Kreislauf des kirchlichen Jahres vor seinen Augen abspielt und jeden Morgen auf dem Altare in geheimnisvoller Weise erneuert, ist in hohem Grade geeignet, dem Sünder heiße Reuezähren zu entlocken.

Der echte, aus der christlichen Liebe quellende Eifer will jedoch die Seelen nicht nur retten, sondern auch heiligen, um sie einer größeren Herrlichkeit im Himmel teilhaftig zu machen. Nun kann auch ein Protestant in der Gerechtigkeit, die er in der heiligen Taufe empfangen und nach einem schweren Falle durch vollkommene Reue wiedererworben hat, mehr und mehr wachsen und zur christlichen Vollkommenheit emporsteigen; aber er hat zu diesem steten sittlichen Fortschritt nicht die kräftigen Anregungen und reichen Gnadenmittel, wie sie der Katholik besitzt. Er hat nicht das Beispiel der Heiligen, das zum Streben nach größerer Tugend so mächtig antreibt; nicht die vielen Übungen des Gebetes und der Andacht, die zur Erhaltung, Stärkung, Förderung des inneren Lebens viel beitragen; nicht den Heilsquell der Sakramente, die die Gnade nicht nur geben, sondern auch mehren; nicht die Segnungen und Weihungen, die kraft des Gebetes der Kirche Gnade vermitteln; nicht das Opfer des Altares, das freilich an erster Stelle der Verherrlichung Gottes dient, aber auch eine Flut des Segens auf die Gläubigen ausströmt.

Trotz der großen Gnadenschätze, die uns Christus durch seine Kirche bietet, fürchten wir doch, eine Läuterung im Fegfeuer durchmachen zu müssen. Aber auch dorthin folgt uns die Kirche. Sie betet, opfert für uns und hält ihre Kinder an, den Abgestorbenen Hilfe zu bringen. Der Protestant jedoch, der im Reinigungsorte der Erlösung harrt, muß gar vielen Trost entbehren. Seine Glaubensgenossen leugnen ja das Fegfeuer und sprechen den Gläubigen die Fähigkeit ab, für die teuern Toten etwas zu tun. Freilich wollen wir der Barmherzigkeit unseres Gottes keine Schranken setzen und nehmen gern an, daß auch jenen Verstorbenen, die in ihrem Leben dem äußeren Verbande der Kirche ohne ihre Schuld nicht angehört haben, die Fürbitten der Gläubigen auf Erden und die überfließenden Verdienste der Heiligen zugute kommen; aber immerhin werden wir, wenn wir uns am Orte der Läuterung der Heimat entgegensehnen, erfahren, welch ein Glück es ist, ein Kind der Kirche gewesen zu sein.

Wer nun alle die Wohltaten, die wir als Katholiken genießen, recht erkennt und Liebe zu seinen Mitmenschen hegt, der wird von Eifer für das Werk der Wiedervereinigung entbrennen. Ja das frohe Bewußtsein, der wahren Kirche anzugehören, muß uns mit tiefem Schmerz erfüllen, daß man ihr zahllose Kinder entrissen hat, die nun gleichsam in der Fremde umherirren und an den reichen Gütern des Vaterhauses keinen Anteil haben. Aus der Trauer über das Weh, das unsere Brüder getroffen, entwickelt sich naturgemäß ein brennendes Verlangen nach ihrer Rückkehr. Das ist auch die Gesinnung, die die Kirche selbst beseelt und die zum Ausdruck kommt in den Worten des Konzils von Trient[1]: „Wie eine zärtliche Mutter, voll Kümmernis und Sorge, wünscht und erstrebt sie gar sehr, daß unter den Trägern des christlichen Namens keine Spaltungen bestehen, daß vielmehr unter ihnen, wie sie alle einen Gott und Erlöser anerkennen, so auch eine Sprache, ein Glaube, eine Gesinnung herrsche. Zugleich hofft sie, im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, daß sie zu der heiligen und heilbringenden Eintracht eines Glaubens, einer Hoffnung, einer Liebe zurückkehren."

Christliche Liebe und Wahrheitsgefühl drängen zur Verbreitung des Glaubens unter den Heiden, und das um so mehr, da der Heiland seinen Herolden den Befehl erteilt hat: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker." Dieses große Werk, das einen herrlichen Ruhmeszweig in den Ehrenkranz der Kirche bindet, hat aber an der Glaubensspaltung ein großes Hindernis gefunden. Denn zunächst hat sie der Glaubensverbreitung viele Kräfte entzogen. Diesen Gedanken führt auch Leo XIII. in seinem Rundschreiben über die Wiedervereinigung[2] aus. „Wenn in vielen Ländern der Erde der unglückliche Irrwahn noch immer so weit verbreitet ist, so kommt das nicht zum geringsten Teil auf Rechnung der Religionsstreitigkeiten. Denn soweit die menschliche Vernunft aus den Ereignissen der Vergangenheit Schlüsse zu ziehen ver-

[1] Sess. 13, decret. de prorogat.

[2] Praeclara gratulationis, 20. Juni 1894.

mag, hat Europa von Gott den Beruf erhalten, die christliche Bildung seiner Völker allmählich in alle Länder zu tragen. Die Anfänge und Fortschritte dieses großen Werkes, erzielt durch die Arbeit früherer Jahrhunderte, versprachen immer herrlicher zu werden, als im 16. Jahrhundert plötzlich der religiöse Zwist entbrannte. Da die Christenheit durch Hader und Streit gespalten, die Kräfte Europas durch Feindseligkeiten und Kriege aufgerieben waren, mußten die apostolischen Unternehmungen zur Bekehrung der Heiden den traurigen Rückschlag fühlen. Da nun immer noch die Ursachen der Zwietracht fortbestehen, was Wunder, daß der größte Teil der Menschheit noch bis zur Stunde Sklaven verwildeter Sitten und wahnwitziger Gebräuche ist!"

In unsern Tagen rücken freilich immer wieder Scharen aus, um für das Reich Gottes zu werben. Aber muß es auf die Heiden nicht einen üblen Eindruck machen, wenn sie wahrnehmen, daß die Bekenner der christlichen Religion, die man ihnen verkündet, in zwei Lager geteilt sind? Der Stifter des Christentums erscheint in den heiligen Büchern als Friedensfürst; aber wie reimt sich zu diesem Titel die Zwietracht seiner Herolde? Dazu kommen die Schwierigkeiten, die die Sendlinge einander bereiten. Ein katholischer Missionär wird sich bemühen, dem Vordringen des Protestantismus zu steuern, und es läßt sich verstehen, wenn ein protestantischer Missionar seinen katholischen Kollegen entgegenarbeitet.

Betrachten wir die protestantischen Missionen vom Standpunkte des Christentums, so freuen wir uns, wenn das Heidentum zurückgedrängt wird; aber vom Standpunkt unserer Kirche bedauern wir, daß sie den Heiden nicht das volle Christentum vermitteln können. Welch herrliche Erfolge ständen zu erwarten, wenn so viel Opfersinn und Arbeitskraft, wenn so reiche Geldspenden in den Dienst der wahren Kirche gestellt würden! So liegt auch im Missionswerk, auf das so viele Christen ihre Blicke lenken, ein mächtiger Beweggrund, für die religiöse Wiedervereinigung unseres Vaterlandes zu arbeiten.

Die Liebe, in der das christliche Leben seine Vollendung findet, flammt vor allem zu Gott, ihrem höchsten Gegenstand, empor. Wer aber Gott liebt, eifert für seine Ehre. „Die Liebe zu Gott", sagt Bonaventura[1], „wünscht nicht nur seine Süßigkeiten zu genießen und ihm anzuhangen, sondern möchte auch gern, daß sein Wille erfüllt, seine Anbetung verbreitet, seine Ehre erhöht werde; sie will, daß er bei allen Anerkennung, bei allen Liebe finde, daß ihm alle dienen und eine über alles gehende Ehre erweisen." Menschen beglücken, Seelen retten, das ist gewiß eine edle Arbeit. Indes gilt sie nur einem Geschöpfe, einem endlichen Wesen, wenn der Mensch auch durch den Glanz seiner Vorzüge die ganze Natur überstrahlt, durch die Gnade einen Funken göttlicher Schönheit in sich aufnimmt. Aber Gott verherrlichen heißt den Schöpfer, den Unendlichen ehren. Wie sehr uns daher auch die Schönheit eines hohen Ideals zur Begeisterung entflammen, zur Arbeit spornen mag, die Verherrlichung Gottes ist ein Ziel, wie wir es erhabener nicht denken können.

Der Eifer für Gottes Ehre macht uns auch das Streben nach Wiedervereinigung zur Pflicht. Denn die Spaltung im Glauben hat einen großen Teil der Christenheit der Irrlehre überliefert, und deren Bekenner gleiten, da sie das unfehlbare Lehramt beiseite geschoben haben, leicht zum Unglauben weiter. Nun sind aber der bewußte Irrglaube, der die eine oder die andere geoffenbarte Wahrheit leugnet, und der positive Unglaube, der jede religiöse Wahrheit über Bord wirft, ein großes Vergehen gegen Gottes Majestät. Sie nehmen in der langen, traurigen Reihe der Sünden, die der Mensch begeht, mit der Vermessenheit und Verzweiflung die zweite Stelle ein und stehen nur dem ausgesprochenen Gotteshaß an Bosheit nach. Sie richten ja ihre Spitze gegen die ewige Wahrheit und sind daher ihrer Tendenz nach geeignet, Gott vom Throne zu stoßen; denn ein Gott, der irrt oder täuscht, ist kein Gott.

[1] De sex alis Seraph. c. 2, n. 4.

Wer freilich im guten Glauben einer Irrlehre anhängt, macht sich im Gewissen keiner Sünde schuldig; aber seiner Natur nach wendet sich der Irrglaube, insofern er ein Abfall von der geoffenbarten Wahrheit ist, wirklich gegen Gott und muß daher schon in diesem Sinne allen Rechtgläubigen als ein großes Vergehen erscheinen. Edle Liebe sucht aber auch alles zu verhüten, was an sich geeignet ist, Gott zu beleidigen, seine Ehre zu schmälern. Daher fühlt sich auch ein Katholik, dessen Herz noch warm für seinen Erlöser schlägt, tief verletzt durch die harten Worte, die, um nur einiges als Beispiel anzuführen, von Andersgläubigen manchmal gegen das heiligste Sakrament geschleudert werden, wenn sich die Urheber solcher Schmähungen vor Gott vielleicht auch keine schwere Schuld zuziehen. Und welches echt katholische Herz empfindet nicht tiefen Schmerz über die verächtlichen Worte, die nicht selten gegen die hehre Gottesmutter ausgestoßen werden?

Doch die Wiedervereinigung würde nicht nur manche Verunehrung Gottes verhüten, sondern auch Gottes Ehre fördern. Wie das Weltall in seiner Größe und Pracht, so ist auch die Kirche ein wunderbar erhabenes, herrliches Werk, ein großartiger Hymnus auf die Macht und Weisheit und Güte ihres Stifters. Selbst Draußenstehenden zwingt sie manchmal Bewunderung ab. Der Protestant Köllner[1] sagt von ihr: „Dieses Reich geistiger Macht ist die großartigste Erscheinung in der Geschichte der Menschheit, der Triumph geistiger Interessen über alle weltliche Macht und rein materiellen Bestrebungen des Lebens.“ Lavater gesteht seinem Freunde Stolberg: „Ich verehre die katholische Kirche als ein altes, reich beschnörkeltes, majestätisches, gotisches Gebäude, das uralte, teuere Urkunden aufbewahrt. Der Sturz dieses Gebäudes würde der Sturz alles kirchlichen Christentums sein.“[2]

[1] Symbolik der heiligen apostol. kathol. römischen Kirche, Hamburg 1844, Vorrede, bei Schegg, Die Psalmen II², München 1857, 505.

[2] Bei Rosenthal, Konvertitenbilder I³ 1, 28.

Die Kirche gleicht einem gewaltigen Bauwerke, das schon bei oberflächlicher Betrachtung durch die Majestät des Aufbaues, die Wucht der Massen, den Reichtum der Formen, das Ebenmaß der Verhältnisse unser Staunen erregt und uns mit Ehrfurcht erfüllt gegen den Meister, der es schuf. Wenn uns aber der Künstler selbst in seine Geheimnisse einweiht und uns das Werk in seinen Einzelheiten erklärt, wie steigt dann unsere Bewunderung gegen den Bau, unsere Hochschätzung gegen den Schöpfer des Kunstwerkes! Wie groß nun auch die Hochachtung sein mag, die ein Protestant der katholischen Kirche entgegenbringt, vieles in ihr bleibt ihm doch unverständlich. Der Glaube, der sich auf das Lehramt stützt, erscheint ihm als Geistesknechtung; die Demut, mit der er sich den Hirten der Kirche unterwirft, dünkt ihm unwürdige Schwäche; die Pracht des Gottesdienstes ist ihm eitler Flitter; in den guten Werken sieht er nur eine Veräußerlichung der Religion; die Heiligenanrufung betrachtet er als Mißtrauen gegen den einen Mittler und Versöhner; die Sakramente sieht er nur als inhaltlose Symbole oder magisch wirkende Zeichen an. Wenn aber Gottes Gnade ihn erleuchtet und ihn in die Kirche selbst einführt, wie ändert sich dann seine Auffassung, wie bald schlägt sein früheres Kopfschütteln in freudige Bewunderung um! Eine Konvertitin schildert diesen Umschwung durch ein treffendes Bild. „Jeder hat wohl ein altes gotisches Kirchenfenster von außen gesehen mit seinem unverständlichen schwärzlichen Liniengewirre, ist nachher in die Kirche eingetreten, und dasselbe Fenster, lichtdurchschienen, hat ihn erquickt durch unbeschreibliche Schönheit und Farbeneinklang. Kein Wirrwarr mehr und kein Widersinn. Alles ordnet sich vollkommen ein und gibt dem Auge ein klares, organisches Bild. Dieser Vorgang ist optisch ein schwaches Gleichnis von dem, was ich seelisch durchlebt habe, als ich die so lange von außen betrachtete Kirche guten Willens von innen beschaute.“ [1]

[1] Magnussen, Meine Heimkehr 5.

Nach einem Apostelwort[1] hat uns Gott erlöst, damit wir seien „ein Lob seiner Verherrlichung", und wir sind es in um so höherem Grade, je mehr die Erlösungsgnaden in uns wirken. Nun bewahrt aber die katholische Kirche diese Gnaden im vollen Umfange und besitzt daher auch in hohem Grade die Fähigkeit, die Menschen zu läutern, zu heiligen. Reinhold Baumstark[2] sagt in seiner Konversionsschrift: „Es ist jetzt bald ein Jahr dahingegangen, seit die katholische Kirche mich aufgenommen hat. Was immer in diesem Jahre an mir besser geworden ist in äußerlichem und innerlichem Leben, was ich etwa Gutes getan, was ich etwa Verkehrtes abgelegt oder unterlassen habe, was ich empfunden habe an reinem, menschenwürdigem Glück, und was ich etwa an Kraft in mir gefunden habe zur Ertragung von Unrecht, Schmerz und Leid: ich verdanke alles der katholischen Kirche. Und jedes selbstverschuldete Leiden, jeder Irrtum und jeder Fehler, jede Mangelhaftigkeit des Wollens und jede Gebrechlichkeit des Vollbringens war eine Übertretung ihrer Gebote. Tadellos katholisch sein, hieße heilig und selig sein."

Durch nichts aber tragen wir in so hohem Grade zur Verherrlichung Gottes bei als durch das heilige Meßopfer. Es erneuert ja die unendliche Huldigung, die der Erlöser dem himmlischen Vater darbrachte, als er auf Golgatha seinen heiligen Leib in glühender Opferliebe zertrümmern ließ. Muß es uns daher nicht mit tiefem Schmerz erfüllen, daß in unserem Vaterlande noch so viele prachtvolle Gotteshäuser zum Himmel emporragen, aber ihrer erhabensten Bestimmung, der Opferfeier, nicht mehr dienen? Wie herrlich aber wäre es, wenn alle Christen der deutschen Gaue sich wieder sammelten an heiliger Stätte, um mit dem Weihrauchduft, der vom Altare emporweht, ihre Gebete aufsteigen zu lassen zum Throne des Dreieinigen!

[1] Eph 1, 12 14. [2] Unsere Wege zur kathol. Kirche 114.

Zweites Buch.

Weg zur Glaubenseinheit.

Erstes Kapitel.

Bedenken der Katholiken gegen die Friedensarbeit.

Die Wiedervereinigung Deutschlands verlangt vor allem Erhaltung des Besitzstandes, den die katholische Kirche in unserem Vaterlande einnimmt. Denn was nützt es, wenn wir hier an Gebiet gewinnen, dort jedoch an Boden verlieren? Der Feind aber, der unsere Marken bedroht, ist nicht so sehr der Protestantismus als die religiöse Gleichgültigkeit und der Unglaube; denn wenn ein Katholik die Schranken, die seiner Kirche Lehre und Gebot ihm ziehen, niedergelegt hat, kann ihm auch der Protestantismus keinen starken Halt gegen weiteres Hinabgleiten mehr bieten.

Förderung des religiösen Lebens im eigenen Lager ist demnach die erste und wichtigste Aufgabe aller Irenik. Darum müssen wir unsere Glaubensgenossen zunächst mit einer warmen, aus tiefer Überzeugung quellenden Liebe zur Kirche erfüllen, ihnen deshalb recht oft die ganze Herrlichkeit der Gottesstadt vor Augen führen und das Glück, in ihr geboren zu sein, zum Bewußtsein bringen. Die Bewahrung des Glückes, das der Glaube birgt, verlangt Meidung der Gefahren, die dem Glauben drohen. Der stärkste Feind lauert im Innern: die Sünde in ihrer vielgestaltigen Verzweigung. Sie findet reiche Nahrung durch die glaubensfeindliche und sittenlose Literatur, durch eine allem Schamgefühl hohnsprechende Kunst, durch den Verkehr mit Menschen, die nicht

nur selbst alle christlichen Grundsätze verleugnen, sondern auch zur trügerischen Beschwichtigung des Gewissens andere mit sich ins Verderben zu reißen trachten. Der wirksamste Schutz wider den Abfall von der Kirche ist ein Leben nach ihrer Lehre und ihren Grundsätzen. Wer sich ganz der Kirche hingibt, ihre Lehre nicht bloß gläubig annimmt, sondern ins Leben umsetzt, der empfindet so recht das Glück, ihr anzugehören, und erstarkt dadurch immer mehr in Christus.

Ein Katholik aber, der seines Glückes, den wahren Glauben zu besitzen, recht innegeworden, muß den lebhaften Wunsch hegen, auch andere dieses Glückes teilhaftig zu machen. Und das ist der Grund, weshalb seit Gründung der Kirche Scharen gotterfüllter, glaubensstarker Männer hinausziehen in alle Welt, um für Christi Reich, die Kirche, zu werben. Wir alle sind Zeugen, welch gewaltigen Aufschwung das Werk der Glaubensverbreitung unter den Heidenvölkern in unsern Tagen genommen hat. Des freut sich jedes warmfühlende katholische Herz.

Mächtige Beweggründe drängen uns aber auch zur Arbeit an der Gewinnung der von der Kirche Getrennten. Indes türmen sich gewaltige Schwierigkeiten vor diesem Friedenswerke auf, so daß nur wenige den Mut finden, entschlossen Hand anzulegen. Aber die Größe der Hindernisse sollte uns nicht abschrecken, sondern vielmehr zu größerer Kraftentfaltung antreiben; das gebietet die Großmut. Doch prüfen wir die Einwände, die von Katholiken öfters erhoben werden.

Manche sind dem Streben nach Wiedervereinigung abhold, weil sie den Vorwurf Proselytenmacherei fürchten.

Ein aufrichtiger Freund des konfessionellen Friedens, Professor Dr Tschackert, will die Grundlinien für das Zusammenleben der Konfessionen im Deutschen Reiche zeichnen. Deshalb eifert er für einen modus vivendi zwischen Katholiken und Protestanten, den ein „ehrliches Neben- und Miteinander bei voller Respektierung der Eigentümlichkeiten des einen Teiles durch den andern" begründet. Zur Wahrung dieser bürgerlichen Toleranz empfiehlt er vor allem

„Ablehnung aller Propaganda". „Der allererste Rat von unserer Seite an die Katholiken geht also dahin, daß man von der ‚Rückkehr' der Protestanten ‚in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche' schweige; es ist zu dieser ‚Rückkehr' absolut keine Aussicht vorhanden, und nichts könnte uns bewegen, die Kirche des freien, ungebundenen Evangeliums zu verlassen und unsere Freiheit der Überzeugung und des Gewissens aufzugeben." Beide Konfessionen „haben im modernen Staate ihr Recht auf Freiheit; darum müssen wir beiderseits aber auch alles vermeiden, was auf Belästigung hinausläuft; d. h. wir sollen gegenseitig alle Propaganda ablehnen"[1].

Gewiß, auch wir Katholiken wollen und müssen die politische und bürgerliche Toleranz wahren; aber unsere Kirche kann und darf die ihr wesentliche Tendenz nach Ausbreitung nicht unterdrücken. Denn wenn sie die Überzeugung hegt, die volle Wahrheit zu besitzen, eine Wahrheit, auf die das ewige Heil gegründet ist, wäre sie dann noch eine liebevolle Mutter, falls sie diese Seelennahrung nicht allen Menschen, die ja alle ihre Kinder sein sollen, anböte? Wenn sich jemand, um mit einer Konvertitin zu reden, im Besitze eines Diamanten weiß, sollte er dann nicht dessen Glanz preisen, nicht das Land, aus dem er stammt, nicht den Weg, der dorthin führt, bezeichnen dürfen? Zu allen möglichen Dingen werden die Menschen aufgefordert: Zur Teilnahme an einem geschäftlichen Unternehmen, zum Besuche des Theaters, zur Arbeit für einen wohltätigen Zweck; wer darf es denn der Kirche verargen, wenn sie die Menschen durch Verbreitung ihrer himmlischen Wahrheit glücklich zu machen strebt?[2] Zudem hat Christus seiner Kirche den Auftrag gegeben, in alle Welt hinauszugehen und allen Völkern seine Lehre und seine Gebote zu verkünden[3]. Folglich hat sie das Recht, ja die Pflicht, auch die

[1] Tschackert, Modus vivendi 34 37.
[2] Ida Gräfin Hahn-Hahn, Von Babylon nach Jerusalem 164 ff.
[3] Mt 28, 18 ff.

von der schon erkannten Wahrheit Abgewichenen zur Rückkehr einzuladen. Nur dann träfe das Streben nach Wiedervereinigung ein berechtigter Tadel, wenn wir die Irrenden durch Vorspiegelung irdischer Vorteile zur Umkehr bewegen wollten, vor Lüge und Verleumdung nicht zurückschreckten, die Grenzen christlicher Klugheit überschritten.

Das Recht zu dieser friedlichen Propaganda, die aus tiefer Glaubensüberzeugung hervorgeht, müssen daher auch glaubenstreue Protestanten anerkennen. Als man gegen die Konversion der Landgräfin Anna von Hessen, einer Schwester des Prinzen Friedrich Karl, mannigfache Klagen erhob, schrieb die „Kölnische Zeitung": „Man braucht sich wegen dieses Falles wirklich nicht zu erregen, denn die Landgräfin Anna ist nichts anderes als eine Privatperson, die es mit dem Religionswechsel halten kann, wie sie es vor ihrem Gewissen verantworten zu können glaubt. Ziemlich müßig erscheint uns auch die Frage, welche Einflüsse bei diesem vorgeblichen Religionswechsel mitgewirkt hätten. Ganz aus sich selbst heraus entscheiden sich wenige Personen für einen Glaubenswechsel; wenn es sich nun wirklich herausstellen sollte, daß katholische Geistliche dabei ihre Hand mit im Spiele gehabt hätten, so würde es sich um eine Propaganda handeln, die vom katholischen Standpunkte aus nicht ungerechtfertigt erscheint." [1]

Aber vielleicht wird man uns wegen unserer Friedensarbeit der Unduldsamkeit zeihen. Diesen Vorwurf widerlegt das deutsche Adelsblatt. „Toleranz", schreibt es einmal [2], „kann niemals Verleugnung der eigenen Grundsätze bedeuten. Was ich als Wahrheit erkannt habe, ist für mich die Wahrheit, und was dieser ehrlichen Überzeugung widerspricht, ist Irrtum. Den Irrtum, und nicht den Irrenden, zu bekämpfen, und zwar mit redlichen Waffen, ist Pflicht. Toleranz kann nur die Achtung vor der Überzeugung des Nebenmenschen sein, dessen Beweggründe ich

[1] Essener Volkszeitung, 12. Aug. 1901. [2] 1905, Nr 22.

ohne Grund nicht für unlautere halten und dem ich niemals das Recht absprechen darf, seine Grundsätze in derselben Weise zu betätigen, wie ich das für mich beanspruche. Toleranz verlangt ein höchst empfindliches Gefühl für Recht und Billigkeit, dessen Maßstab für die Wertschätzung des Menschen niemals die gemeinsame Übereinstimmung der Weltanschauung, sondern einzig und allein der persönlich-sittliche Wert sein darf."

Den Vorwurf der Intoleranz und Proselytenmacherei brauchen wir um so weniger zu fürchten, da die Protestanten ihre Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums unter den Katholiken haben, die seit dem Jahre 1899 die Los von Rom-Bewegung aller Länder unterstützt. Übrigens betrachten wir, wie wir später darlegen werden, als die wichtigsten Mittel zur Gewinnung der von uns Getrennten das Gebet und einen wahrhaft christlichen Lebenswandel; gegen diese Art ireniſcher Tätigkeit kann aber niemand, der noch an Christus glaubt, Widerspruch erheben.

Der schon eben genannte Herr Professor Tschackert möchte einen modus vivendi zwischen den beiden christlichen Konfessionen herstellen und deshalb ein freundliches, ehrliches Verhältnis zwischen Katholiken und Protestanten anbahnen. „Mehr zu wollen", so fährt er fort, „wäre Schärmerei; denn die durch eine fast vierhundertjährige Geschichte festgewachsenen Gegensätze in Glaube und Sitte werden sich wohl nie verwischen, zu unsern Lebzeiten jedenfalls nicht."[1] Auch manche Katholiken betrachten das Streben nach Wiedervereinigung als eine Art religiöser Schwärmerei. Und es läßt sich in der Tat nicht leugnen, daß nicht selten Ireniker zu einem solchen Vorwurf Anlaß geben und das sonst so edle Friedenswerk in Verruf bringen. Der ungesunde, überspannte Eifer für die Wiedervereinigung hat besonders darin seinen Grund, daß man zu sehr an den Erfolg denkt, sich mit der Hoffnung schmeichelt, in kurzer Zeit das große Ziel erreichen zu können. Das ist Torheit. Gottes Vorsehung wirkt langsam, aber stetig,

[1] Tschackert, Modus vivendi 34.

nicht sprungweise hastend. Wie der einzelne Mensch von langen Verirrungen gewöhnlich nicht plötzlich zurückkehrt, so vollziehen sich auch große Umwälzungen im Leben der Völker nur langsam. Übrigens sollte uns schon die Geschichte vor übertriebenen Hoffnungen schützen. Solange der Protestantismus besteht, hat man von unserer Seite Unionsversuche gemacht; aber niemals ist eine Rückkehr großer Massen erfolgt.

Denken wir also bei dem Streben nach Wiedervereinigung nicht so sehr an den Erfolg. Der Erfolg liegt in Gottes Hand, unser ist die Arbeit. Den Heiligen ist es nicht gelungen, mit einem Schlage die Welt umzuschaffen. Wohl haben manche aus ihnen kräftig auf ihre Zeit eingewirkt; aber im großen und ganzen behielt der Strom der Zeit seinen gewöhnlichen Lauf bei. Dürfen wir uns denn größeren Erfolg versprechen? Arbeiten, den Weg mehr und mehr ebnen, vielleicht dem einen oder andern Friedenssucher die Gnade zur Umkehr erwirken, das sei uns Lohn genug.

Doch nun werden andere mutlos fragen: Wozu also das Streben nach Wiedervereinigung Deutschlands? Der alte Riß wird doch weiterklaffen. — O diese Kurzsichtigen, diese Kleinmütigen! Sie werden wohl dem Sprichwort, daß ein steter Tropfen den Stein höhle, Unrecht geben, oder den Dichter, der nie rastender Arbeit den Sieg verheißt, Lügen strafen. Gewiß, unser Geschlecht wird die glückliche Zeit, wo alle deutschen Gaue durch Glaubenseinheit wieder eng verbunden sind, nicht mehr erleben. Aber können wir den Anbruch dieses Tages nicht beschleunigen? Bedient sich die göttliche Vorsehung nicht der Menschen als Werkzeuge, um ihre ewigen Pläne zu verwirklichen? Mit Recht bemerkt darum v. Ketteler[1]: „Das größte Gebäude besteht aus kleinen Steinen, und kein Katholik soll es verschmähen, [für die Wiedervereinigung] zu wirken, wenn er auch nur weniges zu tun imstande ist."

Zudem ist das Streben nach Wiedervereinigung noch in anderer Beziehung erfolgreich. Denn mögen auch einige es zur Ziel-

[1] Freiheit, Autorität und Kirche 135.

scheide gehässiger Anfeindungen machen, im allgemeinen aber wird es dazu dienen, die Konfessionen einander näher zu bringen, Vorurteile zu beseitigen, Mißverständnisse aufzuklären, gegenseitige Liebe zu fördern. Und das ist gewiß ein herrlicher Gewinn. Wenn wir ferner auch nicht eine Massenrückkehr zur Kirche erwarten können, dürfen wir nicht hoffen, dem einen und dem andern das Glück der Heimkehr zu vermitteln? Überall in unserem Vaterlande sehen wir Jahr um Jahr nicht wenige Protestanten den Weg zur alten Kirche einschlagen; ist das aber nicht vielleicht der Lohn für das Gebet um Deutschlands Wiedervereinigung, wie es schon seit geraumer Zeit eifrig gepflegt wird? Endlich muß die irenische Arbeit naturgemäß dazu dienen, daß wir unser eigenes Glück besser kennen und schätzen lernen, daß wir dem Spender der Glaubensgnade um so aufrichtiger und inniger danken, daß wir unser Leben immer mehr mit unserem Glauben in Einklang zu setzen trachten.

Nicht wenige Irenik er bringen das Werk der Wiedervereinigung durch ihre Abschwächungspolitik in Verruf. Papst Leo XIII. skizziert die Ansichten solcher Friedensboten sehr gut in seinem Schreiben vom 22. Januar 1899 an den Kardinal Gibbons, Erzbischof von Baltimore, indem er sagt: „Die Grundlage der neuen Ansichten [des Amerikanismus] ist ungefähr dies: Um die Getrennten zum katholischen Glauben zurückzuführen, muß sich die Kirche der Bildung unseres mündig gewordenen Zeitalters mehr nähern, die alte Strenge lockern und den neuen Wünschen und Richtungen der Völker nachgeben. Das betrifft nach vieler Ansicht nicht nur die Lebensweise, sondern auch die der Kirche anvertraute Glaubenslehre. Denn sie halten es für angemessen, daß zur Gewinnung der Getrennten einige Glaubenssätze als von geringerer Bedeutung übergangen oder so abgeschwächt werden, daß sie nicht mehr jenen Sinn haben, den die Kirche stets festgehalten hat."

Daß die Kirche solchen Bestrebungen abhold sein muß, leuchtet von selbst ein. Denn auf dem Vatikanischen Konzil hat sie die

Ansicht, „es könne bisweilen der Fall eintreten, daß den von der Kirche vorgestellten Lehrsätzen dem Fortschritte der Wissenschaft gemäß ein anderer Sinn beizulegen sei als der, den die Kirche festgehalten hat und festhält“ [1], als Irrlehre verworfen. Daraus ergibt sich zugleich, daß sie auch keiner Abschwächung der durch die Lehre der Kirche festgelegten Sittenvorschriften ihre Zustimmung geben kann. Handelt es sich aber um reine Kirchengesetze, so kann sie freilich diese, den verschiedenen Zeiten und Völkern Rechnung tragend, ändern und aufheben.

Die Anhänger der Abschwächungspolitik übersehen ferner die tiefste Quelle der Trennung zwischen Katholiken und Protestanten. Denn nicht nur die Verschiedenheit der einzelnen Lehren ist es, was uns trennt, sondern noch mehr der Grund, warum wir diese oder jene Lehre annehmen. Der Katholik unterwirft sich den verschiedenen Lehrsätzen in der Überzeugung von der Unfehlbarkeit der mit göttlicher Autorität lehrenden Kirche; der Protestant hingegen kann folgerichtig nur dann eine Offenbarungslehre annehmen, wenn er sie mit seinem eigenen Verstande als glaubwürdig erkennt.

Die Abschwächungspolitik verwischt, zerstört sodann das, was so viele zum Übertritt zur katholischen Kirche bewegt: das Erhabene, Felsenartige ihrer Lehre. Und wie kann endlich Gott einem Werke, das auf Abschwächung seines Wortes beruhen soll, seinen Segen spenden? Wer aber ohne Gott arbeitet, baut auf Sand. Wollen wir im Geiste Christi und seiner Kirche für die Wiedervereinigung arbeiten, so muß der Weltapostel unser Vorbild sein, der da sagt [2]: „Wir sind nicht, wie so viele, Fälscher des Wortes Gottes, sondern mit Aufrichtigkeit, aus Gott, vor Gott, in Christus reden wir.“

Manche lassen sich von einem entschiedenen Streben nach der Wiedervereinigung abhalten durch die Meinung, daß die Glaubensspaltung so großen Nutzen gebracht habe. Allerdings weiß Gottes

[1] Denzinger 482. [2] 2 Kor 2, 17.

Vorsehung aus allen Übeln Gutes zu ziehen. Ihren letzten Zweck gibt Gregor der Große an, wenn er sagt: „Die Übel, die uns in dieser Welt bedrücken, treiben uns an, zu Gott zu gehen.“ [1] So hat auch die Glaubensspaltung heilsame Wirkungen hervorgebracht. Aufs engste ist mit ihr die Erneuerung der Kirche verknüpft, die gegen Ausgang des Mittelalters als dringend notwendig empfunden und öfters schon in Angriff genommen wurde. Ohne Zweifel wäre die Reform auch ohne die Spaltung gekommen, das verbürgt uns die Lebenskraft der Kirche und der in ihr wohnende und waltende Geist Gottes; durch den großen Abfall ist sie indes beschleunigt worden. Aber auch in den folgenden Jahrhunderten, ja bis in die Gegenwart hinein äußert der abendländische Kirchenbruch seine Wirkungen. Funk [2] läßt sich darüber also aus: „Dadurch, daß sich der alten Kirche im Abendlande eine neue gegenüberstellte, wurde jene in ihrem Einheitsbewußtsein gestärkt, und es darf wohl als eine Folge dieser inneren Festigkeit betrachtet werden, wenn seitdem kein größeres Schisma mehr eintrat, die Papstwahl gegenüber den häufigen Störungen der früheren Zeit stets einen ordnungsgemäßen Verlauf nahm. Und selbst die Mischung der Konfessionen, welche gegenüber der früheren Abgeschlossenheit im 19. Jahrhundert eintrat, erwies sich nicht als ein bloßes Übel, wenn es auch mancherlei Mißstände nach sich zog. In den Ländern, in denen die Erscheinung sich zeigte, pulsiert wenigstens in der Gegenwart das religiöse Leben kräftiger als in den andern. Die Tatsache ist unbestreitbar, und ihre Erklärung liegt nahe. Der religiöse Gegensatz treibt die einzelnen Konfessionen zu größerer Behutsamkeit und stärkerer Kraftentfaltung an.“ Unbestreitbar sind sodann die großen Verdienste, die sich viele Bekenner der evangelischen Konfession um unsere gesamte Kultur erworben haben. Was insbesondere die Naturwissenschaft angeht, deren großartige Erfolge unsere Zeit mit be-

[1] Bei S. Thom., S. th. 1, q. 21, a. 4 ad 3.

[2] Lehrbuch der Kirchengesch. 822.

rechtigtem Stolz erfüllte, so glänzen unter den Großen, die den Aufschwung herbeigeführt haben, zahlreiche Forscher, die dem evangelischen Bekenntnis treu ergeben waren[1].

„Dessenungeachtet ist die Spaltung", um mir ein Wort des erwähnten Kirchenhistorikers zu eigen zu machen, „als ein Übel anzusehen; sie wird auch allenthalben als ein solches empfunden, und zwar nicht bloß von den Katholiken, sondern selbst von vielen Tausenden von Protestanten."[2] Darum dürfen jene Vorteile für uns kein Anlaß sein, den Kampf gegen das Übel selbst einzustellen, das Streben nach Beilegung des Glaubenszwistes aufzugeben; das um so weniger, da aus der beklagenswerten Trennung ungeheure Nachteile auf allen Gebieten erwachsen.

Was insbesondere die Auffassung angeht, daß der Zusammenstoß der religiösen Gegensätze Wärme, Leben, Kraft erzeuge, so können allerdings treue, eifrige Katholiken durch den beständigen Kampf, den wir mit unsern Glaubensgegnern zu führen haben, in ihrer Überzeugung noch mehr befestigt werden; aber auf schwache, laue Katholiken wirkt das Zusammenleben mit Protestanten gewöhnlich sehr verderblich. Das Eisen wird durch Hammerschläge gehärtet, der Ton aber in Stücke geschlagen. Man braucht nur in die Diaspora zu gehen, um eine erschütternde Bestätigung für diese Behauptung zu finden; freilich darf man den Umstand nicht außer acht lassen, daß es den zerstreuten Katholiken vielfach an einer geordneten Seelsorge fehlt. Kardinal Steinhuber[3] sagt: „Im allgemeinen wird die nahe und beständige Berührung mit Akatholiken auf die Dauer ungünstig wirken, und dies insbesondere, wenn sie äußerlich friedlich sich gestaltet. Die fromme Einfalt des Glaubens, die Zartheit des Gewissens, der Eifer in der Übung der religiösen Pflichten, der Gehorsam gegen die Gebote der Kirche, kurz, das ganze Leben aus dem Glauben

[1] Vgl. Kneller, Das Christentum und die Vertreter der neueren Naturwissenschaft.

[2] Funk, Lehrbuch der Kirchengesch. 822 f.

[3] Stimmen aus Maria-Laach 1905 I 18.

des katholischen Christen kann durch die nahe Berührung mit Personen, für die alle diese Dinge nichtig oder töricht oder gar sündhaft sind, nur geschädigt werden."

Zweites Kapitel.

Freiheitssinn und Kulturfreude als ein Hindernis der Heimkehr.

Ein Konvertit, Reinhold Baumstark[1], schrieb einmal: „Ich weiß es ganz genau und bestimmt, daß viele, ich möchte sagen, daß Tausende in jener [protestantischen] Kirche leben, welche das quälende Bewußtsein der Unzulänglichkeit ihrer Lehren, ihres Gottesdienstes, ihres kirchlichen Lebens als nagenden Stachel in der Seele tragen. Sie suchen mit Angst und Qual; sie tasten umher voll peinlicher Unsicherheit, und die meisten werden schließlich vom Tod ereilt, ohne den Frieden mit sich und mit Gott gefunden zu haben."

Was hält denn diese Ringenden ab, den ersehnten Frieden bei der katholischen Kirche zu suchen; was hindert all die andern, in die Kirche, der doch auch ihre Ahnen angehört haben, wieder einzutreten? Zunächst ist es der Rausch der Freiheit, die der moderne Mensch über alles schätzt, aber nur unter dem Schutze des Protestantismus genießen zu können glaubt. „Freiheit ist der unzerstörbare Vorzug des Protestantismus.... Freiheit zunächst im religiösen Sinne, so daß zwischen dem glaubensvollen Christen und seinem Gotte kein Priester mehr in der Mitte steht; jeder, der im Glauben sein Herz Gott zuwendet, ist frei für Gott und nur für Gott." Mit dem Glauben besitzt der echte evangelische Christ zugleich die Gewissensfreiheit, „das Recht der Selbstverantwortlichkeit vor Gott und aller Welt". Im engsten Zusammenhange damit steht die „freie Forschung", der nahe verwandt ist die „freie Philosophie, die Denkfreiheit"[2]. Mit diesen Worten

[1] Unsere Wege zur katholischen Kirche 101 f.

[2] Tschackert, Modus vivendi 25 ff 34.

zeichnet Tschackert[1] klar die Tiefe der Kluft, die uns trennt, und wir Katholiken können es begreifen, wenn er später sagt, daß für eine Rückkehr der Protestanten in die katholische Kirche absolut keine Aussicht vorhanden sei, da sie durch nichts bewogen werden könnten, „die Kirche des freien, ungebundenen Evangeliums zu verlassen und unsere Freiheit der Überzeugung und des Gewissens aufzugeben".

Die Preisgabe der „christlichen Freiheit" muß einen Protestanten um so schwerer ankommen, da die „Gebundenheit an Rom" viele Opfer mit sich bringt. Hohe Anforderungen stellt die katholische Kirche in der Tat an ihre Mitglieder. Verlangt sie doch eine rückhaltlose Unterwerfung unter ihre scharf umgrenzten Lehrsätze, während es den Protestanten gestattet ist, das zu glauben, was sie durch freie Forschung als Gottes Wort erkannt haben. Die katholische Kirche gebietet Gehorsam gegen die kirchlichen Vorgesetzten und verlangt Beobachtung ihrer Gesetze. Diese sollen freilich das Wohl der Gläubigen fördern, bilden aber immerhin ein Joch, das unsere schwache, durch die Sünde verderbte Natur manchmal gern abschütteln möchte. Die Kirche verpflichtet uns zum Besuche des Gottesdienstes, schreibt für gewisse Tage ein begrenztes Maß der Speisen und eine Einschränkung des Fleischgenusses vor. Den Empfang des Ehesakramentes macht sie von der Erfüllung gewisser Bedingungen abhängig und gestattet den rechtmäßig getrauten Gatten niemals eine Auflösung des heiligen Bandes. Wie schwer kann manchmal die von Christus und der Kirche vorgeschriebene Beichte werden! Wohl ist das Bekenntnis der Sünden eine Erleichterung des schuldbeladenen Herzens; aber es fordert doch oft eine große Selbstüberwindung. Zudem muß mit dem Bekenntnis auch ein entschiedener Wille zur Abkehr von der Sünde und Besserung des Lebens verbunden sein.

Ja, die Beichte ist für viele suchende Protestanten eines der größten Hindernisse der Rückkehr zur katholischen Kirche. „Man

[1] Modus vivendi 34.

fürchtet erstens die Beteiligung des Beichtstuhles an den geschlechtlichen Verhältnissen und besorgt einen gefährlichen und verkehrten Einfluß auf dieselben."[1] Diese Furcht läßt einem rheinischen Pfarrer die Möglichkeit eines Mißbrauches riesengroß erscheinen, so daß er schreibt: „Die Ohrenbeichte, wie sie in der römischen Kirche vorgeschrieben ist, ist eine verwerfliche Einrichtung. In welch schändlicher Weise ist der Beichtstuhl nicht schon entweiht worden! Wie manche unschuldige Seele ist nicht schon durch leichtfertige Priester vergiftet worden! Die geheimsten Dinge sucht der Beichtvater zu erforschen. In alle Verhältnisse des häuslichen und bürgerlichen Lebens sucht er sich einzudrängen, um Macht über die Gewissen zu erlangen."[2] Der Herr denkt also nicht an die Millionen, die durch des Priesters Wort in ihrer Tugend befestigt, vor Feinden geschützt, aus Gefahren errettet werden, und übersieht, daß nur Sünden vor den Richterstuhl der Buße gehören. „Der zweite Punkt, über welchen viele Protestanten hinsichtlich der Beichte nicht leicht hinauskommen, ist der Stolz." Wird es schon dem Katholiken, in dem Glaubenslicht und Gottesliebe abgenommen, oft recht schwer, dem Priester, an dessen Person er vielleicht allerhand Mängel entdeckt, seine Sünden offen zu bekennen, so erklärt es sich leicht, daß manche religiöse Protestanten vor der Beichte zurückschrecken[3]. Und doch ist das Sakrament der Buße, diese wunderbare Erfindung der Barmherzigkeit unseres Gottes, ein unversiegbarer Brunn des Trostes für die Seelen, die den Sündenstachel in sich tragen.

Ein großes Hindernis für die gerechte Würdigung der katholischen Kirche und noch mehr für die Heimkehr zu ihr ist die Vorstellung, als ob Luther der Begründer der neuen Zeit sei und der Protestantismus den großartigen Kulturfortschritt herbeigeführt habe. Freilich flieht dieser schöne Traum an manchen

---

[1] R. Baumstark, Unsere Wege zur katholischen Kirche 107.
[2] Die Unterscheidungslehren[2], Barmen (o. J.), 18.
[3] Vgl. Baumstark a. a. O. 109.

Stellen vor dem Tageslichte der Geschichte, aber er bannt und blendet noch immer weite Kreise. In Wirklichkeit hat Luthers Werk wenig mit dem glänzenden Fortschritt auf materiellem und intellektuellem Gebiete, der die letzten Jahrhunderte kennzeichnet, zu tun. Denn „was in jedem einzelnen Zeitpunkte des Völkerlebens einen wichtigen Fortschritt der Intelligenz bezeichnet, hat seine tiefen Wurzeln in der Reihe vorhergehender Jahrhunderte“ [1], und so dämmerte schon lange vor dem Auftreten des Reformators das Morgenrot einer neuen Zeit. Die ersten Strahlen zeigten sich in dem gesteigerten Betriebe der Naturwissenschaften. Schon zur Zeit der Hochscholastik hatte Albert d. Gr. († 1280) dem Studium der Natur mit regem Eifer sich zugewandt und bemerkenswerte Ergebnisse zutage gefördert. Eine noch entschiedenere Pflege fand die Naturwissenschaft an der Universität zu Oxford. Hier lehrte der als Bischof von Lincoln im Jahre 1253 gestorbene Robert Grosseteste, und alle überstrahlend der Franziskaner Roger Bacon († 1294). Dieser geniale Denker überraschte nicht nur seine Zeitgenossen mit neuen Ergebnissen, sondern ahnte schon manche Erfindungen, die den Stolz der folgenden Jahrhunderte bilden sollten. Bereits zu Anfang des 14. Jahrhunderts beschäftigte man sich insbesondere mit der Frage, deren Lösung das bis dahin bestehende Bild vom Weltall gänzlich umgestaltet hat: es wurde die Vermutung ausgesprochen, daß die Erde sich bewege, während der „Himmel“ ruhe [2]. Das Studium der Naturwissenschaften wurde wenigstens mittelbar begünstigt durch den Nominalismus, der im 14. und 15. Jahrhundert zur Herrschaft gelangte. Denn da seine Vertreter den Allgemeinbegriffen nur ein Dasein in unserer Vorstellung und bloß den Einzeldingen Realität zuerkannten, mußten sie der Erfahrung und der sinnlichen Erkenntnis ein größeres Gewicht beilegen.

[1] A. v. Humboldt, Kosmos II 267.

[2] Um 1320 schrieb Franziskus de Meyronnes: Dicit tamen quidam doctor quod si Terra moveretur et Coelum quiesceret, quod hic esset melior dispositio. Vgl. Archivium Francisc. historic. 1913, 23 ff.

Die Naturwissenschaften schlugen die Brücke zur Renaissance, die sich vor allem durch eine gesteigerte Liebe zur Natur kennzeichnet. Ihren stärkeren Wirklichkeitssinn fand sie bei den klassischen Völkern ausgeprägt, deren Schriftsteller sie darum mit glühender Begeisterung las. Dadurch aber stieg das Interesse für die Vergangenheit; die Geschichtswissenschaft nahm einen gewaltigen Aufschwung, zumal da die historische Kritik, ihre Bundesgenossin, durch die Vergleichung der mittelalterlichen Kultur mit der griechischen und römischen eine bedeutende Förderung erfuhr. Aus der Überspannung der treibenden Gedanken der Renaissance erwuchs die Idee vom modernen Rechtsstaat, die von Macchiavelli († 1597) mit leidenschaftlichem Hasse gegen die Kirche ausgebeutet und bis zum rücksichtslosesten Fürstenabsolutismus fortgebildet wurde.

Noch eine andere, aber wundersam prächtige Blume entsproßte der Renaissance: die Kunst gelangte zur höchsten Vollendung. Architektur, Plastik und Malerei schufen eine erstaunliche Fülle von Werken, deren blendende Pracht jeden Kenner überwältigt. Diese große Kunst der Renaissance wurde aber die Schule für die Künstler der späteren Zeiten. Auch Rembrandt, in dem, wie einer seiner Lobredner sagt, „der Protestantismus seinen höchsten Triumph gefeiert“ [1], schätzte die Italiener, namentlich Raffael, sehr hoch. Wenn er seiner Kunst auch ein durchaus nordisches Gepräge gegeben, so hat er ihren Werken doch manches entnommen, um es freilich mit vollkommener Selbständigkeit zu verarbeiten [2]. Doch so verlockend es ist, ich brauche auf jene glänzende Erscheinung im Geistesleben der Menschheit nicht näher einzugehen; schon ein rascher Gang durch Italiens Kirchen und Museen, ein flüchtiger Blick in die Kunstgeschichte muß auch den begeistertsten Lobredner des Protestantismus von der Schaffenskraft und

[1] Bode, Rembrandt und seine Zeitgenossen², Leipzig 1907, 11.

[2] Rosenberg, Rembrandt. Des Meisters Gemälde³, Stuttgart und Leipzig, XXVII.

Schaffensfreude des ausgehenden Mittelalters überzeugen. Man mag insbesondere unsere deutsche Kunst noch so sehr loben, was ist sie aber im Vergleich mit den Meisterwerken, die die Renaissance Italiens hervorgebracht hat?

Die größten Umwälzungen im Leben der Völker brachten die großartigen Entdeckungen und Erfindungen, die das Ende des 15. und den Anfang des 16. Jahrhunderts kennzeichnen und den Tagesanbruch der neuen Zeit bilden. „Das 15. Jahrhundert", sagt Alexander v. Humboldt[1], „gehört zu den seltenen Zeitepochen, in denen alle Geistesbestrebungen einen bestimmten und gemeinsamen Charakter andeuten, die unabänderliche Bewegung nach einem vorgesteckten Ziele offenbaren. Die Einheit dieses Strebens, der Erfolg, welcher es krönt, die handelnde Tatkraft ganzer Völkermassen geben dem Zeitalter des Kolumbus, des Sebastian Cabot und Gama Größe und dauernden Glanz. In der Mitte von zwei verschiedenen Bildungsstufen der Menschheit, ist das 15. Jahrhundert gleichsam eine Übergangsepoche, welche beiden, dem Mittelalter und dem Anfang der neueren Zeit, angehört. Es ist die Epoche der größten Entdeckungen im Raume, solcher, die fast alle Breitengrade und alle Höhen der Erdoberfläche umfassen. Wenn dieselbe für die Bewohner Europas die Werke der Schöpfung verdoppelt hat, so bot sie zugleich der Intelligenz neue und mächtige Anregungsmittel zur Vervollkommnung der Naturwissenschaften in ihren physischen und mathematischen Teilen dar."

Im Mittelpunkte der Ereignisse steht die Entdeckung Amerikas, durch die Europa eine stets wachsende Bereicherung des naturhistorischen und physikalischen Wissens gewonnen hat. Denn sie erweiterte die Einsicht in „die Konstitution des Luftkreises und seine Wirkungen auf die menschliche Organisation, über die Verteilung der Klimate am Abhang der Kordilleren, über die Höhe des ewigen Schnees nach Maßgabe der verschiedenen Breitengrade

[1] Kosmos II 266 f.

in beiden Hemisphären, über die Reihenfolge der Vulkane, die Begrenzung der Erschütterungskreise bei Erdbeben, die Gesetze des Magnetismus, die Richtung der Meeresströme, die Abstufungen neuer Tier- und Pflanzenformen“[1]. Das großartige Werk des Kolumbus und die Nachrichten, die über das neue Land verbreitet wurden, weckten in der alten Welt eine große Begeisterung und spornten zu neuen Unternehmungen an, die ebenfalls zu bedeutsamen Entdeckungen führten. Hier sei nur erwähnt die Auffindung des Seeweges nach Ostindien durch Vasco da Gama und die erste Weltumsegelung, die Magalhaens unternahm.

Während kühne Seefahrer in kurzer Zeit ungeheure Länder erschlossen, lenkte Kopernikus die Himmelskunde in völlig neue Bahnen. Die Entdeckung des Frauenburger Domherrn übte aber zugleich einen weitgehenden Einfluß auf die kulturelle Entwicklung der Menschheit aus. Denn sie bedeutete einen glänzenden Sieg der geistigen Erkenntnis über die sinnliche Vorstellung, gab der Astronomie neue, dankbare Aufgaben und brachte dem Menschen die Winzigkeit seines Wohnortes zum Bewußtsein.

Die großen ozeanischen Entdeckungen eröffneten dem Forscherfleiß ein unermeßliches Feld, und der zunehmende Wissenschaftsbetrieb vermehrte in reichem Maße die Kenntnisse. Gutenberg aber († 1467/1468) hatte bereits ein Mittel gefunden, den gewaltig anwachsenden Wissensstoff leichter in weite Kreise zu tragen. Ohne den Buchdruck hätte die Entwicklung der modernen Kultur keinen so raschen Gang genommen, wie wir ihn tatsächlich mit Bewunderung schauen.

Wenn ich die weltumwälzenden Ereignisse des 15. Jahrhunderts in ihren vorbereitenden Gedanken und in ihren keineswegs schon abgeschlossenen Wirkungen überschaue, dann erscheint es mir fürwahr tief beschämend kleinlich, das Auftreten des Wittenberger Mönches als einen Wendepunkt in der Geschichte, Luther als den Begründer der neuen Zeit zu feiern. Nein, der Protestantismus

[1] Ebd. II 313.

ist mir nur eine Phase in der kirchenfeindlichen Strömung, die im 14. Jahrhundert einsetzte, aber noch nicht zum Abschluß gelangt ist[1]. Wohl hat das reißend schnelle Abwärtstreiben in die Tiefe die Geister vielfach aufgeschreckt. „Aber noch ist es weit bis zur Erkenntnis, daß in der Parole ‚Zurück zum praktischen Christentum' das einzige Heilmittel liegt. Die völlige Rückkehr der ungläubigen Kulturwelt zu Christus wird noch lange auf sich warten lassen. Es ist kein Zweifel, die Christus entfremdete Welt wird in ihrem Titanenhochmut ihren Weg weiterschreiten, sie wird immer tiefer und tiefer hinabsteigen in die Schluchten der Gottverlassenheit, in die Sümpfe des Unglaubens, weil sie in ihrer Verblendung noch immer meint, fern von Gott jenes Paradies zu finden, in dem sie in souveräner Selbstherrlichkeit den jahrhundertealten Glückstraum der Menschheit erleben könnte. Erst wenn sie mit ihrer Probier- und Experimentierkunst vollends Fiasko gemacht haben wird, erst wenn die Auflösung der Gesellschaft jenes Stadium erreicht haben wird, wo alles Bestehende negiert wird, dann wird die Kulturmenschheit nach festen Grundsätzen ausschauen müssen. Und dann wird sie das ‚Haus auf dem Berge', die Kirche Gottes, sehen, und staunend wird sie dann ausrufen: Welche Mauern! Welche Quadern!

„Diese Zeit wird kommen, sie muß kommen. Denn im Rausche sich zu betäuben, das steht in des Menschen Macht; aber jedem Rausche folgt die Ernüchterung. Tritt aber dieser Zeitpunkt ein,

---

[1] Windelband (Die Gesch. der neueren Philos. I 33 25) sagt: „Nicht der Protestantismus ist die Ursache der Denkfreiheit, sondern die Denkfreiheit ist die Ursache des Protestantismus. Er ist nur eine der Folgen, welche sich aus der allgemeinen Selbstbefreiung des modernen Kulturgeistes ergeben haben." Freilich habe er der Entwicklung der neueren Philosophie geringeren Widerstand geleistet als der römische Katholizismus. Kurz vorher bemerkt er, daß sich in der Reformation „die allen Bewegungen des neuen Denkens gemeinsame Auflehnung gegen die Kirche" „am einfachsten und klarsten" aussprechen mußte.

dann ist eben die katholische Kirche die einzige Macht, die etwas Gewisses und Greifbares zu bieten weiß."[1]

Drittes Kapitel.

Mißverständnis, Vorurteil und andere Hindernisse.

Die Schwierigkeiten der Rückkehr, die sich aus dem Protestantismus selbst ergeben, werden gesteigert durch äußere Hindernisse. Vierhundert Jahre besteht der Protestantismus und ist tief in unser Volkstum eingedrungen. Er beherrscht das Denken und Wollen seiner Anhänger, die in ihm das lautere Evangelium des Erlösers zu besitzen glauben. Mit dieser Auffassung brechen, das ist fürwahr eine Zumutung, gegen die sich ein schwaches Menschenherz aufbäumen muß. Eine lange gehegte Überzeugung gibt man nicht gern preis, eine Gewohnheit legt man nicht leicht ab. Dazu kommt die Zurücksetzung der Katholiken. Deutschland ist zwar verfassungsgemäß ein paritätischer Staat; aber nur zu oft müssen die Katholiken Beschwerde über ungleiche Behandlung führen. Wie häufig muß unsere Tagespresse berichten, daß ein Katholik bei der Bewerbung um ein Amt wegen seiner Konfession eine Zurückweisung erfahren hat! Erinnern wir uns zudem noch an die ungeheure Flut von Geringschätzung und Verachtung, von Spott und Hohn, die sich fast Tag für Tag über die Kirche ergießt.

Vielen wird der Weg zur Rückkehr versperrt, erschwert durch die zahlreichen Vorurteile, die in weiten protestantischen Kreisen gegen die katholische Kirche herrschen. Starke Bände ließen sich schreiben, wollte man alle die Mißdeutungen ihrer Lehre, die

---

[1] Zach, Das religiöse Sehnen 76 ff. — Vgl. zum zweiten Teil dieses Kapitels A. v. Humboldt, Kosmos II 266 ff; Weiß, Lehrbuch der Weltgeschichte IV², Wien 1881, 1 ff; Windelband, Die Gesch. der neueren Philos. I 1 ff; Troeltsch, Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt. Sonderabdruck aus der Historischen Zeitschrift XCVII.

falschen Auffassungen von ihren Einrichtungen und Gebräuchen, die Entstellungen ihrer Geschichte aufzeichnen. Die Vorurteile aber gleichen einem dichten Nebel, der die Gottesstadt einhüllt, so daß die Draußenstehenden den Felsgrund, der sie trägt, und die Herrlichkeit, die von ihr ausstrahlt, nicht wahrnehmen. Ja sie verdunkeln oft derart alles Göttliche an der Kirche und geben dem Menschlichen ihn ihr so seltsame Formen, daß sie nur noch als ein Zerrbild jenes Wunderbaues erscheint, den der Heiland im Evangelium schildert. Wer kann eine solche Kirche lieben, wer mag in sie eintreten?

Diese Vorurteile wurzeln nicht nur tief in den Schichten des gewöhnlichen Volkes, sondern auch in den Kreisen der Gebildeten und Gelehrten. Einige Proben mögen zur Erläuterung dienen. Christus ist für uns Katholiken der einzige Erlöser der Menschheit, der Urheber und Vollender des Glaubens, die Sonne, von der die Fluten des Lichtes und der Wärme ausströmen, die die Kirche auffängt. Doch Pfennigsdorf[1] schreibt uns Katholiken eine andere Auffassung von Christus zu: „Tritt nicht", sagt er, „in dieser Vergötterung des Papstes und der Maria in erschreckender Weise eine Entwürdigung Christi zutage, der unser einziger Mittler und Erlöser sein will? Für die Vergangenheit zwar gilt er noch als Begründer des Heils, für die Zukunft droht er mit der furchtbaren Rache des Weltrichters; in der Gegenwart aber ist er in den Hintergrund gedrängt. Auf Erden gilt nicht sein Wort, sondern das Wort des Papstes, gilt nicht sein einmaliges Versöhnungsopfer auf Golgatha, sondern das tägliche Meßopfer des Priesters." Jeder unterrichtete Katholik weiß, daß die Kirche nur den Schatz der von Christus und den Aposteln gelehrten Wahrheiten zu hüten und mitzuteilen hat und daß sie den einmal festgelegten Sinn ihrer Dogmen nicht ändern kann. Doch was sagt Harnack?[2] „Die ‚rechte Lehre' ist noch immer

[1] Christus im modernen Geistesleben 261.

[2] Das Wesen des Christentums 159 f; vgl. die Anmerkung dazu.

ein Hauptstück; aber die Kirchenpolitik des Papstes vermag sie faktisch zu ändern; durch kluge Distinktionen hat so manches Dogma einen andern Sinn erhalten; auch neue Dogmen werden aufgestellt; die Lehre ist in vieler Hinsicht arbiträr geworden, und eine ungefüge Formel in der Glaubenslehre kann durch eine konträre Anweisung in der Ethik und im Beichtstuhl aufgehoben werden."

Die christliche Vollkommenheit besteht nach katholischer Lehre in der Gottesliebe; um leichter und sicherer dieses Ziel zu erreichen, beobachten die Ordensleute die drei im Evangelium empfohlenen Räte der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams. Wie sehr wird aber diese einfache Lehre von protestantischen Theologen seit Luther entstellt! Ritschl[1] sagt: „Das katholische Christentum hat sein Lebensideal in dem Mönchtum, in der Verbindung der über Gottes allgemeines Gesetz hinausgreifenden Leistungen der Armut, der Keuschheit, des Gehorsams (gegen die Ordensobern). In diesen Tugenden erreicht man, wie es heißt, die im Christentum dargebotene übernatürliche Bestimmung der Menschen, welche in ihrer ursprünglichen Erschaffung nicht vorgesehen war; man tritt so in das Leben der Engel ein; der Mönchsstand, so verstanden, ist die christliche Vollkommenheit." Ebenso unrichtig bemerkt Harnack[2]: Die katholischen Kirchen er-

---

[1] Geschichte des Pietismus I 38.

[2] Das Wesen des Christentums 51. In der Anmerkung dazu sagt er: „Diese Satzgruppe würde ich jetzt so fassen: Einen eigentümlichen Ausweg, eigentlich ein Produkt der Verzweiflung, haben die katholischen Kirchen gefunden. Sie gestehen zwar einerseits zu, daß das christliche Lebensideal auch innerhalb des weltlichen Lebens (durch Glaube, Liebe und Hoffnung — so die römische Kirche) zu erreichen sei, aber die eigentliche Nachfolge Jesu erkennen sie in der Askese (dem Mönchtum), erblicken nur in ihr die christliche Vollkommenheit und zugleich eine höhere Verdienstlichkeit und einen sichern Weg zum ewigen Leben. Dadurch aber wird auf das christliche Leben innerhalb der Welt ein schwerer Schatten geworfen, und auch theoretische Aussagen darüber fehlen nicht, daß das mönchische Leben die eigentliche vita christiana sei, das engelgleiche Leben, jenes andere aber nur ein ‚niederes'

kennen „den weltverneinenden Charakter des Evangeliums an und lehren dementsprechend, daß das eigentliche christliche Leben nur in der Form des Mönchtums — das ist die vita religiosa — zum Ausdruck komme; aber sie lassen ein „niederes" Christentum ohne Askese als ‚noch ausreichend' zu. Diese merkwürdige Konzession mag hier auf sich beruhen bleiben: daß die volle Nachfolge Christi nur den Mönchen möglich ist, ist katholische Lehre".

Ein protestantischer Dogmatiker, Luthardt[1], erklärt den Ablaß richtig als „Erlaß der zeitlichen Strafen, unter Voraussetzung innerer Bußfertigkeit gemeint", fügt jedoch hinzu: „aber als Vergebung der Sünden vielfach offiziell bezeichnet und vom Volke meistens verstanden". Die Heiligsprechung ist eine feierliche Erklärung des Papstes, ein Diener Gottes genieße die Herrlichkeit des Himmels und verdiene die Ehren, die den Heiligen der Kirche erwiesen werden. Ein solches Urteil gibt aber Christi oberster Stellvertreter dann erst ab, wenn eine sorgfältige Untersuchung den Beweis geliefert, daß der Diener die christliche Tugend in heldenmütiger Weise geübt, und daß Gott selbst durch unleugbare Wunder, die auf die Anrufung des Dieners Gottes geschehen, die Heiligkeit bestätigt hat. Das ist jedoch nach Hase[2] nicht die kirchliche Anschauung, „die an eine jenseitige Erhöhung denkt, an jetzt erst mächtige Fürbitte und wunderbare Hilfeleistung". Auch spricht er[3] von „manchen Heiliggesprochenen, die viel erduldet und viel getan, nur nicht, was der bescheidene Kreis häuslicher und bürgerlicher Pflichten, in welchen Gott sie gestellt hatte, ihnen auferlegte". Noch größere Unrichtigkeiten läßt derselbe Polemiker in seine Darstellung der katholischen Marienverehrung einfließen. So sagt er[4], um nur eine Bemerkung

Leben, ja eigentlich nur ein eben noch zugelassenes." Andere Aussprüche protestantischer Theologen gibt Denifle, Luther und Luthertum I 1, 181 ff.

[1] Kompendium der Dogmatik 373.

[2] Handbuch der protest. Polemik 302. [3] Ebd. 307.

[4] Ebd. 323 311 335.

hervorzuheben, die katholische Überlieferung habe aus Maria eine Göttin gemacht; „denn das ist sie tatsächlich für das Mittelalter gewesen und ist es noch für einzelne Kreise". „Die Religion des Mittelalters, zumal der Männer, wurde großenteils Mariendienst, sie ist Madonna, Notre-Dame, Unsere Liebe Frau für alle ihre Verehrer, die Göttin der Liebe und Entsagung." Von dem Dogma der Unbefleckten Empfängnis sagt er, seine Ablehnung bringe „die Ausstoßung aus der alleinseligmachenden Kirche mit sich, und das soll in alle Ewigkeit als unfehlbare Wahrheit gelten, nur weil es die Lieblingsmeinung eines frommen und unglücklichen Papstes war". Das sei „die letzte Entwicklung eines Mythus, der so zum volkstümlichen Sinnbild und Inbegriff des römischen Katholizismus geworden, daß der Judenstolz sagen konnte: ‚Die Christen im Norden verehren einen jüdischen Mann, im Süden eine jüdische Frau'".

Welch große Unkenntnis der katholischen Liturgik bei protestantischen Gelehrten vielfach herrscht, zeigt Professor der Theologie und Geh. Konsistorialrat Achelis in seinem „Lehrbuch der praktischen Theologie"[1]. Als Arten der Messe gibt er folgende an: „1. Missa sollemnis, sie hält der Bischof mit mehreren an demselben Altar konzelebrierenden Priestern; sie wird ebenso wie die vom Papste gehaltene missa sollemnissima genannt. Ferner heißt so die Primizmesse des Priesters, auch die Messe, die durch mehrere Priester, Diakonen und Subdiakonen oder auch unter Klerikern administriert wird. 2. Missa publica (generalis, legitima) ist das durch besonderes Geläut angekündigte Hochamt 9 Uhr morgens. Eine besondere Art der missa publica ist die missa cantata. 3. Missa bassa (secreta), fast dasselbe wie missa privata (particularis, specialis), ist die Stillmesse, die nur von einem Priester mit einem Ministranten gelesen wird. . . . 4. Missa ferialis (im Gegensatz zu den missae de tempore und de sanctis) ist die Sonnabendmesse, die de beata Maria Vir-

[1] 3. Aufl., Leipzig 1911.

gine gelesen wird, die Sonntagsmesse und die Messe, die am gewöhnlichen Wochentage (also nicht zu Ehren eines Heiligen) gehalten wird. 5. Missa sicca ist die Messe ohne Verwandlung, also die am Karfreitag, beim Krankenbesuch und auf dem Meere gelesen wird." Zum Schluß läßt er jedes Jahr jedem Bischof, jedem Priester ein „Missale" überreichen, in dem alle Messen verzeichnet sind, die der Priester im Laufe des Jahres zu lesen hat[1].

Ein Ruhmesblatt in der Geschichte unserer Kirche ist die großartige Tätigkeit in der Heidenmission. Otto Pfleiderer[2] aber bemerkt darüber: „Die katholische Kirche hat die Mission im engen Bund mit der staatlichen Macht als äußerliche Zucht und Unterwerfung der Völker unter die kirchliche Sitte betrieben und dabei zwar große Massenerfolge erzielt, die aber in Ermangelung innergeistiger Wurzeln nach dem Wegfall der staatlichen Stützen meistens nicht zu bestehen vermochten."

Wenn nun Lehrer der Theologie so falsche Anschauungen von der katholischen Kirche hegen, welchen Begriff werden dann ihre Schüler, die Prediger, von ihr empfangen und verbreiten! Wie verzerrt wird das Bild sein, das sich die Gebildeten anderer Stände von der katholischen Kirche machen! Ein protestantischer Gelehrter, Verfasser der im Jahre 1902 in der „Augsburger Postzeitung" erschienenen Pilatusbriefe gegen Hoensbroech, schrieb in seinem letzten Briefe: „Was ich als Erklärung der Begriffe Heiligenverehrung, gute Werke, Ablaß, unbefleckte Empfängnis Mariä, Beichte, päpstliche Unfehlbarkeit aus dem Munde hochgebildeter Protestanten gehört habe, ist einfach unglaublich."[3] Der protestantische Hauptlehrer eines im Gebiete der Porta Westfalica gelegenen Dörfchens besuchte mit seinem Pfarrer an einem Sonntage den Dom zu Münster. „Was sind denn das für

[1] Langer, Sonderbare Liturgik, Germania 1912, Nr 68.
[2] Grundriß 327.
[3] Köln. Volkszeitung 1902, Nr 1121.

Menschen?" fragte er erstaunt, als ihnen die lange Reihe der Seminaristen begegnete, die mit weißem Röcklein angetan zum Hochamt gingen. „Das sind öffentliche Büßer", antwortete sein Begleiter. Bald nachher erzählte er dieses Erlebnis einem Herrn aus Münster, der auf einer Reise in jenes Dörfchen kam, und gab dabei seiner Entrüstung über mittelalterliche Einrichtungen, Verletzung des Ehrgefühls der jungen Leute u. dgl. lebhaften Ausdruck[1]. Die „Münchener-Augsburger Abendzeitung" sah sich einmal gezwungen, der Wahrheit die Ehre zu geben und zu bekennen, „daß auch in gebildeten protestantischen Kreisen Norddeutschlands in Bezug auf das Wesen der katholischen Kirche oft die beklagenswertesten Irrtümer und Vorurteile anzutreffen sind"[2]. Privatdozent Albrecht Wirth[3], der lange in katholischen Gegenden gewohnt hat, schreibt: „Die Beurteilung der Katholiken durch die Protestanten ist keineswegs ein Ruhm für die Protestanten. Auch ohne den Preis Roms durch Nietzsche ins Feld zu führen, kann man sagen, daß die Unduldsamkeit der Protestanten weit größer ist als die angebliche Unduldsamkeit des großen katholischen Publikums. Die Anhänger Luthers wissen nichts von katholischen Dingen und wollen nichts davon wissen. . . . In jedem Falle stehen sie (die Protestanten) darin hinter ihren christlichen Glaubensgegnern zurück, daß sie von den gegnerischen Zuständen wenig wissen, ihr Schrifttum überhaupt nicht lesen, während die Katholiken über Ansichten und Wandlungen im evangelischen Lager meist recht gut, manchmal sogar ausgezeichnet unterrichtet sind."

Albert von Ruville hatte bereits das fünfzigste Lebensjahr überschritten, war Universitätsprofessor, genoß als Historiker nicht geringes Ansehen, und doch stand er noch ganz unter dem Banne der protestantischen Vorurteile wider die katholische Kirche. Wie staunte er daher, als er zum ersten Male ein katholisch-theo-

---

[1] Ebd. 1906, Nr 22. [2] Allgemeine Rundschau 1912, 1016.

[3] Türkei, Österreich, Deutschland 43 f; mitgeteilt in der Köln. Volkszeitung 1913, Nr 29.

logisches Buch[1] einsah! „Ich las und las", schreibt er selbst[2], „und konnte mich vor Staunen nicht fassen. Zum ersten Male erhielt ich ein richtiges Bild von der katholischen Kirche, ein sehr unvollständiges Bild, da längst nicht alle Lehren [in dem Buche] berührt waren, aber doch eine Reihe von wahren Zügen. Und schon daraus ersah ich klar, daß ich von Jugend an ganz falsch über diese Kirche unterrichtet worden war. Alles verhielt sich ganz anders, manchmal gerade umgekehrt, als ich es mir vorgestellt. . . . Ich erkannte, daß Lehrer, Pastoren, Theologen, denen ich mein Wissen verdankte, nichts vom Katholizismus verstanden und sich doch nicht gescheut hatten, in absprechendster Weise darüber zu urteilen, ja oft genug ihren Sarkasmus darüber zu ergießen. Das empörte mein ganzes wissenschaftliches Gefühl. Sie hätten Mißbräuche heraussuchen und rügen, sie hätten Entstellungen der Lehre, wie sie auf katholischen Kanzeln bisweilen vorkommen mochten, geißeln, sie hätten den Aberglauben tiefstehender Volksklassen verurteilen können, das ließ sich ihnen nicht verbieten; aber sie durften nicht die Kirche als solche und ihren Lehrgehalt derartigen Verzerrungen gleichsetzen. Das war Lüge und Verleumdung, gutgläubige vielleicht, aber doch aus einer ehemals böswilligen entsprungen, zum mindesten ein schwerer Fehler, da es Pflicht der Lehrenden gewesen wäre, die Wahrheit aus den echten Quellen zu erkunden."

Wie ungeheuerlich nun die protestantischen Vorurteile gegen die katholische Kirche auch sein mögen, nicht Bosheit, sondern Unwissenheit liegt ihnen größtenteils zu Grunde[3]. Als Kind hört der Protestant von Eltern und Lehrern alle die Vorurteile, nimmt sie in gutem Glauben an und hält sie, wie alle Jugendeindrücke, mit Zähigkeit fest. Namentlich ist es die Konfirmation, die die

[1] Es war das Buch von Reinhold, Der alte und der neue Glaube, das zum erstenmal im Jahre 1806 erschien.

[2] Zurück zur heiligen Kirche 24.

[3] Vgl. Rosenthal, Konvertitenbilder I 1, 357.

Abneigung gegen die Papstkirche einpflanzt[1]. Am 10. November 1901 starb die Oberin des Vinzenzhauses in der Eintrachtstraße zu Köln, Schwester Cäcilia. Sie war im orthodoxen Luthertum geboren und erzogen und hatte sich in einer tüchtigen Anstalt für das höhere Lehrfach ausgebildet. Kurz vor ihrem Übertritt zur katholischen Kirche, der im Jahre 1869 erfolgte, schrieb sie an einen verwandten Geistlichen: „Ich bin jetzt oft erstaunt darüber, wie wenig man unter uns vom katholischen Leben kennt, wie wenig ich selbst davon wußte, und wie ich mich habe damit zufriedengeben können. Aber ich glaubte ja sicher und recht zu gehen, und das wenige, das man mir von eurer Kirche in entstellter Weise mitteilte, ließ uns dieselbe so töricht erscheinen, daß kaum eine Sehnsucht nach näherer Bekanntschaft in uns aufkommen konnte.“[2]

Ein großer Teil dieser Vorurteile und Mißverständnisse kommt ohne Zweifel auf Rechnung von Karl von Hases „Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche“. Es erschien zum ersten Male im Jahre 1862 und es gehört, wie der Herausgeber der fünften Auflage im Oktober 1890 schrieb, seit langer Zeit zu den klassischen Büchern der protestantischen theologischen Literatur. Ich will nicht alle die scharfen Worte wiederholen, die von Katholiken gegen das Werk gesprochen worden sind; sicher aber ist man berechtigt, es eine große Fälschung der katholischen Lehre zu nennen. Von der Darstellung des Marienkultes, die Hase gibt, sagt selbst ein Protestant, daß die Schrift „die ärgsten Ausschreitungen des Mariendienstes mit dem Lehrbegriffe der römischen Kirche so enge verwebt, daß daraus der ungünstige Eindruck entsteht, als wäre nun diese Kirche so ohne weiteres für alle diese Ungeheuerlichkeiten verantwortlich“[3]. Wie verzerrt

[1] Vgl. Anna v. Gall, Beweggründe 24; Schmidt, Vom Lutheraner zum Franziskaner 19 ff.

[2] Alle Wege führen nach Rom 95. Vgl. v. Ruville, Der Goldgrund der Weltgeschichte 177 ff.

[3] Dietlein, Evangelisches Ave Maria 177. Vgl. oben S. 184 f.

muß demnach das Bild sein, das sich auf Grund der Lektüre eines solchen Buches dem Geiste so vieler Gebildeten, namentlich Theologiestudierenden, eingräbt!

Aber bemühen sich denn nicht katholische Schriftsteller, die Vorurteile zu zerstreuen? Allerdings. Indes handelt man auf seiten der Protestanten vielfach nach dem Grundsatz: Catholica non leguntur. Andere glauben, katholische Darstellungen als tendenziös, unwahrhaftig und unglaubwürdig einfach ablehnen zu dürfen. Überdies ist es für unsere Glaubensgegner äußerst schwer, die katholische Kirche, die wie ein großartiger, reich ausgestatteter Dom emporstrebt, zu verstehen. Selbst der Begriff „Kirche" bietet in dem Sinne, den wir allgemein dem Worte geben, für Protestanten nicht geringe Schwierigkeiten. Böhmer hatte sich bereits den Doktorgrad in der Wissenschaft beider Rechte erworben, und doch konnte er den Inhalt jenes Wortes noch nicht fassen. Während seines ersten Aufenthaltes in Rom (1818—1819) verkehrte er in dem Kreise deutscher Künstler, die in die Kunst wieder christliche, katholische Ideen hineintrugen und bei ihren geselligen Zusammenkünften nicht selten religiöse Fragen zur Erörterung stellten. So oft nun das Wort „Kirche" gebraucht wurde, dachte der junge Doktor anfangs unwillkürlich an irgend ein Gotteshaus, etwa an die Peterskirche. Als ihm dann einer der Künstler den Begriff und das Wesen der Kirche erklärte und das segensreiche Wirken ihrer festen und wohlgegliederten Hierarchie aus der Geschichte nachwies, sah er sich wie in einen neuen Ideenkreis versetzt, und die gewonnene Erkenntnis gab ihm Anstoß zu Nachforschungen, die ihn zu bedeutsamen Ergebnissen auf dem Gebiete der Geschichte führten[1]. Auch Graf zu Stolberg stand schon im reifen Mannesalter, als er — es war im Jahre 1793 — durch die Lesung einer Predigt Fenelons den Begriff der von Christus gestifteten Kirche klar erfaßte[2].

[1] Janssen, J. Fr. Böhmers Leben und Anschauungen 243 f.

[2] Vgl. Janssen, Fr. L. Graf zu Stolberg I 315. — Sell (Katholizismus und Protestantismus 87) sagt: „Es ist schwer, eine präzise Vor-

Die Entstellungen der katholischen Lehre müssen auf manche Protestanten einen um so tieferen Eindruck machen, da sie wähnen, durch den Eintritt in die Kirche echt christliches Glaubensgut preisgeben zu müssen. Es gibt ja auch in den protestantischen Gemeinden viele wahrhaft gottesfürchtige Leute. Sie halten treu zu ihrem Bekenntnis, und doch stehen sie uns näher, als sie meinen. Denn „was sie ernstlich fest glauben, worauf sie ihre Hoffnung setzen, das ist doch immer nur das, was auch die katholische Kirche lehrt, was von Alters her im Christentum geglaubt wurde. Die Unterscheidungslehren haben für sie nur wissenschaftlichen Wert, kommen nur im Unterricht zur Geltung, im Glaubensleben nicht. Man weiß das bloß nicht, weil man die katholische Kirche nicht kennt und viele ihrer Lehren, die sich im Protestantismus wiederfinden, für ausschließlich ‚evangelische' hält. Der Haß solcher frommen Protestanten gegen unsere Kirche schreibt sich, wie Ruville[1] auf Grund vielfacher Beobachtung hinzufügt, „hauptsächlich daher, daß sie meinen, man wolle sie um diese schönen Lehren bringen, die doch gerade katholisch sind".

Aus den dargelegten Gründen begreift man es sehr wohl, daß sich die Vorurteile so zäh behaupten und daß es schwer ist, dieses „Dickicht von Mißverständnissen" zu lichten. „Reißt man auch tausend Lianenschlingen von den dreihundertjährigen Bäumen, so wird der Boden immer wieder hinter der Axt neue Sprossen treiben, und alle Arbeit ist vergeblich bis zum Augenblicke, wo Gottes Gnade die menschlichen Herzen erleuchtet und reuevoll zur allgemeinen Kirche zurückführt."[2] Wie mühsam aber auch die Arbeit ist, wir können doch manches zur Aufklärung tun. Doch darüber später.

Ein großes Hindernis der Wiedervereinigung ist die unter den Protestanten immer mehr wachsende religiöse Gleichgültig-

stellung zu geben von diesem ganz eigenartigen Wesen", der Kirche nämlich, und müht sich daher ab, seinen Lesern diesen Begriff klarzumachen.

[1] Das Zeichen des echten Ringens 66 67.

[2] Beda Weber, Cartons aus dem deutschen Kirchenleben, Mainz 1858, 3.

keit. Im Jahre 1904 schrieb darüber ein Konvertit aus rein protestantischer Familie, der nach Geburt und Erziehung den rein protestantisch-kirchlichen Kreisen nahesteht und auch die Zeit seines Lebens fast nur mit Protestanten verkehrt hat: „Noch niemals war die Neigung, der katholischen Kirche näherzutreten, so gering wie heute. Das religiöse Bedürfnis und Empfinden scheint überhaupt immer mehr einzuschlummern. In den Städten wie auf dem Lande zeigt sich die gleiche Erscheinung. Was über ‚Gemeinschaftsbewegung' u. dgl. berichtet wird, tritt so sporadisch auf, daß es kaum Beachtung verdient. Hoch und niedrig richten sich immer mehr auf ein Leben ohne Gott ein; dieser Zug der Zeit macht sich sogar in den kleinsten Dörfern bemerkbar. Junge Männer, auch Soldaten und Dienstmädchen, die in der Großstadt gedient haben, tragen zugleich ‚die neue Lehre' der Sozialdemokratie und die Religionsverachtung auf das platte Land." [1]

„Um Katholik zu sein", hat einmal ein Konvertit gesagt, „braucht es viel Demut." Weil es aber vielen an Demut fehlt, gelangen sie nicht zur Wahrheit. Die Gräfin Sophie Stolberg schrieb am 13. Juni 1819 an Joseph Schiffmann, Dekan zu Altishofen im Kanton Luzern: „Ich bin wie Sie überzeugt, lieber Herr, daß sehr oft unsere lieben getrennten Brüder Ärgernis an uns nehmen, wo wir auch keines geben, und daß unter ihnen ein Geist des Stolzes ist, der den Weg zur Wahrheit hemmt. Bei unendlich vielen ist das der Fall, und wie sollte da nicht Verstandesstolz herrschen, wo die Unterwerfung des Glaubens eigentlich unbekannt ist oder als Dummheit verschrieen wird? Und doch wird es mir immer klarer, daß diese Unterwerfung die eigentliche Bedingung der christlichen Demut ist, und wie vieles wird dann erst im Gemüt durch diese Demut lebendig!" [2]

---

[1] Köln. Volkszeitung 1904, Nr 443.

[2] Rosenthal, Konvertitenbilder I 1, 37; vgl. 322.

Gewiß gibt es auch unter den evangelischen Christen sehr viele demütige Menschen; aber der Hochmut steckt dem Protestantismus im innersten Mark. Denn während die katholische Kirche eine tiefgreifende Unterwerfung von allen ihren Mitgliedern fordert, erhebt der Protestantismus die freie Selbstbestimmung im Glauben, Leben und Gottesdienst zum Grundsatz. Daher liegt, wie Ruville[1] sagt, in allen Äußerungen des Protestantismus ein Etwas, das den gläubigen Katholiken abstößt. „Dieses Etwas ist die Selbstherrlichkeit, ist der Stolz. Er verträgt sich nicht mit der Grundtugend des Christentums, die der katholischen Kirche das Gepräge gibt, der die katholische Kirche ihre Kraft, ihre Einheit, ihre Ausgestaltung, ja ihr ganzes Wesen und Dasein verdankt, denn diese Grundtugend ist die Demut."

Ist es einem Protestanten gelungen, sich durch den Urwald von Vorurteilen Bahn zu brechen, alle hemmenden Schranken niederzureißen und sich bis zur Pforte des Heiligtums durchzuringen, so taucht ein anderes Gespenst vor seinen Blicken auf: die bange Sorge um die Zukunft. Nur zu oft erfahren Konvertiten, daß sich gute, edle Menschen, mit denen sie bisher durch die Bande der Freundschaft eng verbunden waren, ihnen entfremden. Der Schmerz, den sie lieben Geschwistern, den teuern Eltern durch ihren Übertritt bereiten, packt sie selbst tief ins Herz. Heftige Vorwürfe von Bekannten und Freunden, ja von den nächsten Verwandten regnen oft auf sie nieder. Dazu kommt öfters der Verlust der Stellung, die sie bisher eingenommen, die Aussichtslosigkeit, sich in der eingeschlagenen Laufbahn vorwärts arbeiten zu können. So geschieht es manchmal, daß Konvertiten fortan mit Nahrungssorgen zu kämpfen haben, ja sogar in Not geraten. Kein Wunder, wenn ein der Kirche sich nahender Protestant, auf den der Gedanke an solche Vorkommnisse anstürmt, zittert und zagt!

[1] Das Zeichen des echten Ringes 159; vgl. 68.

Viertes Kapitel.

Das Gebet um Wiedervereinigung.

Am Vorabend seines Leidens sitzt der Heiland zu Tisch. Er ist so ernst und doch ganz Milde. In zärtlichen Worten nimmt er Abschied von den Seinen, um mit einem herrlichen Gebet an seinen Vater zu schließen. In diesem feierlichen Augenblick war es, wo er so eindringlich um der Gläubigen Einheit im Glauben und in der Liebe flehte, indem er zugleich auf ein wunderbar erhabenes Vorbild dieser Einheit hinwies: „Ich bitte . . . für diejenigen, die . . . an mich glauben werden, daß alle eins seien, wie du, Vater, in mir und ich in dir, damit auch sie in uns eins seien; damit die Welt glaube, daß du mich gesandt hast.“[1] Wie nun Vater und Sohn eins sind in der Natur, eins im Erkennen und Wollen, so sind die Gläubigen eins durch die Herrlichkeit der Gotteskindschaft, die der Heiland uns verliehen[2], eins durch Glauben und Liebe. Gott will, daß unter den Seinen Glaubenseinheit herrsche; alle Ämter der Kirche, sagt der hl. Paulus, haben den Zweck, uns zur Einheit des Glaubens zu führen, damit wir nicht Kindern gleich von jedem Winde der Lehre hin und her geworfen werden[3]. Folglich kann auch eine Wiedervereinigung, die den Absichten des Erlösers entspricht, nur auf dem Boden des Glaubens erfolgen.

Der Glaube ist aber ein Werk Gottes; nur seine Gnade kann dieses Himmelslicht in der Seele anzünden. Wohl haben einige gemeint, den Anfang des Glaubens den natürlichen Kräften des Menschen zuschreiben zu dürfen. Doch mit Unrecht. Der Heiland selbst sagt ja: „Niemand kann zu mir kommen, wenn der Vater, der mich gesandt hat, ihn nicht zieht.“[4] Könnte der Mensch den Grund zum Glauben aus eigener Kraft legen, so dürfte er sich immerhin rühmen, wenigstens etwas aus sich selbst getan, gleich-

[1] Jo 17, 20 21. [2] Jo 17, 22.
[3] Eph 4, 13 f. [4] Jo 6, 44.

sam den ersten Stein zu dem Bau, den Gottes Gnade in uns aufführen will, gelegt zu haben. Aber der hl. Paulus weist auch das mit aller Entschiedenheit zurück. „Was hast du", ruft er jedem Christen zu, „das du nicht empfangen? Hast du es aber empfangen, was rühmst du dich, als ob du es nicht empfangen hättest?"[1] Daher hat auch die Kirche entschieden, „der Anfang des Glaubens und die Geneigtheit zu glauben sei in uns durch die Inspiration des Heiligen Geistes"[2].

Nur Gottes Gnade kann also einem Protestanten die Geneigtheit, so zu glauben, wie es zum Heile notwendig ist, einflößen. Und hat Gott einem Protestanten diese erste Gnade verliehen, ach wie vieler Erleuchtungen und Anregungen des Heiligen Geistes bedarf es dann noch, bis der Konvertit die Schwelle des Heiligtums überschreitet! Welch schmerzlichen inneren Kampf hat er manchmal noch durchzukämpfen! Treffend schildert dieses Seelenweh Freiin von Gall[3]: „Es ist wahrlich kein freudiger Augenblick, wenn man sich zum ersten Male klar bewußt wird, in einer falschen Lehre auferzogen worden zu sein — und sich dabei eingestehen muß, daß es einen wahren Glauben gibt und derselbe einzig und allein in der katholischen Kirche zu finden ist. Noch ist man weit davon entfernt, mit dieser Überzeugung die ganze Fülle und Tragweite der Segnungen zu erfassen, die desjenigen harren, welcher dem erhaltenen Lichte folgt und mutig und entschlossen den Kampfplatz betritt. Riesengroß türmen sich Berge von Hindernissen vor dem geängstigten Auge auf; man glaubt, den Schwierigkeiten und Leiden erliegen zu müssen. Ach, die Seele empfindet es tief, daß ihr keine Wahl bleibt, kein Schwanken mehr sein darf zwischen Gott und dem Menschen. Sie fühlt, daß sie alles überwinden, alles ertragen, auf alles verzichten muß, weil Gott es will und so von ihr verlangt; noch kennt sie nicht die Süßigkeit des Leidens, die in der getreuen Nachfolge des

[1] 1 Kor 4, 7. [2] Conc. Arausic. II, can. 5.
[3] Beweggründe 152 f.

kreuztragenden Heilandes verborgen liegt. Sie will es sich nicht eingestehen, daß Gott unser ganzes Herz fordert, daß er uns prüft, um uns zu zeigen, ob wir es ernst meinen mit unserem Glauben und mit unserer Liebe zu ihm. Darum schickt er der Seele auch noch äußere Trübsal, ja nimmt ihr oft allen fühlbaren Trost im Gebete und die Freudigkeit im Glauben, die ihr eine so starke Stütze war. Und dieser Kampf währt oft lange, lange, und die Bleischwere, mit der er auf uns lastet, scheint die Zeit auszudehnen zu einer Ewigkeit."

Schon der hl. Paulus mahnt zum Gebete für die Verbreitung des Glaubens. „Brüder", ruft er den Gläubigen zu Thessalonich zu, „betet für uns, damit das Wort des Herrn seinen Lauf nehme und verherrlicht werde."[1] Aus seiner ersten Gefangenschaft zu Rom schrieb er an die Gemeinden von Ephesus und Kolossä und bat um ihr Gebet, damit er in geziemender Weise von dem Erlöser rede[2]. In seinem ersten Briefe an Timotheus ermahnt er, „Gebete, Bitten, Fürbitten, Danksagungen für alle Menschen darzubringen", da dies „gut und wohlgefällig vor Gott, unserem Heilande", sei. Daß der Apostel auch das Gebet um die Verbreitung des Glaubens im Auge hatte, ergibt sich aus der Schlußbemerkung, daß Gott alle Menschen selig machen und zur Erkenntnis der Wahrheit führen will[3].

Ein urchristlicher Gedanke ist es demnach, auch für die zu beten, die von der Wahrheit teilweise wieder abgewichen sind. Dieses Gebet haben sich mehrere Vereine zur besondern Aufgabe gesetzt. Um nur die Vereine zu nennen, die der Wiedervereinigung Deutschlands dienen, so stiftete Johannes Goldener, Beichtvater in St Peter und später Weihbischof von Würzburg, im Jubiläumsjahre 1450 in der Kirche des deutschen Campo Santo für seine Landsleute die Bruderschaft zu Unserer Lieben Frauen Schmerzen, deren Aufgabe zunächst die Verehrung der schmerzhaften Mutter und die Fürsorge für die Verstorbenen bildete. Seit der Glaubens-

[1] 2 Thess 3, 1. [2] Eph 6, 19. Kol 4, 3. [3] 1 Tim 2, 1.

spaltung pflegten die Mitglieder aber auch das Gebet um Deutschlands Wiedervereinigung, das jetzt zu ihren täglichen Obliegenheiten gehört. Außerdem verpflichten sich die Mitglieder, am Pfingstfeste wenigstens eine halbe Stunde Anbetung vor dem heiligsten Sakramente mit Gebet um die Wiedervereinigung zu halten. Zu demselben Zwecke wird jedes Jahr eine heilige Messe gelesen und findet am heiligen Pfingsttage eine dreizehnstündige Andacht vor ausgesetztem hochwürdigsten Gute statt.

Dieser Erzbruderschaft vom deutschen Campo Santo haben sich der „Psalmbund" und der Gebetsverein Ut omnes unum angeschlossen. Die Mitglieder des Psalmbundes, der am 27. Oktober 1862 von Julie v. Massow, damals noch Protestantin, gestiftet wurde, beten täglich: „Komm, Heiliger Geist, erfülle die Herzen deiner Gläubigen und entzünde in ihnen das Feuer deiner Liebe, auf daß sie alle eins seien. Amen." Diesem Gebete wird hinzugefügt der Tagespsalm, das Ehre sei dem Vater und das Vaterunser. Der Gebetsverein Ut omnes unum, ebenfalls von Julie Massow im Jahre 1878 gegründet, verrichtet die Anrufung des Heiligen Geistes, das Vaterunser mit dem Englischen Gruße und das Ehre sei dem Vater[1].

Außerdem gibt es noch andere Gebete um die Wiedervereinigung Deutschlands, mit denen die Kirche Ablässe verbunden hat. Erwähnt sei nur folgendes: „Liebreichster Jesus, ich danke dir, daß du mir den wahren Glauben geschenkt hast. Gib, daß ich ihn niemals verliere, und führe alle zurück zu unserer heiligen Kirche. Liebe Mutter Gottes, bitte für unser Vaterland. Heilige Schutzengel, helfet uns. Seliger Petrus Canisius, bitte für uns."[2]

Auf dem 21. internationalen eucharistischen Kongreß, der am 27. September 1910 zu Montreal stattfand, wurde ein Referat des hochwürdigsten Herrn Weihbischofs von Straßburg, Dr Franz Freiherrn Zorn von Bulach, über das Gebet um die Wieder-

[1] Maria Bernardina, Julie von Massow 224 ff.
[2] Beringer, Die Ablässe[13], Paderborn 1906, 274.

vereinigung vorgetragen. Der hochwürdigste Herr empfiehlt, den Augenblick der Kommunion zu wählen, um die Einigung aller Christen und sodann die Bekehrung aller Menschen zum wahren Glauben zu erflehen. „Wenn Jesus Christus bei uns eingekehrt ist, und wir in ihm sind, wenn wir das unaussprechliche Glück genießen, mit ihm von Herz zu Herz reden zu können, vom Feuer der Liebe entbrannt, dann ist der rechte Augenblick, wo wir ihm unsere getrennten Brüder empfehlen können." Den Vortrag krönte folgende Resolution: „Der 21. eucharistische Kongreß fordert zunächst die Priester, Ordensmänner und Ordensfrauen, dann auch alle Gläubigen auf, vom eucharistischen Heilande die Gnade zu erflehen, daß alle unsere getrennten Brüder zum Schafstalle Jesu Christi zurückkehren und darin vereinigt bleiben." [1]

Fünftes Kapitel.

Echter Reformeifer.

Wenn wir von der Höhe des modernen Kulturlebens unsern Blick zurückschweifen lassen in die Zeit unserer Väter, welch eine Veränderung bietet sich dann unserem Auge dar! Wo früher goldene Saaten wogten und grüne Wälder rauschten, erheben sich jetzt vielerorts gewaltige Anlagen der Industrie mit ihrem lärmenden Getriebe. Die schlichte Arbeitsstube des biedern Handwerkers erweitert sich zur Fabrik. Und um die großen Industriewerke sammeln sich Scharen von Arbeitern, das Dorf wird zur Stadt, die Kleinstadt zur Großstadt, die Großstadt zur Riesenstadt. Auch auf andern Gebieten haben wir es herrlich weit gebracht. Wissenschaft und Kunst, Gewerbe und Handel können mit berechtigtem Stolze auf wahrhaft glänzende Leistungen hinweisen.

Ja, wir sind reicher, gelehrter, gebildeter geworden. Aber mit dem materiellen und geistigen Aufschwung sind auch Hochmut und Genußsucht gewachsen, und diese beiden Laster bilden eine er-

[1] Der Vortrag ist bei Seyfried & Co., München 1910, erschienen.

giebige Quelle des Unglaubens, der verheerend in immer weitere Kreise dringt. Wo aber Unglaube, Hochmut und Genußsucht einen Bund schließen, müssen, wenn die Erdengüter nicht in gewünschtem Maße zur Verfügung stehen, Unzufriedenheit, Erbitterung, Haß, Ingrimm Platz greifen, und das ist der brodelnde Grund, auf dem der Sozialismus sich aufbaut. Wenn Genußsucht den Willen schwächt und die Leidenschaften stärkt, der lebendige Glaube an Gott den entfesselten Trieben keinen Zügel mehr anlegt, dann muß auch Tugend und Sitte immer mehr abnehmen. Und sehen wir in der Tat nicht, wie die Sittenlosigkeit anschwillt und alle Dämme überflutend das Gefilde überschwemmt?

Für alle diese Übel, die doch zuletzt aus dem Giftboden der in jedem Menschen schlummernden dreifachen bösen Lust entstehen, hat freilich die Kirche von ihrem Stifter, der gleich dem Samariter Öl und Wein in unsere Seelenwunden träufelt, ein wirksames Heilmittel empfangen. Da sie das volle Christentum bewahrt, gilt von ihr das Wort des hl. Johannes: „Das ist der Sieg über die Welt: unser Glaube.“[1] Doch man lehnt diese Gnadenspendung ab, man will die Kirche nicht, man verhält sich kalt, feindlich gegen sie. Auch in den Herzen vieler ihrer Kinder lodert keine Begeisterung für ihre Mutter. Als einen Hauptgrund des Hasses gegen die Kirche und der Erkaltung des Eifers für sie bezeichnen manche eine vermeintliche Rückständigkeit und einen zu weit gehenden Konservatismus der Kirche, ihre Unfähigkeit, sich den modernen Verhältnissen anzupassen, und darum erheben sie so laut den Ruf nach Fortschritt und Reform auf dem Gebiete der Religion. Manche dieser Rufer sind ohne Zweifel von echtem Eifer für das Wohl der Kirche und der Menschheit erfüllt. Sie glühen von Liebe zu Christi Braut, die ihrem Wesen nach ohne Makel ist; daher empfinden sie Trauer darüber, daß in ihrer Erscheinung Flecken zutage treten. Sie schauen das Ideal, aber auch seine unvollkommene Verkörperung; dieser Gegen-

[1] 1 Jo 5, 4.

satz aber ruft Wehmut und Schmerz, Mißvergnügen und Unwillen hervor und weckt einen brennenden Eifer, die Mängel zu entfernen, das Ideal zu verwirklichen.

Vielfach klingt jedoch aus dem Ruf nach Reform und Fortschritt ein schriller Unterton heraus. Es gibt manche, die mit Gott und mit der Kirche mehr oder weniger zerfallen sind; weil sie aber nicht die Stirn haben, die Kirche selbst anzugreifen, richten sie ihre Pfeile gegen wirkliche oder vermeintliche Mißbräuche. Öfters auch schützt man Fortschritt vor und will doch nur Neuerungen. Der Mensch ist eben unstet, ist beweglich; er liebt den Wechsel, liebt das Neue, wenn es auch das Alte nicht immer an Wert übertrifft. Diese Neuerungssucht wird genährt durch den Hochmut. Der Hochmütige geizt nach dem Ruhme, selbst gedacht, selbst gefunden, selbst verbessert zu haben; deshalb möchte er das Bestehende umgestalten, wenn er auch kein Besseres an die Stelle setzen kann. Auch Unkenntnis treibt zur Neuerungssucht. Die Kirche gleicht einem großartigen Dome, der sich nach dem von Christus gezeichneten Grundriß unter Leitung des Heiligen Geistes aufbaut. Nicht leicht ist es, die Bedeutung der einzelnen konstruktiven und ornamentalen Bauglieder zu erkennen. Der Mangel an Verständnis führt aber, wenn Überschätzung der eigenen Erkenntniskraft hinzukommt, leicht zur Tadelsucht. Der mit geistiger Beschränktheit gepaarte Eigendünkel hat an allem etwas auszusetzen, zu verbessern. Seine Unzufriedenheit äußert er in kleinlichen Nörgeleien, die er bald mit lächelnder Miene, bald mit beißendem Spott, bald mit gekünstelter Entrüstung vorbringt.

Gläubige Katholiken, die immer wieder dies und das an der Kirche zu tadeln finden, entschuldigen gern ihre Neuerungssucht mit dem Hinweis auf die menschlichen Faktoren, die in der Kirche wirken. Doch sollten sie bedenken, daß die Menschen Werkzeuge des Heiligen Geistes sind. Unfehlbar ist demnach die Kirche — dasselbe gilt von ihrem Oberhaupt —, wenn sie als Zeuge, Lehrerin und Richterin in Glaubensfragen auftritt. Sie kann aber auch keine allgemein bindenden Gesetze geben, die gegen den

Glauben und die Sitten verstoßen und dem Heile der Seelen Schaden bringen. Aus der Unfehlbarkeit folgt allerdings nicht, daß die die Kirchenleitung betreffenden Gesetze in jeder Hinsicht vollkommen sind und der Klugheit entsprechen, und an diesem Punkte setzt die Reformsucht gern den Hebel an. Indes werden wir uns, wenn wir an irgend einer kirchlichen Einrichtung einen Mangel dieser Art entdeckt zu haben glauben, doch vor einem übereilten Urteil hüten müssen. Die Gesetze der Kirche gehen ja aus dem Leben hervor und verwerten die Erfahrungen, die man vielleicht im Laufe einer langen Zeit gemacht hat. Die Männer, die durch ihren Rat die Hirten der Kirche unterstützen, zeichnen sich aus durch kirchliche Wissenschaft und Praxis und sind daher befähigt, in Fragen der Kirchenleitung ein sachgemäßes Urteil abzugeben, und ihre Tugend leistet uns Bürgschaft dafür, daß sie auch gewillt sind, das Wohl der Kirche zu fördern. Endlich dürfen wir nicht außer acht lassen, daß unser Horizont beschränkt ist, unser Blick durch allerhand Rücksichten oft getrübt wird, während die Leiter der Kirche Länder und Völker überschauen.

Sehr oft fehlt es den Tadlern an Charakter. Sie haben nicht die Kraft, hohe sittliche Grundsätze anzuerkennen und in die Tat umzusetzen. Daher nörgeln sie daran, um ihre Schwäche zu beschönigen oder gar als Tugend zu stempeln. Sie rühmen sich ihrer Geistesstärke, und doch ist die scheinbare Schwäche, die den eigenen Willen einer höheren Gewalt zum Opfer bringt, Heldenkraft. Aus Mangel an Kraft und Mut rufen andere nach Reform, weil sie, um mit Paulus zu reden, Christi Schmach nicht tragen, die Verfolgungen um des Kreuzes willen nicht leiden wollen. Aus diesem Grunde suchten schon zur Zeit des Weltapostels manche Judenchristen die zum Christentum übergetretenen Heiden zur Beobachtung mosaischer Vorschriften zu verpflichten, obwohl das alte Gesetz keine Geltung mehr hatte und auch der allgemeine Brauch dem Ansinnen entgegenstand[1]. Man fürchtet

[1] Hebr 13, 13. Gal 6, 12 f.

den Spott, mit dem die christusfeindliche Welt die Jünger des Kreuzes überhäuft, man scheut die Geringschätzung, mit der gewisse Protestanten auf die treuen Anhänger der katholischen Kirche herabsehen; deshalb möchte man die Lehren und Einrichtungen, die den Anstoß erregen, ausmerzen oder umgestalten.

Wie schon bemerkt, gibt es aber auch einen echten Reformeifer. Die Kirche lebt ja in der Welt; Menschen sind die Verkünder ihrer Wahrheit, die Spender ihrer Gnaden, die Träger ihrer Autorität. Daher wird es auch stets Mängel, Fehler, Mißbräuche in der Kirche geben. Die Stellung der Welt zur Kirche ändert sich, die Bedürfnisse ihrer eigenen Kinder wechseln, und diesem Umstande muß auch die kirchliche Gesetzgebung Rechnung tragen. Und sie hat es getan, wie die Geschichte des kanonischen Rechtes lehrt. Der echte Reformeifer aber fängt bei sich selber an. Ein treffliches Wort hat einmal der hl. Petrus von Alcantara († 1562) gesprochen. Obwohl er eine heldenhafte Strenge wider sich selbst übte, legte er doch gegen andere zarte Rücksicht an den Tag. Einmal unterhielt sich der Graf von Oropesa mit ihm über die Verkehrtheit der Welt und ließ sich zu der Bemerkung hinreißen, man dürfe sich über die mannigfachen Unglücksfälle und Heimsuchungen Gottes nicht wundern, weil die Welt von der Sünde ganz überschwemmt sei.

Der Heilige teilte aber diese Ansicht nicht.

„Vater, ist es denn nicht wahr, daß die Sintflut des Verderbens die Welt überschwemmt? Ich begreife nicht, daß Gottes Geduld so langmütig ist."

„Herr, das Übel ist nicht unheilbar, es gibt noch Mittel."

„Was für Mittel können denn noch fruchten, da das Verderben so sehr an Ausdehnung zunimmt?"

„Das Mittel ist leicht, Herr Graf, lasset uns bei uns selbst anfangen; seien wir, wie wir sein sollen. Wenn wir zwei uns einmal gründlich bekehrt haben werden, sind schon zwei weniger, die ein Heilmittel brauchen, und wenn wir einmal so sind, wie Gott uns haben will, können wir mit Sicherheit darauf rechnen,

daß uns Gott seinen Beistand nicht versagen wird, wenn wir andern helfen wollen."[1]

In diesem Sinne mahnt Hirscher die, so nach Fortschritt auf dem Gebiete der Religion drängen: „In dir selbst schreite fort; in deiner Brust gewinne den Frieden, in deiner Seele laß die Gnade und Seligkeit Gottes walten. Dann wirst du wohl ein Förderer des Besseren, aber kein Unzufriedener, kein Streitlustiger, kein Unruhestifter sein."

Wahrer Reformeifer hütet sich sodann, über den Mängeln das Großartige, das an der Kirche so glänzend hervortritt, aus dem Auge zu verlieren. Wer immer nur an den Mängeln herumnörgelt, gleicht fürwahr einem Toren, der sich ärgert über die häßliche Stimme des Pfaues und die wundersame Pracht seines Gefieders übersieht. Solchen ruft Hirscher zu: „Wo hat ein herrlicher Dom darum aufgehört, ein großes und staunenswertes Bauwerk zu sein, weil allerlei Zerrgestalten an seinem Außenwerke sind, oder weil eine Schar Krähen in seinen Räumen nistet, oder Moos und Efeu an seinen Mauern das Alter seines Daseins bekundet?" Wirklichkeitssinn und Idealismus sind also sehr wohl vereinbar, und aus beiden entwickelt sich der christliche Optimismus, der einem echten Reformator nicht fehlen darf; denn wo keine Begeisterung mehr glüht, stirbt die Großmut, erschlafft die Tatkraft. Das ist aber „nicht ein Optimismus, der sich und andere über wirkliche Gefahren hinwegtäuscht, sondern ein Optimismus, der mit klarem Auge die Gefahren und Schwierigkeiten sieht und abmißt, aber auch mit mutigem Herzen und elastischer Kraft sofort nach Mitteln und Möglichkeiten sucht, um alles zu überwinden und zu besiegen"[2]. Der hochwürdigste Herr Bischof von Paderborn sprach am 14. November 1910 zu der Geistlichkeit der Stadt Bochum: „Besonders freue ich mich über den

[1] Stelzig, Das Leben des hl. Petrus von Alcantara, Regensburg 1857, 277.

[2] Köln. Volkszeitung 1911, Nr 488.

frohen, tatenlustigen Optimismus, den ich bei Ihnen gefunden, und ich bitte Sie, betrachten Sie den Pessimismus stets als den ärgsten Feind der Seelsorge."[1]

Ein kluger Reformeifer läßt sich stets von Nachsicht gegen den schwächeren Bruder leiten, damit dieser nicht etwa mit dem Mangelhaften auch das Gute über Bord werfe. „Weißt du auch", fragt Hirscher, „ob er bei seiner Kulturstufe der religiösen Anschauung fähig ist, welche du ihm zumutest? Vielleicht, indem du ihm das Spielzeug, woran er hing, aus den Händen reißest, wirfst du ihn dem Unglauben und der inneren Verwilderung in die Arme." Um hier auf ein naheliegendes Gebiet überzugreifen, so verlangt die Hagiographie wie die gesamte aszetische Literatur kritische Genauigkeit. Aber warum sollten wir einem schlichten Manne des Volkes die Auffassung von einem Heiligen nehmen, die freilich der historischen Wahrheit widerspricht, aber seinem religiösen und sittlichen Bedürfnis Nahrung gibt? Die kritische Genauigkeit gebietet ja nur, daß wir Tatsachen als Tatsachen, Sagen als Sagen, Sicheres als sicher, Zweifelhaftes als zweifelhaft geben. Zudem liegt derartigen Erzählungen aus dem Leben der Heiligen, für die wir keinen unanfechtbaren Gewährsmann angeben können, manchmal ein echter Kern zu Grunde. Sie gleichen einer Eiche, um die sich Efeuranken winden. Der Historiker muß um so vorsichtiger in der Verwerfung von Überlieferungen sein, da eine spätere Forschung nicht selten das wieder in seine Rechte einsetzen muß, was eine frühere abgelehnt hat[2].

Diese letzte Bemerkung zeigt uns die Notwendigkeit zweier Tugenden, die wir bei allem echten Eifer für Vervollkommnung niemals verleugnen dürfen: der Tadel soll stets mit Bescheidenheit und Mißtrauen gegen uns selbst verbunden sein. Gar oft liegt in einer scheinbaren Unbegreiflichkeit ein tiefer Sinn ver-

[1] Theol. Revue 1911, 378.

[2] Menge, Der selige Ägidius von Assisi, Paderborn 1906, IV ff; Derſ., Haben die Legendenschreiber des Mittelalters Kritik geübt? Münster i. W. 1908, 1 ff 34.

borgen, und eine scheinbare bedeutungslose Einrichtung hat nicht selten große Bedeutung; bleibt gleichwohl etwas Bedenkenerregendes übrig, so werden wir bei tieferer Untersuchung vielleicht finden, daß es nicht so verkehrt ist, wie es uns zuvor erschien. Und tadeln wir nicht oft, was andere loben? Wie viele herrliche Kunstwerke, um ein Bild zu gebrauchen, hat man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aus den Gotteshäusern entfernt, um sie durch wertlose Werke der Gotik zu ersetzen! Was man damals Stilreinigung hieß, nennen wir jetzt Vandalismus.

Endlich sollen wir an rechter Stelle unsere Vorschläge unterbreiten und dann in Geduld die Maßnahmen der kirchlichen Obern abwarten. Ist unser Werk gut, wird es früher oder später mit Erfolg gekrönt werden. Die Kirche ist freilich konservativ. Für alle Zeiten unveränderlich ist sie in ihrem Dogma sowie in allen Gesetzen und Einrichtungen, die Christus selbst getroffen hat. Aber auch in jenen Dingen, die innerhalb ihrer Machtsphäre liegen, liebt sie einen unbegründeten Wechsel nicht. Was ist auch natürlicher? Ein ausgereifter Mann ändert seine Gewohnheiten nicht gern, und er hütet das erprobte Gute um so teurer, je mehr er an Jahren zunimmt. So gibt auch die Kirche, der Erfahrungen von Jahrhunderten ratend zur Seite stehen, ihre bewährten Einrichtungen nicht gern preis. Und sie muß konservativ sein. Denn welch heillose Verwirrung würde entstehen, wenn sie ihre Gesetze so leicht umstoßen würde! Die Beobachtung eines Gesetzes hat eine Gewohnheit zur Folge; kann es aber für eine Körperschaft von Nutzen sein, wenn sie immer wieder aus ihrer Bahn hinausgedrängt wird?

Machen aber die Zeitumstände eine Änderung in ihren Gesetzen und Einrichtungen notwendig, so weigert sich die Kirche dessen nicht, wie die Geschichte lehrt. Die Hirten der Kirche, die das Recht und die Pflicht haben, für das Wohl ihrer Untergebenen zu sorgen, werden wirklich begründete Wünsche und Bitten gern entgegennehmen. Die Klugheit aber gebietet, solche Vorschläge nur an rechter Stelle zu unterbreiten. Ungeeignet dafür sind die

Tagesblätter. Denn einmal können sie Fragen von so großer Tragweite, wie die der kirchlichen Reform, nicht mit der notwendigen Gründlichkeit behandeln, und sodann rufen derartige Erörterungen oft Verwirrung unter weniger Einsichtigen hervor. Überdies erhitzen sich die Gemüter nur zu leicht bei Besprechung der Gründe und Gegengründe, und an die Stelle der sachlichen Verhandlung tritt dann oft die persönliche Fehde[1].

Die höchste Stelle, der wir unsere Wünsche und Bitten unterbreiten können, ist der „Hirt und Bischof unserer Seelen“[2], Jesus Christus. Er „hat die Kirche geliebt und sich selbst für sie dahingegeben, damit er sich selbst die Kirche darstelle als hochherrliche, die nicht Makel hat oder Falten oder etwas dergleichen, sondern damit sie heilig sei und untadelig“[3]. Wird es ihm daher nicht sehr gefallen, wenn wir betend ihm unsern Schmerz darüber klagen, daß sich diese seine Himmelsbraut auf den staubreichen Pfaden ihres Erdenwandels manche Makel zuzieht? Und in der Stille des Verkehrs mit Gott wird unser Eifer allmählich alles Harte und Bittere, alles Stürmische und Ungeduldige abstreifen und, sich läuternd und verklärend, immer mehr von jener Ruhe annehmen, mit der Gott selbst das Böse duldet und das Gute fördert.

Sechstes Kapitel.

Milderung der Kirchengesetze, kein wirksames Mittel zur Wiedervereinigung.

Die katholische Kirche hegt nicht nur die frohe Überzeugung, im Vollbesitze der von Christus verkündigten Wahrheit zu sein, verlangt nicht nur Unterwerfung unter ihr Dogma, sie weiß auch, daß der Erlöser ihr das Recht zu befehlen übertragen hat und fordert Beobachtung ihrer Gesetze. Dieser Anspruch erscheint dem

[1] Menge, Gedanken Hirschers über Fortschritt und Reform auf dem Gebiete der Religion, Theologisch-praktische Quartalschrift 1904, 290 ff.

[2] 1 Petr 2, 25. [3] Eph 5, 25 ff.

Protestanten als Anmaßung und steht besonders im schroffen Gegensatz zu dem modernen Begriff von Persönlichkeit, die nur freie Selbstbestimmung will.

Indes kann die Kirche, wenn sie auch keinen Abstrich von ihrer Glaubenslehre zuläßt, doch die Gesetze, die sie selbst gegeben, ändern und aufheben. Daher hat man ihr auch öfter den Vorschlag gemacht, zu Gunsten der Protestanten gewisse Kirchengesetze zu mildern, um ihnen die Rückkehr zu erleichtern. Durchaus katholisch denkende Männer haben solche Milderungen empfohlen, und selbst mehreren Päpsten erschien die Gewährung einiger Zugeständnisse kein zu hoher Preis für die Gewinnung der Getrennten.

Die Verhandlungen zu Speier (1529) und Augsburg (1530) über die Religionsfrage hatten die Tiefe der Kluft erkennen lassen, die die Neugläubigen von den Katholiken trennte. Da aber gerade damals die Einheit so dringend geboten war, um mit aller Macht den Kampf gegen den Erbfeind der Christenheit führen zu können, lag es nahe, den Protestanten nicht nur aus religiösen, sondern auch aus politischen Gründen entgegenzukommen. Schon auf dem Reichstag zu Augsburg bewilligten die sieben katholischen Mitglieder des engeren Ausschusses unter gewissen Bedingungen den Laienkelch und die Priesterehe. Am 25. August 1530 schrieb Loaysa, der frühere Beichtvater Karls V., an seinen Landesherrn, er möge, wenn der Weg der Gewalt nicht beschritten werden könne, bei dem Papste dahin arbeiten, „daß er ihnen einige Zugeständnisse mache und erlaube, die nicht geradezu gegen den Glauben sind", besonders die Priesterehe und die Kommunion unter beiden Gestalten bis zum Konzil gestatte[1]. Eines solchen Rates bedurfte es freilich nicht, denn der Kaiser hatte den Protestanten schon vorher ein großes Entgegenkommen gezeigt und sollte auch später noch viele Beweise dieser seiner vermittelnden Stellungnahme geben.

[1] Heine, Briefe 34.

Die Ratgeber des Papstes waren bezüglich solcher Zugeständnisse geteilter Meinung. Was die Augsburgische Konfession angeht, so hatten einige römische Theologen, wie Mujetula, einer der kaiserlichen Geschäftsträger zu Rom, am 19. April 1532 schreibt, ihr Gutachten dahin abgegeben, „daß vieles darin ganz katholisch und anderes so sei, daß man es wohl so stellen könne, daß es nicht gegen den Glauben wäre, wenn die Lutheraner sich zu einem Mittelweg wollten bereit finden lassen; auch über anderes würde man sich verständigen können“ [1]. Unter dem 26. Juni 1530 sandte Campeggio einen Bericht nach Rom. Danach verlangten die Protestanten die Kommunion unter beiden Gestalten, die Priesterehe, die Entfernung des Kanons aus der Messe, da er die Verehrung Gottes nicht rein enthalte, sondern der von ihnen verworfenen Verehrung der Heiligen diene, sodann die Belassung der eingezogenen Kirchengüter und die Einberufung eines Konzils. In dem Konsistorium vom 6. Juli, in dem dieses Schreiben des Legaten zur Besprechung kam, wurden die Forderungen jedoch abgelehnt, da sie im Widerspruch mit der Religion ständen, der kirchlichen Disziplin Nachteil brächten und den Rechten der Kirche Abbruch täten [2].

Was den Papst selbst betrifft, so stellen Nachrichten aus dem Jahre 1531 außer Zweifel, daß er um diese Zeit geneigt war, den Protestanten Zugeständnisse zu machen. In einem Briefe, den Loaysa am 3. Juli von Rom aus an den Kaiser schrieb, berichtet er: „In Betreff der Heilung Deutschlands sagt er, daß er für die Christen gewähren will, was Ew. Majestät verlangt, und für die Ketzer das, was sie fordern, immer natürlich die Substanz unseres Glaubens ausgenommen.“ [3] Der Kaiserliche

[1] Heine, Briefe 257 Anm.

[2] Pallavicini, Istoria del Concilio di Trento, Roma 1664, l. 3, c. 4; Römische Quartalschrift 1903, 401. Über Klemens VII. Geneigtheit, den Protestanten Zugeständnisse zu machen, vgl. auch Pastor, Reunionsbestrebungen 83 ff; Derſ., Geschichte der Päpste IV 2, 410 431 f.

[3] Heine a. a. O. 143 f.

Gesandte, Micer Mai, weiß über einzelne Zugeständnisse Mitteilungen zu machen. Am 26. Juli schreibt er an Karl: „Nachdem ich Se Heiligkeit dringend gebeten hatte, darüber zu bestimmen, was auf dem Reichstag in Deutschland geschehen soll, damit dort keine Zeit verloren werde, sagte er mir schließlich, er habe drei Dinge mit dem Kardinal S. Sixto festgesetzt, einmal daß das, was nicht iure divino verboten ist, nicht als Todsünde, sondern nur als läßliche gerechnet werde, was nicht nur für die Ketzer, sondern auch für die Christen von ängstlichem Gewissen von Wichtigkeit ist. Das zweite sei, daß die Kommunion unter beiden Gestalten gesegnet und gereicht werde. Das dritte, daß es in Betreff der Verheiratung der Geistlichen nach dem Brauche der Griechen gehalten werden solle. Alles das scheinen Dinge, die im Falle eines Vertrages weiten Weg öffnen. Se Heiligkeit bat mich, es nicht zu schreiben, da, wenn er es auch bewilligen wollte, es doch nur sehr allmählich geschehen könne. Ich habe betrieben, daß er es dem Legaten mit dieser Vorsicht schreibe, und habe es Eurer Majestät anzeigen wollen, damit Ihr bei gelegener Zeit es besprechen und nachsehen lassen könnt, ob noch etwas mehr nötig ist.“ [1]

Klemens selbst erklärt in einem Schreiben vom 26. Juli an den Kaiser, man könne den Irrlehrern in Deutschland gewisse Zugeständnisse machen, wenn Hoffnung bestände, sie zu gewinnen, damit Se Majestät in den Stand gesetzt werde, sich ungeteilt dem Kampfe gegen die Türken zu widmen [2]. Allerdings ermahnt er in einem Schreiben, das er dem Kaiser durch den nach Deutschland abreisenden Nuntius Aleander überreichen ließ, zur Vorsicht bei Gewährung von Zugeständnissen und nicht das einzuräumen, was der übrigen Christenheit zum Ärgernis gereichen könnte. Auch möge der Kaiser Sorge tragen, daß nach seiner Abreise die alten Unordnungen nicht wieder auflebten. Endlich dürften die

[1] Ebd. 154 f Anm.

[2] Concilium Trident. IV, 1, Friburgi Brisg. 1904, LXXI.

für Deutschland zu erteilenden Konzessionen nicht derart sein, daß sie für andere Nationen ein Anlaß würden, ähnliche für sich zu verlangen, wie es von einigen schon geschehen sei[1].

Die letzte Bemerkung zeigt, daß es nicht unbedenklich war, einem Teile der Christenheit Milderungen von Kirchengesetzen zu gewähren. Daher versteht man auch die Haltung, die der reformeifrige Papst Paul III. in unserer Frage einnahm. Daß auch er geneigt war, den Protestanten entgegenzukommen, erhält klar aus der Instruktion, die er im Jahre 1542 den nach Deutschland abgehenden Nuntien erteilt. Wir erfahren daraus, daß sie mit Vollmachten bezüglich der Priesterehe, der Kommunion unter beiden Gestalten, des Abstinenzgebotes, der Beschränkung der Feiertage, der Vereinigung von Benefizien, des Besitzes widerrechtlich erworbener Kirchengüter ausgerüstet waren. Allerdings ermahnt der Papst zu großer Vorsicht im Gebrauche der empfangenen Vollmachten[2].

Bei allen Verhandlungen, die über die Wiedervereinigung gepflogen wurden, stellten die Protestanten die Forderung, daß ihnen die Kommunion unter beiden Gestalten erlaubt werde. Daher erklärt es sich, daß auch das Konzil von Trient diesen Punkt in Erwägung zog. Die Ansicht der Väter war jedoch geteilt. Nicht wenige empfahlen die Gestattung des Laienkelches; andere aber widersprachen. Man einigte sich deshalb dahin, daß man die ganze Angelegenheit dem Papste anheimgab, damit er

[1] Pallavicini, Istoria del Concilio di Trento l. 3, c. 6.

[2] Oltre la circospettione, che dovete havere nell' usare le facoltà circa il Connubio de Preti, e circa la Communione sub utraque specie, come dicesi di sopra, dovete ancora andar temperamente, anzi astenervi massime Voi due soli, cosi di questi, come circa il Deletto de Cibi, la riduttione delle Ferie, l'Unione de Benefitii, e la Compositione sopra le cose mal percette, almeno fino a tanto, che sete tutti tre colleghi insieme usando le ordinarie, quando ne siate ricerchi, nel modo, che anche vi si scrive nella lettera a parte, et il resto si rimette alla prudenza, e discrettione Vostra (Laemmer, Monumenta Vaticana, Friburgi Brisg. 1861, 396).

das tue, was er für die Christenheit als nützlich und für die um den Gebrauch des Kelches Bittenden als heilsam erachte[1]. Pius aber gestattete auf Bitten des Kaisers Ferdinand I. und des Herzogs Albrecht von Bayern, in einem Teile Deutschlands die Kommunion unter beiden Gestalten zu spenden, während er die gleichfalls geforderte Priesterehe entschieden verweigerte. Doch nicht lange sollte sich der Laienkelch behaupten, denn es stellten sich Unzuträglichkeiten in seinem Gebrauch ein, und eine Antwort Pius' V. trat entschieden für die allgemeine Übung der Kirche ein. Der Passauer Bischof, Urban von Trennbach, konnte sich in der Frage des Laienkelches nicht schlüssig werden und fragte den päpstlichen Nuntius um Rat. Am 26. Mai 1568 gab der Papst selbst dem Bischof die Antwort, um keinen Preis solle er die Kommunion unter beiden Gestalten erlauben, selbst dann noch bei seiner Weigerung verharren, wenn er deshalb zeitlichen Schaden, ja den Martertod erleiden müsse[2].

Die Hoffnung auf Wiedergewinnung der Getrennten, wie sie sich in diesen Zugeständnissen kundgab, veranlaßte den Franziskaner Spinola, der als Bischof von Wiener-Neustadt am 12. März 1695 starb, zu einem großartigen Versuch, eine Union der Katholiken und Protestanten zustande zu bringen. Obwohl er keine Abweichung von dem katholischen Glauben wollte, empfahl er doch an höchster Stelle Milderungen in Sachen der Kirchendisziplin. Papst Innocenz XI. war geneigt, seinem Wunsche zu willfahren. In zwei Breven an Kaiser Leopold I., die das Werk selbst wie auch dessen Sachwalter empfahlen, erteilte er geheime Weisungen und überaus weitgehende Privilegien und Vollmachten, wie sie bis dahin niemals einer Nation gegeben worden waren. Im Jahre 1683 reiste Spinola das zweitemal nach Rom, um dem Heiligen Vater über sein Friedenswerk Bericht zu erstatten.

[1] Sess. 22, decretum super petitione concessionis Calicis.

[2] Braunsberger, Pius V. und die deutschen Katholiken, Freiburg i. Br. 1912, 53 f.

Innocenz nahm den Bischof sehr wohlwollend auf und beauftragte vier Kardinäle, ihn anzuhören und seine Akten zu prüfen. Nachdem der Papst das Gutachten der Kommission entgegengenommen hatte, gab er seiner Freude und seiner Hoffnung dadurch Ausdruck, daß er für das glückliche Gelingen eines so heiligen Unternehmens alles versprach, was nur immer vom Heiligen Stuhle zur Förderung geschehen könne. Auch gestattete er dem Bischof, denen, die aufrichtig der katholischen Lehre zustimmen würden, zur vollen Beruhigung der Gewissen päpstliche Privilegien mit allgemeinen Worten in Aussicht zu stellen. Die letzte Entscheidung behielt sich aber Innocenz vor und verlangte, daß alles dem Apostolischen Stuhle unterbreitet werde [1].

Diese Bereitwilligkeit der Päpste, den Protestanten Zugeständnisse zu machen, hat aber, wie die Geschichte zeigt, zur Rückkehr der Getrennten kaum beigetragen. Daher halten wir es auch für ausgeschlossen, daß eine Änderung und Aufhebung von Kirchengesetzen dem großen Werke der Wiedervereinigung unseres Vaterlandes dienen werde. Sollte allerdings in einzelnen Fällen eine Milderung zu Gunsten heimkehrender Protestanten wünschenswert erscheinen, so würden die Hirten der Kirche, denen allein das Urteil in solchen Fragen zusteht, gewiß Entgegenkommen zeigen.

Siebtes Kapitel.

Die Propaganda unseres Lebens.

„Gott ist Licht, und Finsternis ist nicht in ihm." [2] — Strahlen dieses Lichtes strömen in die Seele des Christen und verscheuchen aus ihr alles Sündendunkel und schaffen sie um zu „Licht im Herrn".

[1] Ausführlich werde ich auf Grund ungedruckten Materials über diesen edlen Mann im 2. Bande handeln und begnüge mich daher hier mit dem Hinweis auf Wetzer und Weltes Kirchenlexikon XI², Freiburg i. Br., Herder, 620 ff.

[2] 1 Jo 1, 5.

Das in der Seele wogende Licht bricht nach allen Seiten hervor und verkörpert sich in Werken des Lichtes. „Denn die Frucht des Lichtes besteht in jeglicher Güte und Gerechtigkeit und Wahrheit.“[1] Diese Werke bekunden, daß wir Kinder des Lichtes sind und verherrlichen den Vater des Lichtes und zeigen, daß wir Gotteskinder sind. Von diesem Gesichtspunkte aus erfassen wir recht die Bedeutung des Heilandswortes: „Es leuchte euer Licht vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater preisen, der im Himmel ist.“[2]

Doch nicht bloß den Vater im Himmel preisen die Werke des Lichtes, sondern auch unsere Mutter auf Erden, die Kirche. Sie ist es ja, die die Lichtstrahlen in unsere Seele leitet, die uns die Kraft vermittelt, die Richtung, die das Licht uns zeigt, einzuhalten. Daher ist ein heiliges, an Lichtwerken reiches Leben die verständlichste, die kräftigste Apologie der Kirche und nächst dem Gebete das wirksamste Mittel, an der Wiedervereinigung unseres Vaterlandes zu arbeiten.

Diese Propaganda der Tat gebietet uns zunächst, das zu meiden, was mit der erhabenen Lehre der Kirche in Widerspruch steht. Mit Recht sagt Bischof Wilhelm Emanuel von Ketteler[3]: „Nichts hält die Welt, soweit sie guten Willens ist, so sehr von der Anerkennung der göttlichen Wahrheit in der katholischen Kirche ab, als wenn diese göttlichen Wahrheiten durch die Sünden ihrer Kinder gleichsam zugedeckt und den Augen der Welt verborgen werden. Fast alle Vorwürfe, die der Kirche gemacht werden, beruhen ja auf Mißverständnissen, und die Quelle der Mißverständnisse ist vielfach die Unvollkommenheit und die Sünde in den Gliedern der Kirche.“

Freilich ist es nicht berechtigt, von den Fehlern und Sünden der Katholiken auf die Unvollkommenheit ihrer Kirche zu schließen, denn sie verurteilt die Sünde und bietet ihren Kindern auch die

[1] Eph 5, 8 9. [2] Mt 5, 16.
[3] Freiheit, Autorität und Kirche 136.

Mittel, alles Widergöttliche in sich mehr und mehr zu überwinden; tatsächlich aber macht man gern diesen Schluß, und darum ist das schlechte Beispiel vieler Katholiken ein großes Hindernis der Wiedervereinigung. Namentlich übt es einen sehr nachteiligen Eindruck auf die Protestanten aus, die bereits den Weg zur Rückkehr der Kirche eingeschlagen haben. Vielleicht erblicken sie schon in der katholischen Kirche die Stiftung Jesu, ihr Herz fühlt sich zu ihr hingezogen; aber ihr Wille schwankt noch, sie fürchten die Opfer, die ihrer harren. Wie leicht können nun solch ringende Menschen, den Einflüsterungen feindlicher Mächte lauschend, von den Sünden der Katholiken Veranlassung nehmen, den Übertritt hinauszuschieben oder gar zu unterlassen![1] Daher ruft Bischof Konrad Martin[2] von Paderborn klagend aus: „O diese schlechten Kinder der Kirche, bedächten sie doch nur, welch ein Herzeleid sie ihrer Mutter bereiten und welch einen unermeßlichen Schaden sie ihrer Religion zufügen! Gott allein kennt die unzähligen Seelen, welche durch sie zum Abfall von der Wahrheit gekommen oder welche, vielleicht die Wahrheit aufrichtig suchend und ihr schon sehr nahe gekommen, nur allein durch sie davon wieder abgelenkt worden sind."

Doch nicht nur Ärgernisse sollen wir vermeiden, sondern auch dahin trachten, daß unser Leben mehr und mehr ein Ausdruck unserer Überzeugung und eine Verkörperung der erhabenen katholischen Sittenlehre wird. Unser Leben soll den Beweis liefern, daß der Kirche die Gotteskraft innewohnt, die Menschen umzugestalten und zur Heiligkeit zu führen, ihnen den seligen Gottesfrieden zu vermitteln, den der Heiland seinen Getreuen als kostbares Erbstück hinterlassen hat. Wenn wir glauben, daß die aus der Liebe hervorwachsenden Werke Gott gefallen und reichen Himmelslohn uns eintragen, so sollten wir auch alle überflügeln in der selbstlosen Hingabe an die Niedrigen, Armen, Kranken,

[1] Vgl. Rosenthal, Konvertitenbilder I 1, 36 f.

[2] Wozu noch die Kirchenspaltung? 34.

Trostlosen. Unsere von lauterer Herzensgüte getragene Liebenswürdigkeit im Verkehr zeige allen, daß Gottes Geist in uns wohnt und waltet. Ungekünstelte Demut und Sanftmut sei ein Beweis, daß wir echte Schüler dessen sind, der jene Tugenden besonders zur Nachahmung hinstellt. Der Eifer, mit dem wir die heiligen Sakramente empfangen, beweise, daß wir tief von dem Glauben an ihre Gnadenkraft durchdrungen sind. In der schlichten Brotes-hülle sehen wir unsern Gott und Heiland; Ehrfurcht und Andacht offenbare sich daher in unserer Haltung, wenn wir im Hause Gottes weilen, zum Tische des Herrn schreiten, am Feste des Fronleichnams dem Triumphzug des Erlösers uns anschließen. Die Hochachtung, mit der wir in Wort und Schrift von der Kirche, ihren Lehren und Einrichtungen, ihrem Oberhaupte, ihren Bischöfen und Priestern reden, bekunde aller Welt unsern Glauben an den göttlichen Ursprung der Kirche.

Welch eine herrliche, hinreißende Apologie wäre unser Leben, wenn wir so in Wort und Tat vollen Ernst machten mit den Lehren und Grundsätzen unserer heiligen Kirche! Gar oft hat das gute Beispiel von Katholiken dazu beigetragen, Protestanten zur Kirche zu führen. Ein Fall möge hier Erwähnung finden. Moritz Freiherr von Hofberg, geboren den 27. September 1798, war in den ungeheuerlichsten Vorstellungen von der katholischen Kirche aufgewachsen. Doch schon frühzeitig sollten seine Anschauungen eine Berichtigung erhalten. Der Mutter war ein kostbarer Familienschmuck abhanden gekommen. Da begehrte eines Tages ein Franziskaner den Vater zu sprechen. Dieser erwartete eine Bitte um Almosen und empfing den Ordensmann in Gegenwart seines Sohnes mit barschen Worten. Der Priester hörte ihn ruhig an, dann erwiderte er, daß er nicht gekommen sei, um etwas zu begehren, sondern um zu bringen; ein reuiger Sünder habe ihm infolge der Beichte den entwendeten Schmuck zur Zurückerstattung übergeben, welchen Auftrages er sich nun entledige. Ehe der Baron von seinem Erstaunen zurückkam und daran denken konnte, dem Ordensmann zu danken, war dieser schon verschwunden.

Auf den Knaben aber machte diese Begebenheit einen unauslöschlichen Eindruck. Die Ruhe und Sanftmut des Mönches gegenüber der Heftigkeit des Vaters sowie der ganze Auftritt standen mit dem, was er von seiner Umgebung bisher über die Katholiken gehört, in zu grellem Widerspruch.

Später fand er Gelegenheit, öfters in das Kloster der Ursulinen zu Schweidnitz zu kommen. Die Oberin des Hauses, deren Vater er einmal das Leben gerettet hatte, wünschte dem Jüngling ihren Dank abzustatten und ließ ihn darum zu einem Besuche einladen. Er leistete der Einladung Folge und fand sich von der Stille und Ruhe daselbst so angeheimelt, von dem ganzen Wesen der Ordensfrau so wohltuend berührt, daß er seine Besuche gern wiederholte. Durch diese Beziehungen erwachte in ihm eine große Neigung zur katholischen Kirche, die später neue Nahrung fand. Verwundet lag er als junger Offizier zu Paris in einem Hospital, das von Barmherzigen Schwestern geleitet wurde. Die liebevolle Pflege, die ihm wie allen andern Kranken ohne Unterschied hier zuteil ward, ließ ihn einen tiefen Einblick in die katholische Nächstenliebe tun, so daß seine letzten Vorurteile und Zweifel schwanden. Im Jahre 1817 legte er zu Roßmünster bei Würzburg das katholische Glaubensbekenntnis ab, trat in den Orden der Barmherzigen Brüder ein und starb am 5. Oktober 1864[1].

Achtes Kapitel.

Das Apostolat des Wortes.

Jesus steht am Ziele seiner Erdenpilgerfahrt. Das große Werk der Welterlösung ist vollbracht, der Feind besiegt, der Weg zum Heile gebahnt. Weil ihm nun alle Gewalt gegeben ist auf Erden, wo die Erlösung beginnt, und im Himmel, wo sie vollendet wird, sendet er seine Boten aus, alle Völker für sein Reich zu ge-

[1] Rosenthal, Konvertitenbilder I 1, 248 ff; vgl. I 1, 322 f; I 2, 682 712 737 877 957 1063.

winnen. Und er spricht: „Gegeben ist mir alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Gehet also hin und lehret alle Völker.“ [1]

Da der Heiland hier den Auftrag erteilt, die Heidenvölker zu lehren, schulden wir auch allen denen Belehrung, die von der wahren Kirche abgewichen sind. Diese Belehrung erheischt zunächst Aufhellung der Mißverständnisse, die in weiten protestantischen Kreisen über die Kirche herrschen. Freilich ist es keine angenehme Aufgabe, immer wieder die alten Einwürfe widerlegen zu müssen; doch dürfen wir uns die Mühe nicht verdrießen lassen. Gewöhnlich ist es ja auch keine Bosheit, die jene Einwendungen macht, sondern Unwissenheit, ja manchmal aufrichtige, innige Liebe zum Heilande. Es gibt ja edle Protestanten, die in der katholischen Kirche einen Abfall von Christi Lehre und nur im „Evangelium“ die Verkörperung des wahren Christentums erblicken. Der Erlöser bietet uns auch in dieser Beziehung ein Beispiel. Als Philippus einmal eine befremdliche Frage stellte, machte er dem Apostel freilich einen zarten Vorwurf — „so lange bin ich bei euch, und ihr habt mich noch nicht erkannt?“ — doch unterließ er nicht, durch eine herrliche Ausführung den Frager zu unterweisen [2].

Wie wichtig aber auch diese Aufklärung und Zurückweisung der Einwürfe gegen den Glauben ist, vor allem liegt uns die Darlegung der katholischen Lehre ob. Denn da wir die Überzeugung hegen, im vollen Besitz der geoffenbarten Wahrheit zu sein, müssen wir bei deren Verkündigung die Richtlinien einhalten, die der Heiland gezogen. Nun gebietet er aber seinen Herolden zunächst die einfache Mitteilung seines Wortes: „Gehet hin und lehret alle Völker.“ „Lehret sie *alles* halten“, fügt er hinzu; folglich dürfen wir keine Wahrheit aus Furcht, sie könnte nicht „zeitgemäß“ sein oder sonst auf Widerspruch stoßen, verschweigen. Ebensowenig ist es uns gestattet, mehr zu lehren oder zu fordern, als der Heiland uns aufgetragen; Übertreibungen sind auch eine

[1] Mt 28, 18 f. [2] Jo 14, 8 ff.

Fälschung des Gotteswortes. Die ungetrübte Verkündigung der katholischen Lehre ist zugleich der kräftigste Beweis für die Kirche. Auf dem Wege der einfachen Verkündigung hat das Evangelium seinen Siegeszug durch alle Völker und Zeiten gehalten; auf diese Weise erringen unsere Missionäre noch jetzt ihre Erfolge.

Seit dem Reichstage zu Augsburg (1530), der über die Türkengefahr und über die Wiedervereinigung des deutschen Reiches verhandelte, hat man immer wieder versucht, durch Reichstage, Religionsgespräche, Konferenzen die schmerzlich vermißte Glaubenseinheit wiederherzustellen. Doch alle diese Veranstaltungen sind ohne Erfolg geblieben. Gleichwohl glaubt Herr Domkapitular Seltmann[1], der eine Wiedervereinigung „im großen Maßstabe" anstrebt, die Abhaltung einer Konferenz empfehlen zu sollen. Nachdem er an erster Stelle zum Gebete für die Wiedervereinigung aufgefordert hat, fährt er fort: „Ferner müssen wir gleich zur Tat übergehen. Diese würde wohl am besten darin bestehen, daß wir Konferenzen abhalten, in welchen wir in friedfertiger Weise und, wie nicht oft genug wiederholt werden kann, mit der Tendenz, einig zu werden, unsere Meinungen austauschen und die gewonnenen Teil-Resultate protokollieren. Ist eine Konferenz fruchtlos verlaufen, so darf das keinen Grund abgeben, die Arbeit gänzlich einzustellen, denn auch im Kriege darf man nicht den Mut verlieren, wenn einmal etwas mißglückt, sondern es muß ein anderes Mal ein anderer Punkt oder der unvollendet gebliebene Punkt von einer andern Seite in Angriff genommen werden, bis ein gewisser Grad der Verständigung erreicht ist. Der Geist, in dem wir zu arbeiten haben, muß immer der sein: Wir haben nur einen Feind, das ist die Trennung; dieses Bollwerk muß zerstört werden. Wenn wir so denken, werden wir auch zum Ziele kommen. Ganz zwecklos wird die Arbeit niemals sein, da wir, wenn wirklich keine sofortige und vollkommene Einigung, so doch allermindestens eine ganz bedeutende Annäherung

[1] Wiedervereinigung 102.

erzielen werden." Dieser Auffassung des verehrten Herrn, der schon so viel für die Wiedervereinigung der getrennten Christen gearbeitet hat, kann ich mich zu meinem lebhaftesten Bedauern nicht anschließen. Solche Konferenzen mögen vielleicht mit Protestanten, die schon auf dem Wege zur Kirche sind, abgehalten werden und für solche Nutzen stiften können; im allgemeinen aber dürften sie das Los aller derartigen Versuche, von denen die Geschichte meldet, teilen.

Was die mündlichen Besprechungen mit Protestanten angeht, so gelten nach kirchlichem Rechte folgende Grundsätze:

Eine öffentliche Disputation, die also vor zahlreichem Volke stattfindet, ist sowohl Klerikern als Laien untersagt und bedarf der ausdrücklichen Erlaubnis des Papstes.

Eine private Disputation, bei der nur wenige Zuhörer zugegen sind, ist den Klerikern gestattet, wenn sie herausgefordert werden, wenn man für den Gegner oder für die Zuhörer eine Frucht erhoffen kann. Vorausgesetzt wird, daß der Kleriker, der die Herausforderung annimmt, die notwendige Gewandtheit und Erfahrung besitzt.

Den Laien ist durch das positive Recht auch die Privatdisputation verboten. Denn da es viel leichter ist, Schwierigkeiten aufzuwerfen als zu lösen, könnte die Unkenntnis der Laien dazu dienen, die Irrenden in ihren Meinungen zu bestärken, die Katholiken aber infolge der etwa aufsteigenden Zweifel im Glauben zu erschüttern. Dieses Verbot trifft demnach nicht jene Laien, die mit gründlicher Gelehrsamkeit ausgerüstet und im Glauben fest begründet sind. Diese dürften also eine Privatdisputation annehmen, wenn man von der Unterredung einen bedeutenden Nutzen erwarten könnte, oder wenn irgendwo eine rechtmäßige Gewohnheit besteht. So ist es ja in Deutschland kaum möglich, auf der Reise und bei andern Gelegenheiten allen Disputationen über Glaubensfragen auszuweichen[1].

[1] Noldin, Summa theol. moral.[3] II, n. 40. Lehmkuhl, Theol. moral. I[11], n. 410.

Mögen wir nun im schriftlichen oder mündlichen Verkehr die Lehre der Kirche darlegen, immer soll die in echter christlicher Liebe wurzelnde Sanftmut aus unsern Worten wehen. Wohl mag es vielleicht angebracht sein, einem Gegner gegenüber, bei dem man mit Grund keinen guten Willen und kein Wohlwollen voraussetzen zu können glaubt, den Ton edler Entrüstung anzuschlagen; aber gewöhnlich werden wir die Angriffe mit Sanftmut, immer aber mit Liebe abweisen müssen. Liebe und Sanftmut werden uns antreiben, mit peinlicher Sorgfalt alle verletzenden Worte zu vermeiden. Die wichtigste Arbeit, die die Irenik zu leisten hat, ist eine klare Darlegung der katholischen Lehre; doch läßt sich die Bekämpfung protestantischer Meinungen nicht ganz umgehen. Nun weckt es aber eine schmerzliche Empfindung, „sich des Irrtums beschuldigt zu sehen, und diese Mißempfindung muß steigen in dem Maße, als die Überzeugung von der Wahrheit der angegriffenen Punkte fest und lebendig in der Seele war. Wie schonend auch der Angriff eingekleidet sein möge, immer liegt darin ein Vorwurf, ein Tadel, der verletzt“ [1]. Können wir diese Verletzung auch nicht vermeiden, so müssen wir uns um so mehr vor allen Beleidigungen im Ausdruck hüten. Muß die Wahrheit eine Wunde schlagen, soll die Liebe den Schmerz zu lindern trachten.

Ein schönes Wort über die auch dem Gegner im Federkampfe zu wahrende Milde spricht Benedikt XIV.[2]: „Diejenigen, die uns zur Beschönigung ihrer bissigen Schreibart die Liebe zur Wahrheit und den Eifer für die reine Lehre vorhalten, mögen vorerst erkennen, daß man der evangelischen Sanftmut und christlichen Liebe dieselbe Rücksicht schuldet wie der Wahrheit. Die Liebe aus reinem Herzen ist aber geduldig, gütig; sie läßt sich nicht von Bitterkeit, Neid, Aufgeblasenheit beherrschen. ‚Sie nimmt sich‘, fügt Augustin[3] hinzu, ‚ohne Hochmut der Wahrheit an

[1] v. Beckedorff, Die kathol. Wahrheit III 1, 5.

[2] Sollicita ac provida, 9. Juli 1753, § 22.

[3] Benedikt XIV. deutet hier auf folgende Stelle aus Augustin hin: Diligite homines, interficite errores: sine superbia de veritate prae-

und kämpft für die Wahrheit ohne Grausamkeit.' Das hat jener große Lehrer der Wahrheit und Liebe in Schrift und Tat gezeigt. Wohl hatte er gegen die Manichäer, Pelagianer, Donatisten und anderen seiner Person wie der Kirche feindlich Gesinnte einen beständigen Kampf zu führen; aber er vermied es mit größter Sorgfalt, irgend einen Gegner durch Unbilden oder Schmähungen zu verletzen oder zu erbittern. Wer in schriftlichen oder mündlichen Auseinandersetzungen anders handelt, zeigt fürwahr, daß er weder die Wahrheit vor allem noch die Liebe sucht." In ähnlicher Weise äußerte sich einmal Bischof Colmar von Mainz. Sein Mitarbeiter Liebermann hatte, empört über die Erscheinungen, die die Jubelfeier der Reformation 1817 begleiteten, sein „Neujahrsgeschenk für katholische Christen" geschrieben. Der Bischof nun erkannte die sachliche Berechtigung seiner Ausführungen an, mißbilligte aber sehr ihren scharfen Ton. „Das Schriftchen", sagt er in einem Briefe, „enthält zwar viel Wahres, spricht aber nicht im eigentlichen Tone der Wahrheit, die, so wie Gott, lauter Liebe ist. Die Katholiken mögen nur immer stark in ihrem Glauben, rein in ihren Sitten, liebevoll in ihrem Umgang sein, und dann sind die Protestanten hinreichend widerlegt.... Wahr ist's, die nicht mehr Glaubenden hören nicht auf zu necken, herauszufordern; aber weil sie Unrecht haben, sollen denn auch wir unrecht handeln? Wahrheit, Glauben, Liebe, Geduld, Schweigen, dieses sind die Waffen der guten Katholiken, et haec est victoria, quae vincit mundum."[1]

sumite, sine saevitia pro veritate certate. Orate pro eis quos redarguitis atque convincitis (Contra litt. Petiliani l. 1, n. 31). In der schönen Predigt De laude pacis, die er im Jahre 411 zu Karthago hielt, sagt Augustin: Nemo suscipiat cum aliquo litem, nemo velit nunc vel ipsam suam fidem altercando defendere, ne de lite scintilla nascatur, ne quaerentibus occasionem occasio praebeatur. Prorsus convicium audis, tolera, dissimula, praeteri. Memento curandum.... Tolle iurgia, convertere ad preces. Noli conviciis repellere conviciantem, sed ora pro eo. Loqui vis illi contra illum: loquere Deo pro illo.

[1] Vgl. Schnütgen, Das Elsaß und die Erneuerung des katholischen Lebens in Deutschland von 1814 bis 1848, Straßburg i. E. 1913, 14.

Ein leuchtendes Vorbild für alle Polemiker und Freniker ist Franz von Sales. Wer möchte leugnen, daß nächst der Gnade Gottes vorzüglich die berühmte Sanftmut des Heiligen seine Bekehrungsversuche mit so glänzendem Erfolge gekrönt hat? Darum sagt der gelehrte Du Perron, der selbst so viele Irrenden zur katholischen Kirche zurückgeführt hat, in seiner Demut: „Wollt ihr die Irrgläubigen überzeugen lassen, bringt sie zu mir; wünscht ihr aber, sie zu bekehren, führt sie zum Bischof von Genf."

Neuntes Kapitel.

Die Geschichte, eine Wegweiserin nach Rom.

Jahr um Jahr pilgern unabsehbare Scharen der ewigen Stadt zu. Menschen aller Länder, aller Stände, aller Bildungsgrade treffen hier zusammen. Kein Wunder, Rom vereinigt eben in sich alles, was eine Stadt zum beliebten Ziele des Wanderns machen kann. Ein Landschaftsbild von seltener Pracht entrollt sich dem Besucher, der für Naturschönheiten schwärmt, wenn er von San Pietro in Montorio aus das trunkene Auge über das Häusermeer hinweg zu den fernen Bergen schweifen läßt. Der Kunstfreund schwelgt hier im Genusse vollendeter Werke heidnischer und christlicher Kunst. Der Geschichtskundige versetzt sich träumend zurück in die Jahrhunderte, wo von hier aus ein mächtiges Volk den Erdkreis beherrschte. Zahlreiche Büchereien und Urkundensammlungen, die Trümmer von Kirchen und Palästen, die prunkenden Mausoleen heidnischer Großen und die schlichten Grabkammern der Christen bieten dem Forscher eine unerschöpfliche Fundgrube. Wer Erbauung sucht, findet sie in den prächtigen Gotteshäusern und an so vielen andern weihevollen Stätten, wo das Blut christlicher Glaubenshelden geflossen.

So birgt auch die katholische Kirche, deren Bild die ewige Stadt ist, eine unerschöpfliche Fülle des Herrlichen, das dem schlichten Manne hohe Freude und auch dem Gebildeten edlen Genuß bereitet, das des Weibes Zartheit nährt und die Kraft

des Mannes fördert, das die Glut des Jünglings entflammt und die Trauer des Greises erheitert, das den feurigen Südländer mit jubelnder Begeisterung und das stille Kind des Nordens mit tiefer Bewunderung erfüllt. Daher schildert der Psalmist die Kirche als eine Königin, die in golddurchwirktem, farbenprächtigem Gewande zur Rechten ihres Gemahls steht[1]. Dieser Reichtum der Kirche bietet die Erklärung dafür, daß die Glücklichen, die den Weg zu ihr wiederfinden, auf so verschiedenartige Weise den ersten Anstoß zur Rückkehr erhalten. Lehrreich und anziehend ist es, zu beobachten, wie die Vorsehung bald diese bald jene Lehre der Kirche, diese und jene Äußerung des katholischen Lebens benutzt, um den Keim des Glaubens ins Herz zu senken.

Für viele ward die Geschichte eine Wegweiserin nach Rom. Denn erbarmungslos zerstört sie manches Vorurteil, das man durch Jahrhunderte gehegt, und läßt die Wahrheit in ihrem ruhigen Glanze erstrahlen. Treffend sagt Onno Klopp[2]: „So groß und gewaltig auch die Macht der Gewöhnung ist, so bricht doch allmählich die Wahrheit ihre Bresche auch durch die festeste Mauer. Vorurteil, Irrtum, Gewöhnung aller Art, und sei es auch Schlimmeres, was doch seltener als man glaubt mit bewußter Absicht stattfindet, mögen eine Zeitlang sich behaupten, der endliche Sieg gebührt der Wahrheit. Zu diesem Kampf und Siege stehen der katholischen Kirche auch andere Waffen zu Gebote: eine der wesentlichsten und wichtigsten aber ist die geschichtliche Wissenschaft." Darum sagt Leo XIII.[3] in seinem Briefe über die historischen Studien: „Die unverfälschten Denkmale der Geschichte sind, sofern sie nur ruhigen und vorurteilsfreien Geistes untersucht werden, an sich allein schon eine glänzende Verteidigung der Kirche und des Papsttums."

In der Tat hat die Geschichtsforschung schon manche Bresche in die starke Ringmauer gelegt, die der Protestantismus um die

[1] Ps 44.
[2] Wird Deutschland wieder katholisch werden? 126.
[3] Acta S. Sedis XVI 49.

Kirche gezogen. Um hier nur auf einen Punkt hinzuweisen, so herrscht in weiten Kreisen die Meinung, im Mittelalter habe man in grober Weise die Bibel vernachlässigt, den Laien unterschiedslos das Buch der Bücher verboten. Noch im Jahre 1895 wurden die Worte geschrieben: „Die Inquisition forderte selbst diejenigen vor sich, welche auch nur in einem verbotenen Buche gelesen hatten, brachte sie durch die fürchterlichsten Martern zu jedem beliebigen Geständnisse und richtete sie auf die grausamste Weise hin. Zu den von den Päpsten verbotenen Büchern gehörte auch die Bibel. Arme Leute waren freilich damals gar nicht einmal imstande, sich eine Bibel anzuschaffen; denn sie kostete wohl 360 Gulden (ca 617 Mark); wenn nun aber einer mit vielen Kosten eine solche erlangt hatte, so durfte er bei Todesstrafe nicht darin lesen. So wurde die Finsternis über alle Beschreibung groß.“ [1]

Diese Auffassung weicht jedoch vor der Wucht der Tatsachen schon vielfach zurück. Pfarrer Adolf Risch hat vor einigen Jahren eine Schrift über „die Deutsche Bibel in ihrer geschichtlichen Entwicklung“ [2] veröffentlicht, in der er auch dem Mittelalter gerecht zu werden sucht. Wohl empfindet er, daß er durch diese Anerkennung ein altes Vorurteil trifft; doch erwidert er: „Der Dank für den Segen der Reformation wird nicht gemindert, wenn wir dem finstern Mittelalter mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, als es vielfach geschieht.“ Über die Stellung der Kirche zur Bibel sagt er: „Die unbefangene Geschichtsforschung hat dargetan, daß ein allgemeingültiges Bibelverbot im Mittelalter nie bestanden hat. Nie hat die Kirche das Offenbarungsansehen der Heiligen Schrift bestreiten oder in den Augen der Laien herabsetzen wollen. Sie hat es vielmehr allezeit als ihre Aufgabe angesehen, den Inhalt der Bibel als der vollkommensten Offen-

[1] So in dem kirchengeschichtlichen Anhang zur Biblischen Geschichte „für die vereinigte protestantisch-evangelisch-christliche Kirche“. Speyer 1895, 157; bei Hoffmann, Die Heilige Schrift III.

[2] Großlichterfelde-Berlin 1907.

barungsquelle dem Volke zu vermitteln." Sein Gerechtigkeitssinn läßt den Verfasser auch nicht den Bibelgebrauch und die Bibelübersetzungen vor Luther verschweigen, und er gesteht, daß diese Verwendung der Schrift vor Luther „erst den Boden bereitet, auf dem die Lutherbibel erwachsen konnte — auch eine Rieseneiche im reichen Walde des deutschen Geisteslebens". In vielfacher Hinsicht, leider auch von der niederreißenden Arbeit Luthers gilt des Verfassers Wort: „In Luther erstand dem deutschen Volke ein Mann, der in seiner Person den Ertrag einer mehrhundertjährigen Entwicklung zusammenfaßte und dann seiner Zeit als reife Frucht in den Schoß warf, was sich in den vorausgehenden Jahrhunderten in langsamem, keimartigem Wachstum vorbereitet hatte." [1]

Protestantische Gelehrte geben ferner zu, daß man sowohl im früheren Mittelalter wie am Abende vor der Reformation die Bibel als „das Buch" ansah und eine größere Kenntnis der heiligen Bücher besaß. Geffken sagt: „Ein anderes Vorurteil, mit welchem man die Zeit vor der Reformation betrachtet, ist dies, daß man meint, die Heilige Schrift war damals unter den Geistlichen, wieviel mehr unter dem Volke gänzlich unbekannt und in deutscher Sprache soviel wie gar nicht vorhanden." In der „Deutschen Rundschau" war einmal zu lesen: „Wir müssen bekennen: Das Mittelalter besaß eine überraschend große, höchst achtenswerte Bibelkenntnis, die unsere Zeit in vieler Hinsicht beschämen könnte. . . . Ja wir müssen zugeben: Die Bibel bildet gegenwärtig nicht mehr so das Fundament all unseres Wissens und unserer Kultur, wie es im Mittelalter war." [2]

Wie die Protestanten die Bibel als die einzige Quelle der übernatürlichen Erkenntnis betrachten, so feiern sie Christus, das unerschaffene Wort, als den einzigen Vermittler der Heilsgnade. Das ist nun Jesus allerdings auch für uns Katholiken; aber viele unserer Glaubensgegner meinen, im Mittelalter sei Christus

[1] Die deutsche Bibel 4 ff. [2] Bei Hoffmann a. a. O. 118 ff.

hinter Maria zurückgetreten, die Anbetung unseres Herrn von der Verehrung der heiligen Jungfrau überwuchert worden. Dieser Vorwurf ist freilich so grundlos, daß es uns Katholiken kaum in den Sinn kommt, ihn zu widerlegen; und doch muß er christusgläubige, fromme Protestanten sehr gegen die Kirche einnehmen. Demnach wäre es eine dankbare und bei der überwältigenden Fülle des Materials leichte Aufgabe, den Erlöser als den Mittelpunkt zu schildern, um den auch im Mittelalter das christliche Leben kreiste. Welch ein herrliches Christusbild ließe sich allein schon aus den Werken des hl. Bonaventura zusammenstellen! Er war ein glühender Verehrer der Gottesmutter; aber Christus ging ihm über alles. So lehnt er, um bei dieser Gelegenheit nur einen bezeichnenden Beleg anzuführen, die unbefleckte Empfängnis der seligsten Jungfrau ab, weil sie ihm mit der Ehre Christi in Widerspruch zu stehen schien. „Gewiß", sagt er, „verdient die Mutter Ehrfurcht und große Andacht, aber noch mehr gebührt das dem Sohne, von dem ihr alle Ehre und aller Ruhm kommt. Weil nun das zu der überragenden Würde Christi gehört, daß er aller Erlöser und Heiland ist . . ., deshalb darf man auch die Jungfrau Maria von diesem allgemeinen Gesetze nicht ausnehmen, damit nicht etwa, indem der Mutter Vorzug ausgedehnt, des Sohnes Ruhm geschmälert wird. Für die Mutter aber wäre das eine Beleidigung; denn sie will, daß man mehr ihren Sohn erhebt und ehrt als sie selbst, da er der Schöpfer, sie nur ein Geschöpf ist." [1] Freilich ist es eine falsche Auffassung, wenn man glaubt, die Unbefleckte Empfängnis beeinträchtige die Erlöserehre des Heilandes; aber die angeführten Worte beleuchten doch klar des seraphischen Lehrers Standpunkt in der Marienverehrung.

Doch es würde zu weit führen, wollte ich alle die Aufgaben darlegen, die der Geschichtsforschung im Dienste der Wiedervereinigung noch harren. Wirksamer wird es sein, an einigen

[1] 3 Sent. d. 3, p. 1, a. 1, q. 2, in corp.; vgl. ad 3.

Beispielen zu zeigen, daß die Geschichte in hohem Grade berufen ist, das edle Werk zu fördern. Bald nach seiner Konversion faßte Friedrich Leopold Graf zu Stolberg den Plan, die Geschichte des Gottesreiches auf Erden zu schreiben, um vor allem die dem Christentum entfremdete Jugend „zu den wahren lebendigen Quellen des Heiles, zum Gehorsam unter dem Glauben und zur Liebe der in ihren Lehrentscheidungen unfehlbaren Kirche" zurückzuführen. In 16 Bänden, die in den Jahren 1806—1818 erschienen und bis zur Eröffnung des Konzils zu Ephesus (430) reichen, schildert er zuerst die Weltepoche der Vorbereitung auf den verheißenen Messias, sodann die Zeit der Erfüllung, der Kirche Grundlegung und Wachstum, Gefahr und Rettung. Das Werk regte nicht nur zu ernsten kirchengeschichtlichen Arbeiten an, sondern trug auch in hohem Grade zur Belebung christlicher Gesinnung bei. Längst schon hatte man sich daran gewöhnt, die Kirche als ein verschüttetes Gebäude zu betrachten, in das kein Leben mehr einziehen könnte, und nun wagt es ein auf den Höhen der Zeit stehender, allgemein verehrter Mann, dieser Ruine Herrlichkeit zu schildern. War schon Stolbergs Konversion ein Ereignis für ganz Deutschland, so wurde der gewaltige Eindruck, den seine Rückkehr zur Kirche allenthalben gemacht, durch sein Werk noch bedeutend gesteigert. Daher erklärt es sich, daß das Buch vielen den Weg zur Kirche bahnte. „Wie viele Seelen", schrieb Friedrich v. Schlegel im Juli 1816, „durch Stolbergs Geschichte der Religion Jesu Christi zur Erkenntnis der katholischen Wahrheit gelangt sind, wird erst an jenem Tage offenbar werden, an welchem alles offenbar wird. So oft ich mich bei Konversionen, die gottlob zahlreicher werden in unserer Zeit, nach den Gründen erkundigte, so hörte ich fast stets den Namen Stolbergs und seiner Geschichte nennen. Was wir, ich und meine Frau, für unsere Rückkehr zur Kirche sowohl dem Beispiele des Mannes als seinem Werke schulden, das können wir mit wahrem Danke nur dort aussprechen, wo man in stiller Andacht dem Allbarmherzigen für seine Gnaden dankt und ihn um Segen für diejenigen anfleht,

die er als Werkzeuge für diese Gnaden gebrauchen wollte." Auch für den Prinzen Adolf von Mecklenburg wurde das Buch ein Werkzeug der Bekehrung. Nach seinem Übertritt schrieb er 1818 an Stolberg, um ihm „den innigsten Dank darzubringen, den eine Seele fühlt, die nach Beruhigung und einer festen Überzeugung sich gesehnt und dieselbe endlich gefunden durch Lesung [seines] herrlichen Buches der Religion Jesu"[1].

Eine ähnliche Wirkung übte Janssens epochemachendes Werk aus. Schrieb doch Kawerau, Pfarrer zu Klenzig: „In wohldurchdachtem Plane und in kunstvoller Durchführung hat Janssen die Reformation als das Nationalunglück der Deutschen vor unsern staunenden Blicken enthüllt. . . . O wie verlockend strecken sich hier die Arme der Mutter Kirche dem verirrten Protestanten entgegen! Janssens Buch ist eine Einladung zur Konversion in großartigem Stile, und wer ohne selbständiges Urteil nach seiner ‚Geschichte des deutschen Volkes' greift, der ist in nicht geringer Gefahr, diesem Sirenengesang Glauben zu schenken und sich von ihm betören zu lassen"; „offenkundig" übe bereits das Werk „in konservativen Kreisen unseres evangelischen Deutschland" eine „dupierende Wirkung" aus. Der Berliner Gelehrte Dr Paul Foerster sprach sich über Janssens Werk dahin aus, es sei „mit einer gewissen Vorsicht zu benutzen", aber doch ein „unentbehrliches Werk, und gerade am meisten für den protestantischen Leser, welcher nicht umhin können wird, seine Ansichten zu modifizieren; denn gerade ihm muß die Wahrheit über alles gehen". „Und insofern kann das Werk vielleicht sogar ein Mittel werden, um den unheilvollen, damals entstandenen und noch immer klaffenden Riß mit auszugleichen, wenn auch nicht direkt, so doch durch die geförderte Aufklärung über jene von hüben und drüben tendenziös dargestellte Zeit."[2]

Ein lehrreiches Beispiel, wie die Geschichte Führerin zur Kirche werden kann, bietet August Friedrich Gfrörer. Am 5. März 1803

[1] Janssen-Pastor, Fr. L. Graf zu Stolberg II 401 ff 443 f.
[2] Bei Janssen-Pastor, An meine Kritiker 9 223.

zu Calw im Schwarzwald geboren, wurde er von seinen orthodoxen Eltern frühzeitig für den geistlichen Stand bestimmt. Deshalb bezog er die Universität Tübingen, wo er sich zwar glänzende Kenntnisse in den Wissenschaften erwarb, aber den Glauben an die geoffenbarte Religion verlor. Doch der Geschichte vor allem war es vorbehalten, ihn Schritt um Schritt dem vollen Christentum zuzuführen. Als Bibliothekar der Königlichen Bibliothek zu Stuttgart fand er Muße und Mittel, seine Lieblingsstudien, Geschichte und Philosophie, zu pflegen. Schon 1830 veröffentlichte er eine Aufsatzreihe, „Geschichte unserer Tage" genannt. Seine Hauptaufgabe bildete aber die streng historische Untersuchung des Christentums. Die erste Frucht dieser Studien war ein Werk über „Philo und die alexandrinische Theosophie", dem sieben Jahre später die „Geschichte des Urchristentums" folgte. Dank seinen historischen Studien keimte in ihm wieder die Liebe zum Christentum auf sowie ein „durch klare Beweise gestützter historischer Glaube an eine außerordentliche, wenn man will, übernatürliche Erscheinung; ein Glaube, der sich zwar auf ganz andere Gründe beruft als die bisher gewohnten, auch vieles aufgibt, was man seit Jahrhunderten hochheilig hielt, aber doch die Hauptsache festhält und zuletzt Empfindungen hervorruft, die im ganzen nicht verschieden sind von denen, welche von jeher eifrige, doch zugleich verständige Christen gegenüber dem Stifter unserer Kirche fühlten". Christus tritt ihm freilich noch nicht als Gott im strengen Sinne des Wortes entgegen; aber er nötigt ihm doch hohe Bewunderung ab. „Die Persönlichkeit Jesu Christi erscheint in einem so glänzenden Lichte, daß das Auge des Beschauers von seinen Himmelsstrahlen geblendet wird. Etwas Ähnliches weist die Weltgeschichte nicht auf. Er ist kein bloßer Mensch, wenn man die Menschen nennt, welche von den alltäglichen Triebfedern, denen sonst jeder Sterbliche unterliegt, geleitet werden; er ist ein Gott, wenn man den so nennen will, der alle menschlichen Tugenden im höchsten Grade besitzt."

Durch seine Methode, nichts für wahr anzunehmen, „wenn nicht Urkunden, deren Echtheit unbezweifelbar, wenn nicht unverdächtige Zeugnisse dritter und vierter zusammenstimmten, oder die größte innere Wahrscheinlichkeit für jeweilige Fragen stritt", näherte er sich auch mehr und mehr der Kirche, wie besonders seine im Jahre 1841 erschienene „Allgemeine Kirchengeschichte" zeigt. In diesem Werke weist er unter anderem nach, daß die Hierarchie in die Zeit der Apostel zurückreicht und sich im Laufe der Jahrhunderte große Verdienste um die Menschheit erworben hat. Auch gesteht er, daß die außerordentlichen Gnadengaben der frühesten Zeit später fortdauerten. „Einem Manne", sagt er, „der sich jahrelang mit Urkunden des christlichen Altertums beschäftigt, kann es nicht beigehen, leugnen zu wollen, daß die Gnadengaben, welche Jesus Christus seinen Jüngern verhieß, in der apostolischen Kirche fortdauern, denn unzählige Zeugnisse liegen vor." Daß er diesen Zeugnissen nicht leichtfertig Glauben beimaß, verbürgt die Gewissenhaftigkeit, mit der er bei seinen Forschungen verfuhr; auch gesteht er selbst, daß ihn bei jedem einzelnen Falle Zweifel beschlichen, ob die Berichte auch genau und vollständig genug seien, da die Phantasie auf diesem Gebiete eine bedenkliche Herrschaft übe.

Die Anerkennung, die er der alten Kirche zollte, trug ihm freilich mancherlei Anfeindungen ein; doch der Verfechter der Wahrheit und Gerechtigkeit schritt mutig seinen Weg weiter. Immer mehr wuchs seine Achtung vor der Kirche, wenn er sie auch noch nicht als eine unmittelbar göttliche Stiftung anerkennen wollte; immer klarer sah er, wie sie aus allen Kämpfen stets siegreich hervorgegangen, wie sich das Papsttum, wenn auch eine Zeitlang durch die Fehler seiner Träger geschwächt, immer wieder zu neuer Blüte emporgerungen hat. Endlich fühlte er sich besiegt. Er beugte seinen Verstand vor dieser großartigen Erscheinung und gab der Überzeugung Raum, daß die Kirche allein die von Gott selbst bestellte Hüterin und Lehrerin der christlichen Wahrheit sei. Am 27. November 1853 legte er in

St Martin zu Freiburg im Breisgau das katholische Glaubensbekenntnis ab.

Die Geschichte war ihm Führerin gewesen, sie blieb ihm eine treue Begleiterin und Lehrerin. Sie war es, die ihm selbst beim heiligen Opfer zur Seite stand. „Wenn ich mich erhebe", sagte er, „um das Evangelium zu hören und dadurch erkläre, daß ich bereit bin, seine Wahrheit mit meinem Blute zu verteidigen, oder wenn ich mich im Augenblick der Wandlung niederwerfe, dann sehe ich im Geiste alle Jahrhunderte der Geschichte und Verfolgung der Kirche vor meinen Augen vorüberziehen, und ich bin tief ergriffen bei dem Gedanken, daß keine Zeit, keine Hand, kein Umstand jemals die heilige Handlung des Opfers hat zerstören oder beseitigen können, das seit den Zeiten der Apostel unendlich oft ist dargebracht worden." Noch schrieb er sein sieben Bände zählendes Werk über den großen Papst Gregor VII. und vollendete seine „Urgeschichte des menschlichen Geschlechtes", da war seine gewaltige Kraft gebrochen; am 6. Juli 1861 entriß der Tod ihn seinen Arbeiten[1].

Auch Hermann Baumstark kam durch das tiefere Studium der Kirchengeschichte dem Heiligtum der katholischen Kirche einen großen Schritt näher. Als er sich an die Arbeit machte, war in ihm noch kein Funke besondern Wohlwollens für den Katholizismus, vielmehr ging er gerade mit dem Vorsatz ans Werk, die Entwicklungsgeschichte der Kirche mit unerbittlicher Strenge nach lutherischem Maßstab zu beurteilen. Das Studium der drei ersten Jahrhunderte führte auch keine wesentliche Änderung in seinen Anschauungen herbei. Mit besonderer Vorliebe und hoher Bewunderung versenkte er sich in die herrliche Leidensgeschichte der Märtyrer. Bei der Geschichte der Dogmen, der Verfassung und des Kultus erkannte er freilich schon, daß die alte Behauptung, die Kirche sei fünfhundert Jahre rein, das heißt lutherisch geblieben, gänzlich unhaltbar sei. Aber er suchte einen Ausweg zu finden durch die Annahme, daß

[1] Rosenthal, Konvertitenbilder I 2, 807 ff.

sich eben gleich nach dem Hinscheiden der Apostel das antichristlich-römische Verderben in die Kirche ergossen habe, und tröstete sich mit der Lehre von der unsichtbaren Kirche, die in der verderbten äußeren Kirche verborgen gewesen sei und der allein die Verheißungen des Herrn gälten.

Noch mehr wurden seine früheren Anschauungen durch das Studium der drei folgenden Jahrhunderte erschüttert. Besonders lehrreich und bedeutsam wurde für ihn die Geschichte des Arianismus und des gewaltigen Kampfes, den die Kirche mit dieser Irrlehre zu bestehen hatte. Der Heldenmut eines Athanasius, die Todesfreudigkeit so vieler Christen erfüllten ihn mit staunender Bewunderung und mit der Gewißheit, daß eine Fülle göttlichen Lichtes und göttlicher Kraft in diesen Kämpfern wirke. Zugleich aber mußte er sehen, daß sie nicht nur für die Gottheit Christi, sondern auch für die Lehren und Gebräuche, die der katholischen Kirche eigen sind, entschieden eintraten. Denselben katholischen Geist entdeckte er auch bei den andern großen Lehrern des Morgen- und Abendlandes, in den Meßliturgien des 4. Jahrhunderts, im Mönchtum, das eine so segensreiche Tätigkeit entfaltete. So gewann er von der alten katholischen Kirche ein Bild, das der katholischen Kirche seiner Zeit in allen wesentlichen Zügen durchaus gleich war und die protestantischen Gemeinschaften in Geist und Richtung eher den alten Häresien an die Seite zu stellen schien. Und wie er früher das Evangelium als eine Gotteskraft erkannt hatte, so trat ihm jetzt auch in der katholischen Kirche eine Gotteskraft entgegen.

Diese Eindrücke übten jedoch vorläufig noch keine durchschlagende Wirkung auf Baumstark aus, weil er noch immer in der Anschauung von der Entwicklung des Antichristentums innerhalb der Kirche befangen war, die freilich zu wanken begann, aber durch die lutherische Auslegung mehrerer Bibelstellen noch eine gewisse Stütze fand. Daher leistete er auch dem mächtigen Eindruck, den die Erkenntnis der Übereinstimmung zwischen der katholischen Kirche seiner Zeit und dem christlichen Altertum auf ihn gemacht hatte,

noch Widerstand. Es bedurfte für ihn noch weiterer Studien, bis er an das Tor der Gottesstadt gelangte[1].

Arbeiten auf dem Gebiete der Dogmengeschichte wurden für einen jungen Theologen der erste Anstoß zur Rückkehr. Hugo Lämmer, geboren 1835 zu Allenstein im Bistum Ermland, studierte zu Leipzig; da schrieb die dortige theologische Fakultät als Preisfrage für das Jahr 1854 eine quellenmäßige Darstellung der Logoslehre des Klemens von Alexandrien aus. Sofort entschied sich der junge Student, an ihre Lösung zu gehen; denn er sehnte sich hinaus aus dem Gewirre theologischer Meinungen, und die Beschäftigung mit jenem Kirchenvater gab ihm Gelegenheit, im kirchlichen Altertum heimisch zu werden. Seine Arbeit fand bei der Fakultät Beifall und trug den Preis davon.

Im Jahre 1856 stellte die theologische Fakultät zu Berlin, wo Lämmer einige Vorlesungen hörte, die Preisaufgabe: Genaue Darstellung und Erläuterung jener Form der römisch-katholischen Lehre, wie sie in der katholischen Widerlegung der Augsburger Konfession vorliegt. Der eifrige junge Mann griff auch dieses Thema auf. Die Fakultät, die seine Arbeit krönte, mußte anerkennen, daß der Verfasser einen unglaublichen und fast einzig dastehenden Fleiß auf das Studium der Quellen verwandt, das Material emsig zusammengetragen, sorgfältig geprüft, scharfsinnig bewiesen, eifrig erläutert habe, vermerkte jedoch auch, daß er nimis iustus gegen den Katholizismus gewesen sei.

In seiner Entwicklung zur Kirche hin wurde Lämmer bedeutend gefördert durch das Studium des Pontifikates Nikolaus' I., über den er am 27. Februar 1857 seine Probevorlesung an der Berliner Universität hielt. In ihm hatte er einen Mann kennen gelernt, der, „gelehrt und klug zugleich, in Kasteiungen und Nachtwachen eifrig, gegen Arme freigebig, der Witwen und Waisen Schützer, charakterfest und demutsvoll, der Unschuld Rächer, jedweder tyrannischen Anmaßung, mochte sie von geistlicher oder

[1] Baumstark, Unsere Wege zur kathol. Kirche 175 ff.

weltlicher Seite kommen, energisch entgegentrat", der ihm als der Elias seines Zeitalters erschien, einen Kirchenfürsten, der ihm imponierte durch das „Siegesbewußtsein, das sich einem goldenen Faden vergleichbar durch seine köstlichen Briefe, den reinen Spiegel seines Herzens, hindurchzieht und in der Hoffnung ausspricht, daß der Felsenbau der Kirche durch St Petrus' himmlische Interzession jedes dämonische Anstürmen und häretische Unterwühlen überdauert". Aber noch war er nicht innig und lebendig von der ewigen Geltung des Papsttums durchdrungen; noch bedurfte es der Anregung mannigfacher Art, bis er endlich orando, nicht disputando zur vollen Klarheit gelangte. Großen Eindruck machten auf ihn die Schriften von Alban Stolz. Im Jahrgang 1858 des „Kalenders für Zeit und Ewigkeit" las er die treffliche Abhandlung über den „unendlichen Gruß". Er begann nun, die Gottesmutter mit dem Engelsgruß zu preisen und ihre mächtige Fürsprache um volle Erleuchtung anzurufen. Der wissenschaftliche Dünkel schwand, auf den Knien vor dem Kreuze kämpfte er unter Gebet und Tränen, kämpfte die inneren Kämpfe durch, und das Gebet löste ihm nach und nach alle Bedenken. Nach mehr denn dreijährigem heißen Ringen legte er im Jahre 1858 zu Braunsberg das katholische Glaubensbekenntnis ab[1].

Wie die hehre Gestalt Nikolaus' I. einen Hugo Lämmer vorwärts drängte auf dem Wege zur Kirche, so wurde der große Innocenz für Hurter die erste Veranlassung zum Forschen nach der Wahrheit. Bei einer Bücherversteigerung zu Göttingen hatte er die Briefe Innocenz' III., die Baluzius gesammelt, allein des billigen Preises wegen erworben. Mehrere Jahre standen die beiden Folianten unbenutzt an ihrem Platze. Eines Tages nun ging er in seiner Bibliothek auf und ab. Da fiel sein Blick auf jene Bände. Er hatte sie seit dem Ankauf nur mehr beim Ordnen seiner Bücherei in Händen gehabt; alle Studien, die er bisher betrieben, standen in keiner Beziehung zum Pontifikate Innocenz', ja er

[1] Nach seiner Konversionsschrift Misericordias Domini.

kannte den Papst nur dem Namen nach. Er griff nach dem Buche, wie man ein solches oft zwecklos zur Hand nimmt, um es durchzublättern. Da stieß er zu Anfang des ersten Bandes auf die Gesta Innocentii, von denen die Überschrift besagte, daß sie von einem Zeitgenossen verfaßt seien. Das lockte ihn, sie zu lesen. Je weiter er las, um so mehr wuchs sein Staunen über die Menge und Wichtigkeit der Begebenheiten, die diesen Pontifikat ausfüllen, über die Klarheit, mit der der Papst in sie schaute, über die Kraft, mit der er in ihnen waltete, über die Festigkeit, die er bei so vielen Vorkommnissen bewies. Und das Bild einer höchst ausgezeichneten Persönlichkeit erstand im Umriß vor seinem Geiste. Die Briefe, die in die Gesta verflochten sind, veranlaßten ihn, nun auch in der eigentlichen Sammlung zu blättern. Wie staunte er da über die Menge der Geschäfte, die damals zur Beratung und Entscheidung nach Rom gelangten! Eine Weltregierung schaute er, die sich nicht auf die Gewalt der Waffen und auf materielle Kräfte stützte, sondern bloß auf ein geistliches Ansehen, das nur in einer von oben eingeführten Weltanschauung und in der Pflicht, über diese zu wachen, seine Quelle hatte.

Bei diesem Blättern in der Briefsammlung durchflog ihn der Gedanke, das vielgestaltige Wirken des Mannes, in dem das Papsttum seinen Höhepunkt erstiegen, darzustellen, und nach etwa zwanzig Jahren konnte er mit dem ersten Bande an die Öffentlichkeit treten. Dieses Werk erregte großes Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt und vermittelte Unzähligen das Verständnis für eine große, doch viel geschmähte Zeit. Für Hurter selbst war die Beschäftigung mit dem großen Papste eine Quelle edler Freude; das Studium verscheuchte viele von den Vorurteilen, die er bis dahin gehegt, während die Gnade mächtig an sein Herz pochte. Noch hatte er manche Bedenken, namentlich bezüglich des heiligen Opfers, zu überwinden. Da machte er sich daran, das Werk des großen Papstes über die Geheimnisse des heiligen Meßopfers zu übersetzen, und bei dieser Arbeit

schwanden auch die letzten Bedenken. Am 16. Juni 1844 trat er zur Kirche über[1].

Das Studium der Geschichte führte auch den liebenswürdigen Friedrich Schlosser bis an die Tore Roms. Von Jugend auf hatte er bei seiner Ausbildung den historischen Weg eingeschlagen. „Er war ein Wanderer durch alle Zeiten und alle Völker, vom Ursprunge des Menschengeschlechtes bis zu seiner Mündung in die Gegenwart, voll Aufmerksamkeit auf alle Erscheinungen des Lebens, voll Demut vor jeder geistigen Übermacht, voll Treue für das Gute, mit einer Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe, wie nur ein liebevoller Geist sie entfalten kann, mit einer Empfänglichkeit, wie sie nur reichbegabten Geistern eigen zu sein pflegt." Als ein auffassender, gestaltender und verarbeitender Geist stand er mitten in den scheinbar unzusammenhängenden Lehren, Tatsachen und Katastrophen der Weltgeschichte und sammelte mit bewunderungswürdigem Takte die einzelnen Fäden des Guten, Nützlichen und Schönen zum naturgemäßen Ganzen.

Sein geschichtlicher Sinn mußte daher auch die Reformation ablehnen. Der einseitige Bruch mit der Geschichte aller vorhergegangenen christlichen Jahrhunderte, wo die Willkür des Menschen an die Stelle der Tatsachen und ihrer notwendigen Folgen trat, konnte ihm unmöglich als eine Kirchenverbesserung gelten. „Wer an den Heilsquellen aller Jahrhunderte getrunken hat", bemerkte er einst, „und ihre beseligende Kraft in Gesellschaft der größten und heiligsten Geister in sich bewährt gefunden hat, kann wohl kaum darauf eingehen." Seine Hinneigung zur katholischen Kirche wurde gefördert, als sein Bruder Christian im Jahre 1811 zu ihr übertrat, und wurde vollendet, als er im Spätjahre 1815 zu Wien die Bekanntschaft des heiligen Klemens Hoffbauer machte. Am 28. Dezember legte er mit seiner Gemahlin Sophie vor dem Heiligen das Glaubensbekenntnis ab[2].

[1] Rosenthal, Konvertitenbilder I 2, 569 ff. Hurter, Geburt und Wiedergeburt 142 ff, und die Einleitung seines Werkes über Innozenz III.

[2] Beda Weber, Charakterbilder 91 ff. Rosenthal a. a. O. I 1, 233 ff.

Zehntes Kapitel.

Die Gottesmutter, eine Führerin zur Kirche.

Fern der Heimat weilt ein braves Kind. Eine wundervolle Natur umgibt es, die Kunst breitet ihre herrlichsten Schöpfungen vor seinem Auge aus, Reichtum und Bildung wetteifern, es zu erfreuen, zu ergötzen. Doch eines fehlt — die Mutter. Wie oft schweifen seine Gedanken zurück zu dem trauten Heim, darin der Mutter Sorge waltet! Wehmut durchzieht in schweigenden Stunden sein Herz, Trauer umflort sein Auge, aus dem manche Zähre perlt. So heftig wird bisweilen die Sehnsucht, daß es aufbricht, um in die Arme der Mutter zu eilen. Ähnlich ergeht es manchen unserer im Glauben getrennten Brüder. Sie möchten dem Drange ihres Herzens folgen und einen Gruß an die Mutter des Herrn richten, in bitterer Leidensstunde an ihr Mutterherz sich wenden. Doch die Orthodoxie gestattet es nicht, und so fliehen sie vor Maria, fliehen sie vor der Mutter.

Im Jahre 1854 wurde die Lehre von der unbefleckten Empfängnis der Gottesmutter feierlich als Dogma erklärt. Die Feierlichkeiten, die sich an die Verkündigung anschlossen, weckten vielerorts neues Leben. Aus Baden berichtet ein Augenzeuge, daß sich das, was seit Jahren kalt und tot daniedergelegen, urplötzlich erwärmt und zum Leben erhoben habe. Auch auf die protestantische Landbevölkerung machte die Feier tiefen Eindruck. „Wir sahen Protestanten aus eben demselben badischen Landvolke von dieser Feier der katholischen Nachbargemeinden zurückkehren mit dem Schmerze im Herzen und im Munde, solche Freude, solche Feste nicht mitfeiern zu können, nicht vereint zu sein mit ihren katholischen Brüdern.“ [1] Selbst ein A. W. Schlegel hat den mächtigen Eindruck der Marienverehrung an sich erfahren. In einem Briefe vom 3. September 1807 an Karl v. Hardenberg schreibt er, daß er „zu Einsiedeln in der Nähe des gnadenreichen Bildes mit

[1] Histor.-polit. Blätter XXXVI 162 ff.

unaussprechlicher Rührung gleichsam eine ihn rufende Stimme" vernommen habe[1]. Die Marienverehrung entspricht eben gar sehr dem Menschenherzen und fließt ganz natürlich aus der Tiefe des Christentums. Ein protestantischer Schriftsteller sagt: „Einer gestorbenen Mutter nicht zu gedenken, gilt überall als ein Zeichen eines unfrommen Sinnes. Maria, die Mutter des Herrn, ist unser aller Mutter. Er, der sich nicht geschämt, uns Brüder zu nennen, hat uns damit zu der Gesegneten unter den Weibern, welche ihn geboren hat, in ein Verhältnis gestellt, welches jedenfalls unter das Gebot: ‚Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß dir's wohlgehe', mitgehört." Weil aber diese unsere Stellung zu Maria im Protestantismus zu wenig beachtet wird, klagt der Verfasser: „Ein Verhältnis beständiger Flucht vor der Mutter Gottes, steter Angst davor, ihr auch nur ein Wort des Grußes zu gönnen, ihr das Ave zuzurufen, welches ihr doch der ewige Vater durch Engels Mund zusandte, um damit den ersten Riß in den alten Fluch zu reißen, der uns von ihm und seiner Liebe trennte, ein solches Verhältnis, selbst wenn es durch unsere protestantischen Aufgaben uns aufgenötigt würde, müßte von uns als ein betrübendes empfunden werden. Jedem andern Menschenkinde, wenn es uns in die ewige Heimat vorausgegangen ist, dürfen wir ein Ave, pia anima, nachrufen, so oft wir wollen; nur der Mutter nicht, denn das wäre — katholisch."[2] Auch Hengstenberg, der seinerzeit als das Haupt der orthodoxen Partei in Preußen gefeiert wurde, empfand recht tief das Unwürdige dieser Flucht vor der Mutter des Herrn. Bei Besprechung einer Gedichtsammlung, die auch Hymnen auf die Gottesmutter enthielt, legte er folgendes Geständnis ab: „Diese alten Hymnen sind Beweise, die uns die Schamröte ins Gesicht treiben sollen; denn sie bezeugen uns die Freude und das naive Vertrauen, womit die christliche Kirche in Übereinstimmung mit dem Evangelium ehe-

[1] Bei Daumer, Aus der Mansarde I 167.
[2] Dietlein, Evangelisches Ave Maria v ff.

mals die Feste Mariens begangen. Sie ermahnen uns, eine Nachlässigkeit zu sühnen, welche schon lange wie ein Verbrechen auf uns lastet, und die Ehre des Herrn nicht zu trennen von der seiner Mutter, welche der Engel ‚voll der Gnaden' geheißen, und die von den Geschlechtern selig gepriesen werden soll. Wohlan, wollen wir nicht unter diese Geschlechter gezählt werden? Oder meinen wir, uns von jenen fern zu halten, welche Maria selig preisen?" [1]

Manche Protestanten sind freilich diesem katholischen Zuge ihres Herzens gefolgt und an Mariens Hand zur Kirche gelangt. Die Geschichte der Konvertiten bietet für diese Tatsache viele Beispiele, von denen einige hier Erwähnung finden mögen. Die bekannte Dichterin Cordula Peregrina begann schon lange vor ihrem Übertritt zur katholischen Kirche, Maria zu lieben und ihr heimlich zu huldigen, obwohl sie noch nicht den Mut hatte, sie anzurufen. In ihrer aus katholischer Zeit stammenden Dorfkirche befand sich oben auf dem Seitenchor ein Winkel, verstaubt, still, einsam. Da stand eine alte hölzerne Statue: Maria, die den Leichnam ihres Sohnes auf dem Schoße trug. Die Farben des Gewandes waren fast verloschen, mehrere Finger fehlten an den Händen des Heilandes. Und doch machte das verstaubte und vergessene Bild einen tiefen Eindruck auf Peregrina, als sie es zum ersten Male erblickte. Wie gebannt stand sie da und schaute es lange, lange an. Dann kam sie wieder und reinigte das Bild und den ganzen Winkel von Staub und Spinngewebe. Und wieder kam sie und bald kam sie jeden Tag, um das liebe alte Bild mit frischen Blumen zu schmücken. Im Dezember 1867 gab ihr Alban Stolz in einem seiner ersten Briefe an sie auf ihre bekümmerte Frage die Versicherung, daß sie gewiß kein Unrecht tue, schon als Protestantin Maria anzurufen [2]. Und nun brach sich wie ein

[1] Bei Daumer a. a. O. I 168 f.

[2] Stolz schreibt unter dem 11. Dezember: „Verehren Sie auch täglich die Mutter Gottes durch den Englischen Gruß; es gefällt ganz gewiß ihrem göttlichen Sohne" (Stolz-Mayer, Fügung und Führung III 88).

lang eingedämmter Strom die Verehrung der Gottesmutter um so mächtiger Bahn.

Jahr um Jahr enteilte, Peregrina konnte ungestört das Bild in der Kirchenecke schmücken und verehren. Sobald aber ihre Absicht, zur katholischen Kirche überzutreten, bekannt wurde, überwachte man sorgfältig jeden ihrer Schritte und entdeckte auch bald ihren Gang zur Schmerzensmutter. Zunächst wurden alle Blumen, die sie dorthin brachte, täglich wieder fortgenommen und endlich das Bild selbst aus der Kirche entfernt. Aber das Bild der Gottesmutter stand so tief in ihrem Herzen, daß keine Macht es ihr entreißen konnte. Ihr schreibt sie daher auch die Rückkehr zur Kirche zu: „Unumstößlich gewiß ist es mir, daß ich nur ihrem Mutterschutz und Muttersegen es verdanke, Kindesplatz zu finden in jener Kirche, welche die einzig von ihrem göttlichen Sohne gestiftete ist und bleibt." In der Andacht zu Maria sieht sie deshalb ein wirksames Mittel für die Protestanten, den Weg zur Kirche zu finden. „O möchten doch alle meine früheren Glaubensgenossen dem stillen Zuge folgen, der, wenn sie wahr gegen sich selbst sein wollen, wohl jedes warme, vorurteilsfreie Herz zur Liebe und Verehrung Mariens drängen muß! Wie viele würden dann nach und nach zur vollen Wahrheit, zum seligen Frieden gelangen und als Kinder Mariens, als Kinder der Kirche ihr Heil für Zeit und Ewigkeit in Sicherheit stellen." [1]

Der Dichter und Philosoph Friedrich Daumer sah in der hehren und holden Gestalt der heiligen Jungfrau zunächst nur einen „Strahl verklärter Weiblichkeit", dessen Glanz ihn mächtig anzog. Im Jahre 1841, wo noch die Flamme des Hasses gegen das Christentum mächtig in ihm loderte, veröffentlichte er unter dem Titel „Die Glorie der heiligen Jungfrau Maria" eine Sammlung Marienlegenden. „Schon damals", bemerkt er in der Vorrede zur zweiten Auflage dieses Büchleins, „hatte ich mich

[1] Aus Lebens Liebe, Lust und Leid, ein Pilgersang zur Abendzeit, Innsbruck 1898, XII ff. Vgl. Stolz-Mayer, Fügung und Führung III.

in die wunderbaren Tiefen des Marienkultus mit einer Liebe, Andacht und Begeisterung versenkt, welche, da man mich bloß zu den verneinenden Geistern zählte, vielen höchst seltsam und unbegreiflich schien und namentlich jener rein destruktiven Partei und ihren philosophischen Chefs und Wortführern zum Anstoß und Ärger gereichte.

„Da ich stets, auch in meiner negativsten Lebensperiode, etwas sehr Positives im Sinne hatte, auf ein solches direkt oder indirekt stets ausging und das ästhetisch Schöne, Anmutige, Reizende sowie nicht minder das ethisch und humanistisch Gute, Edle und Liebenswerte überall, wo ich es fand und erkannte, willig und freudig auch anerkannte und insbesondere zu meinen poetischen Darstellungen zu benutzen beliebte, so konnte ich an jener holdesten und zartesten Blume der christlichen Romantik, die der Protestantismus zum unendlichen Schaden seines Glaubens, Kultus und Gemütslebens so bedauerlich weggeworfen hat, nicht gleichgültig vorübergehen. Sie paßte noch überdies ganz vorzüglich in meinen eigensten Ideenkreis und meine innerste Empfindungssphäre, und ich kann sagen, daß mir die große Königin des Himmels, der ich bereits auf spekulativem Wege so nahe gekommen, schon damals, als ich die ‚Glorie der heiligen Jungfrau Maria' schrieb, weder als ein bloßes Produkt poetischer Einbildungskraft noch als eine in bunte mythische Nebel gehüllte abstrakte Wahrheit gegolten, daß ich eine Realität der größten und höchsten Art darin erkannt, daß sie Leben, Geist und Persönlichkeit für mich gehabt, und daß ich insofern schon damals katholisch war."

Noch ein anderer Umstand erklärt Daumers Vorliebe für Maria. Er trug sich mit dem Gedanken, auf den Trümmern des Christentums eine neue Religion zu gründen und die seligste Jungfrau in den Mittelpunkt des Kultus zu setzen. „Ich hatte", schreibt er, „an der erwähnten Erscheinung keineswegs nur ein poetisches Interesse, sie sollte mir nicht nur Stoff zu Liedern und Legenden liefern; ich hatte sie spekulativ, kulturhistorisch, religiös gefaßt und bereits unaussprechlich viel hineingelegt, was mit

jener Apotheose der Weiblichkeit zusammenhing, die ich teils in meinen Gedichtsammlungen, teils in der ‚Religion des neuen Weltalters' an den Tag gelegt. Ich sah in ihr die naive Selbstnegation der spiritualistischen Barbarei, als welche ich das Christentum faßte, die unbewußte Grundlegung und Hervorbildung einer neuen Religion, wie ich sie im Sinne hatte, mitten in der alten, die ich verwarf und befehdete. Ich wollte diesen kostbaren Lebenskeim und seine bereits so weit gediehene Entwicklung nicht unbenutzt lassen; ich wollte mich seiner bemächtigen, ihn verselbständigt und von den mir mißliebigen Elementen gereinigt in die von mir projektierte humanistisch-religiöse Sphäre verpflanzen und zum sinnreichen, effektvollen Zentrum ihres Kultus machen." Ein frevelhafter, allerdings von der Liebe eingegebener Plan! „Es war", urteilt der Konvertit selber, „der frechste und kirchenräuberischste aller Anschläge, den ich auf die große Königin des Himmels machte, indem ich sie ihrer alten, echten Heimat zu entführen und in meine neuen, selbstgebauten Tempel zu bringen gedachte. Es war aber doch immer ein Zeichen, wie hoch in meiner Schätzung schon damals dieser hohe Gegenstand des katholischen Kultus stand, und in welchem Grade mich mein Herz zu ihm zog. Es war ein Attentat der Liebe und Leidenschaft, und was konnten diese anders tun, da sie in die legale Sphäre einzutreten und sich da ihre Befriedigung zu verschaffen noch so völlig unfähig waren?"

Wie wenig katholisches Gepräge dieser Marienkult auch trug, sollte die „Mutter der Barmherzigkeit" ihn gänzlich verschmäht haben? Dürfen wir der Gottesmutter nicht vielleicht die Bekehrung des Irrenden zuschreiben? Daumer wenigstens tat es. Als er einem hervorragenden Theologen zu Mainz, mit dem er seit einiger Zeit Briefe gewechselt hatte, endlich seine Bereitwilligkeit zum Übertritt meldete, erhielt er die Antwort, nur ungesäumt zu kommen, denn eben sei Mariä Himmelfahrt (1858), und da könne er gleich dem vom Bischof abzuhaltenden Gottesdienste beiwohnen. „Siehe da, Maria lud mich zu ihrem Feste ein!

Welche Ehre, welches Glück! Man mag darüber lachen. Ich nahm, ich fühlte es so, und wenn sich irdische Majestäten sehr wenig um mich zu kümmern pflegen, ist das ein Grund, daß mich jene Himmlische nicht zu ihrem Feste geladen haben sollte? Ich kam, ich kniete zum ersten Male in einem katholischen Tempel hin und war vielleicht der Andächtigste und Ergriffenste von allen, die zugegen waren. Diese Gefühle wiederholten sich in noch stärkerem Grade bei meinem förmlichen Übertritte zu Mainz, als am Ende der Zeremonie die herrliche Lauretanische Litanei ertönte. Ich zerfloß in Tränen der Rührung und Dankbarkeit, und es dauerte lange, bis ich wieder sprechen konnte." [1]

Doch nicht nur der Duft zarter Poesie, der die holde Jungfrau umweht, ist es, der in den Herzen mancher Protestanten die Andacht zu Maria entfacht; andere fühlen sich zu ihr hingezogen, weil sie als die Mutter des Herrn zu den Erlösten in naher Beziehung steht. In diesem Sinne verehrte auch Hurter schon als Protestant die Gottesmutter. Im Kloster St Blasien, wo er den katholischen Gottesdienst kennen lernte, stellte sich Maria seinem Geiste als die hochbegnadigte Jungfrau dar, die dem sie Ehrenden Segen vermittelt. Es zog ihn an, der heiligen Jungfrau seine Huldigung darzubringen, sie sogar um ihre Fürbitte anzuflehen. Mehr als einmal bekannte er ihr, von tiefer Rührung ergriffen, alle seine Sünden. Alles das war nach seiner Meinung nur die Frucht der im stillen verarbeiteten Eindrücke oder der von selbst wach gewordenen Regungen; der Menschen Rede hatte nicht im geringsten dazu beigetragen.

Freilich erlosch allmählich dieser Zug zur seligsten Jungfrau, da es ihm an äußerer Anregung fehlte; nur wenn er ein wohlgelungenes Bild von ihr sah, mischte sich in seine Betrachtung vorübergehend etwas mehr als Anerkennung des Kunstwertes. Aber gleichgültig ist sie ihm nie geworden; gern benutzte er die

[1] Daumer, Meine Konversion 43 ff. Vgl. Rosenthal, Konvertitenbilder I 2, 936 ff.

Veranlassungen, von ihr zu reden, wärmer als es sonst von protestantischen Kanzeln geschehen mag, ohne jedoch weiter zu gehen, als es sich mit der herrschenden Lehre vertrug. Erst nach vielen Jahren wachte infolge innerer Mahnung wieder auf, was so lange geschlummert hatte. „Die heilige Jungfrau", so schreibt er, „stellte sich mir dar in näherer Beziehung zu denjenigen allen, welche kindlich, fromm, bereitwillig sie anerkennen als die Gebenedeite unter den Weibern, als die Hochbegnadigte, in mütterlicher Liebe zu ihnen gewendet. Ich fühlte mich mächtig gezogen in höherem Sinne, als nur mit Ehrerbietung ihrer zu gedenken; getrieben, mich zu reihen an diejenigen, von denen sie prophetisch verkündet, daß sie von ihnen werde selig gepriesen werden. Ich habe erkannt in ihr jenen Stern, der mit so reinem Lichte über dem Wogenmeere der Gegenwart aufgegangen ist; ich habe sie begrüßt als die Königin der Barmherzigkeit; ich habe später in den herbsten Begegnissen in ihr die Mutter der Gnade, der Tröstungen und der Milde anerkennen müssen. Und welches Mitleid erfüllt mich nicht mit denjenigen, welchen dieser reine Quell des Erbarmens, des Trostes, der Segnungen durch ihre mütterliche Fürbitte unbekannt, darum verschlossen ist!"[1]

Bettina Pauli, die Tochter eines königlichen Beamten, war schon durch eine katholische Dienerin über die Marienverehrung in etwa aufgeklärt. „Wirst's schon mal erfahren", hatte die gute Alte einmal ihren Unterweisungen hinzugefügt, was für „ne gute Mutte im Himmel du hast". Kurz nach ihrer Konfirmation machte sie mit ihren Freundinnen einen Ausflug nach einem Dorfe in der Nähe der Stadt, wohin ihr Vater versetzt worden war. Es war an einem sonnigen Maitag. Alles grünte und blühte. Gegen Abend durchstreifte die muntere Schar den Wald, um Blumen zu pflücken. „Da plötzlich", so erzählt Bettina selbst, „hallte vom Waldessaume her der liebliche Klang eines hellen

[1] Hurter, Geburt und Wiedergeburt I 155 ff.

Glöckleins. Wir blieben stehen. Das Aveläuten zur stillen Abendzeit drang nicht allein an unser Ohr, sondern auch an unser Herz. Wir horchten still. ‚Ave Maria‘, rief dann mit einem Male eine unserer Gespielinnen und fügte mit lachendem Spott hinzu: ‚Wer's beten kann, der knie hier gleich nur hin.‘ Die andern lachten mit. ‚Nein, wir beten nicht zu den Heiligen, welche die Katholiken zu Tausenden haben wollen. Wir beten einfach zu Gott, und das genügt. Wir wenden uns auch nicht an Maria.‘ Ich erwiderte: ‚Aber Maria ist doch die Mutter Gottes. Sie hat uns doch den Sohn Gottes geschenkt; darum meine ich, daß ihr nächst Gott die meiste Ehre gebührt!‘ — ‚Ich möchte einmal gern die Mutter Gottes sehen‘, sagte eine der Gespielinnen; sie meinte damit deren Bild in der nahen Waldkapelle. ‚Ich habe gehört, daß sie von den Katholiken noch mehr angebetet und verehrt wird als Gott selbst.‘

„Das Glöckchen läutete von neuem. Wir nahmen unsere Richtung zur Kapelle. Wie ich später hörte, ist sie eine öffentliche Kapelle, in der auch Messe gelesen und das heiligste Sakrament aufbewahrt wird. Neugierig flüsternd standen wir an der angelehnten Türe des Kirchleins. Eine nach der andern schauten wir durch die Spalte. Ich kam zuletzt an die Reihe. Wie ich mich vorbeugte, öffnete sich, vielleicht durch einen Luftzug bewegt, die Türe und fliegt weit auf.

„Ich trat rasch in das Kirchlein ein und lenkte meine Schritte zu dem kleinen, blumengeschmückten Marienaltar, auf dem die Kerzen schon brannten. Leise, um die feierliche Stille nicht zu stören, folgten die andern nach. Wir standen bald vor einem schlichten, aber recht ansprechenden Bilde der Gottesmutter. Die Beleuchtung durch den Schimmer der Kerzen hob noch den Eindruck des Bildes. Wie unbewußt kniete ich nieder, und die andern taten es mit. Ein ruhiger, milder Frieden erfüllte mein ganzes Innere. Ich vergaß fast, daß ich nicht allein war, faltete meine Hände und betete in meinem Herzen: ‚O Gottesmutter Maria, ich möchte so gern dein Kind sein! Lehre mich, den

Glauben finden, der mich zu dir führt. Hilf mir doch, schaue nieder auf mich.' Dann erhob ich mich und legte den Strauß frischer Blumen, den ich im Walde gewunden, ihr zu Füßen. Und siehe da, die Hände der andern streckten sich gleichfalls aus und legten hinzu die duftigen Gaben, so daß sie zu einem breiten, farbigen Kranze wurden.

„Leise, wie wir gekommen, entfernten wir uns. Arm in Arm schritten wir durch den Wald, in dem es immer mehr dunkelte. Lange Zeit sprachen wir nicht ein Wort. Ich mochte auch nicht sprechen und plaudern, denn ich stand noch immer unter dem so erhebenden Eindruck, den das stille Verweilen in der Kapelle in mir hervorgerufen hatte. Die andern schwiegen gleichfalls. Auf dem Wege zu der Wirtschaft, bei der unser Wagen stand, kamen uns Mütter und Kinder entgegen, von denen einige ein Päckchen von Kerzen in den Händen trugen, die sie zur Kapelle bringen und jedenfalls vor dem Muttergottesaltar niederlegen wollten. Wir waren also kurz vor dem Beginn der Maiandacht in der Kapelle gewesen. Auch weiterhin begegneten uns hin und wieder Landleute, die den Weg zur Kapelle machten.

„Es wurde Zeit zur Rückkehr. Beim Gasthofe angelangt, säumten wir nicht lange, sondern bestiegen bald den Wagen und fuhren heimwärts."

Jahre vergehen. Bettina kniet vor dem Altare der Gottesmutter, um dem heiligen Opfer beizuwohnen und sich auf die erste heilige Kommunion vorzubereiten. Immer wieder hatte sie auf den wirren Pfaden ihres Lebens erfahren, welch eine gütige Mutter Maria für sie war. Durch Maria war sie zu Jesus in seine Kirche gekommen. Ihr wollte sie nun in dem heiligen Opfer ihre Huldigung darbringen und ihren tief gefühlten Dank für alle ihr erwiesene Güte abstatten[1].

Auch im Leben eines ruhig denkenden und prüfenden Mannes, wie es Pater Expeditus Schmidt ist, führte das erste Ave Maria

[1] Pauli, Meine Wege und Gottes Wege 34 ff 123 f.

einen Umschwung herbei, nachdem ihm vor dem Tabernakel die erste Ahnung der Wahrheit aufgedämmert war. In recht trüben Gedanken schlendert er durch Hamburgs Straßen, deren wirr durcheinander wogendes Leben und Treiben ein Bild des Welthandels bietet. Fremd ist er hier; vor nicht langer Zeit hat er seiner sächsischen Heimat den Rücken gewandt. Und arm ist er geworden, nachdem er nur zu bald sein Zehrgeld aufgebraucht. Seine Wangen sind schmal und bleich. Ihn hungert gar sehr. Da kommt er zu einer Kirche. Schon hebt er den Fuß, um hineinzutreten; doch der Gedanke an die protestantische Kirche seiner Heimat hält ihn zurück. Und weiter zieht er und gelangt zum katholischen Gotteshaus. Eintreten? Er sinnt. Alle Anlässe, die ihn mit dem katholischen Glauben und Kultus in Berührung gebracht, lebten in seiner Erinnerung auf. Neugierig schaut er in die Kirche hinein und befindet sich bald in dem Gotteshause. Doch es war ihm unheimlich da drinnen. Ein neuer, ein ungewohnter Geist wehte ihn an. Es war wie ein Hauch aus einer andern Welt, was ihn hier berührte. Er wollte, des Glaubens bar, die auftauchenden Gedanken und Regungen zurückdrängen. Doch umsonst, und als er einige zur Kommunionbank schreiten sah, regte sich's in ihm wie Sehnsucht nach seinem längst vergessenen Gott. Ein Priester bestieg die Kanzel und nahm zum Grundgedanken seiner Predigt den Evangelientext: „Folget mir nach, ich will euch zu Menschenfischern machen." Aber an die Nachfolge des Heilandes dachte er noch lange nicht. Er fühlte, wie einer nach ihm rief, ja ihn zu ziehen suchte; aber wenn er auch nicht geradezu widerstrebte, so fiel es ihm doch noch weniger ein, sich selber irgendwie nach jener Richtung zu bewegen, woher der Ruf erscholl. Nachdem er endlich die Kirche verlassen hatte, kam er den ganzen Tag aus dem Sinnen und Grübeln nicht heraus. Am andern Morgen ging er abermals in die katholische Kirche, und er kam wieder und wieder, und jedesmal empfand er die eigenartigen Einflüsse, die er sich nicht erklären konnte.

Nach wenigen Tagen verließ der junge Mann Hamburg. Mit unwiderstehlicher Macht zog's ihn zum Süden hin. Seine Wanderfahrt brachte ihn auch nach Landshut. Eine Krankheit ließ ihn bei katholischen Schwestern anklopfen. Hier lernte er wieder beten. Zuerst nahm er nur teil an den gemeinsamen Gebeten, wenn er auch noch nicht selber betete. Doch bald ertappte er sich mit gefalteten Händen, und schüchtern anfangs und zaghaft, fast vor sich selber errötend, versuchte er dort in stiller Nacht das erste „Gegrüßet seist du, Maria". Und siehe, es ging — ging sogar leicht und schön, so daß er sich selber wunderte und sich beinahe vor seinem früheren Selbst schämte, mit diesem erzkatholischen Gebete die Gebetsübung überhaupt wieder begonnen zu haben. Aber es war ihm in diesem Augenblicke lieber als alle in der Jugend gelernten Reimgebete und Gesangbuchverse. Das letzte Aufflackern jenes protestantischen Gefühls, das ohne Beweise für oder wider gegen alles, was katholisch heißt, sich auflehnt, war mit diesem ersten Ave Maria überwunden. „Ich konnte wieder beten", schreibt er selbst, „konnte zu Maria beten, sie selber führte mich sozusagen meinem Gotte, meinem Heilande wieder zu, denn in ihm, in Jesus, gipfelt ja wie das Ave Maria alles Gebet, aller Gottesdienst." [1]

Auf dem Wege mühsamer Forschung näherte sich Krogh-Tonning allmählich der katholischen Kirche. Aber auch er hatte schon viele Jahre vor seiner Konversion, die am 13. Juni 1900 erfolgte, mit der Übung begonnen, täglich das Ave Maria zu beten. „Es war meine Überzeugung", schreibt er selbst, „keine Gewalt in der Welt habe das Recht, den Gebrauch eines Gebetes zu verbieten, das, wie dieses, von den Organen der Inspiration geformt ist und der Christenheit als eine heilige Erbschaft übergeben wurde und das außerdem zu dem heiligsten dieser Organe, der allerseligsten Jungfrau selbst, in so enger Beziehung steht." [2]

[1] Schmidt, Vom Lutheraner zum Franziskaner 61 ff.

[2] Erinnerungen eines Konvertiten 141 f. — Weitere Belege bei Rosenthal, Konvertitenbilder I 1, 470 479; 2, 679 759 996 1009 1043; II 293;

Da nun an der Hand der Gottesmutter so manche zur wahren Kirche gelangt sind, ergibt sich für alle, die eine Wiedervereinigung Deutschlands anstreben, die Mahnung, das große Werk unter den Schutz der „Königin des Friedens" zu stellen. Allen unsern evangelischen Brüdern aber, besonders jenen, die zwar den Weg der Forschung nach der Wahrheit schon betreten haben, aber durch einen dichten Wald von Vorurteilen von dem Heiligtum noch getrennt sind, möchte ich den Rat geben, jeden Tag ein Ave Maria zur Himmelskönigin zu sprechen. Sollte ihnen jedoch diese Übung mit ihrem Gewissen unvereinbar scheinen, so dürfen sie ihrem Gebete ja die Bedingung: „wenn es dem Herrn gefällt", beifügen. Übrigens ist ein solches Bedenken unbegründet. Denn gewinnt ein Protestant die Überzeugung, daß die katholische Marienverehrung der Schrift entspricht, so handelt er nach seinem Grundsatz „freie Forschung", wenn er die Gottesmutter verehrt, liebt, anruft. Daher war es durchaus folgerichtig, wenn ein liberaler Berliner Prediger zugab, daß ein evangelischer Geistlicher auch die Jungfrau Maria als seine Vermittlerin mit Gott predigen dürfe[1].

Wenn ein Wahrheitssucher jeden Morgen einen Gruß an Maria emporsendet, wird vielleicht ein in seines Herzens Tiefe schlummernder Funke wieder zur Glut werden, vor der manches Vorurteil zerrinnt. „Siehe", spricht so schön Alban Stolz, indem er sich an protestantische Leser wendet, „vielleicht spürst du noch ein leises Regen in dir von Marienverehrung, das dir angeboren ist von deinen Urahnen, die vor vierhundert Jahren treu und innig alle Tage die Mutter Gottes angerufen haben. Und wenn du dir traust, solchem nachzusinnen, so kommt es dich an, wie wenn du ein altes Lied hörtest, das man dir in der Jugend vorgesungen hat. Sei gewalttätig im Geiste; wie Samson die Bande der

III 2, 385 454; Stolz-Mayer, Fügung und Führung II 160; Bonifatius-Broschüren, Jahrg. XXI 389 ff; XXIII 240 ff; Abel, Verschiedene Wege nach Rom 20 ff.

[1] Vgl. Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung 1912, 92.

Philister zerriß, so zerreiße du die Bande der Vorurteile, womit man dich in der Jugend schon umstrickt hat. Die christliche Vernunft, wenn sie frei und treu die Wahrheit sucht, findet die Marienverehrung. Faß darum ein Herz und fang von heute an, den Englischen Gruß zu beten."[1]

Elftes Kapitel.

Das heiligste Sakrament, ein Stern der Wahrheitsucher.

Am Vorabend des großen Karfreitages betete der Heiland: Laß alle Gläubigen „eins sein, wie du, Vater, in mir und ich in dir, damit auch sie in uns eins seien"[2]. Und sie sind eins. Glaube und Liebe schmieden die Kirche zu einer Einheit, die keine Macht durchbrechen kann. Dieser unzerreißbaren Einheit Urbild ist das Leben des dreieinigen Gottes, das trotz des realen Unterschiedes der göttlichen Personen jeden Zwiespalt in der göttlichen Wesenheit ausschließt.

Ein Sinnbild der großartigen Einheit und Eintracht der Kirche ist das heiligste Sakrament. Denn um einen Opferaltar scharen sich die Gläubigen, um einen Tisch versammeln sie sich, ob reich oder arm, ob Herr oder Knecht, ob gelehrt oder unwissend. Und eine Quelle der Einheit ist die Eucharistie. Sie mehrt und stärkt die heiligmachende Gnade und mit ihr den Glauben und die Liebe. Das Sakrament der „Vereinigung und der Liebe", sagt Bonaventura[3], „ist nicht nur ein Symbol der Einheit und der Liebe, sondern es entflammt uns auch dazu, damit es auch wirke, was es darstellt. Was uns aber am meisten entflammt zur gegenseitigen Liebe und die einzelnen Glieder [der Kirche] eint, das ist die Einheit des Hauptes [Christus], von dem durch die ausgießende, einende und umgestaltende Kraft der Liebe die gegenseitige Liebe

---

[1] Der unendliche Gruß (am Schlusse). Vgl. Stolz-Mayer, Fügung und Führung II 288 309.

[2] Jo 17, 21. [3] Breviloq. pars 6, c. 9, n. 3.

auf uns überströmt. Deshalb ist in diesem Sakramente der wahre Leib und das makellose Fleisch Christi enthalten, um sich uns mitzuteilen, uns zu einen und in sich umzugestalten durch die brennendste Liebe, die ihn bewog, zu uns zu kommen, sich für uns zu opfern, sich uns zu schenken und bei uns zu bleiben bis ans Ende der Welt".

Aus dieser großen Bedeutung der Eucharistie erklärt es sich, daß die Väter des Konzils von Trient den Wunsch aussprechen, dieses Geheimnis möchte wieder den Sammelpunkt für alle Getrennten werden. „Mit väterlicher Liebe ermahnt, bittet, beschwört der heilige Kirchenrat bei der großen Erbarmung unseres Gottes, daß sich alle Träger des christlichen Namens in diesem Zeichen der Einheit, in diesem Bande der Liebe, in diesem Sinnbild der Eintracht endlich wieder fest zusammenschließen, indem sie sich erinnern der erhabenen Majestät und großen Liebe Jesu Christi, unseres Herrn, der seine teure Seele als Lösegeld zu unserem Heile und sein Fleisch uns zur Speise hingegeben hat." [1] In der Tat ist das Geheimnis der Liebe etwas so Herrliches und Seliges und Tröstliches, daß es gar manche Protestanten mächtig anzieht, und nicht eher zur Ruhe kommen läßt, bis es auch ihnen vergönnt ist, aus diesem reichen Born zu schöpfen. Julie von Massow sprach in einem Briefe an den Fürstbischof von Breslau, Kardinal Kopp, den Wunsch aus, daß die innere Holztüre der neuen Kirche zu Stettin durch ein eisernes Gitterwerk ersetzt werde: „O glauben Sie mir, hochwürdigster Herr Bischof, mir, die ich aus Erfahrung rede, an der Gittertür des Kirchenschiffes stehend, mit dem Blicke der Sehnsucht bis zum Heiligtum des Altares vordringend, aber durch diese Schranke noch davon getrennt, gerade dort finden die meisten Konversionen statt; zuerst wird das Heimweh geweckt, dann wird zur Heimkehr gerüstet." [2]

Ferdinand Herbst hatte sich bereits an mehreren deutschen Hochschulen hervorragende Kenntnisse erworben, als er zur Vertiefung

[1] Sess. 13, cap. 8.

[2] Maria Bernardina, Julie von Massow 261.

seines Wissens die Universität München bezog. Schon neigte er zum Katholizismus. Eine entschiedene Vorliebe für alles Katholische aber erwachte in ihm, als er anfing, mit alten Erbauungsschriften, etwa der Nachfolge Christi, der Messe beizuwohnen. Da kam wieder der Geist des Betens, den ihm die Philosophie geraubt, über ihn, da konnte er seine Sünden beweinen, und er fühlte wieder die Nähe Gottes, der seiner Jugend Freude gewesen war. Bei seinen Studien über das heilige Opfer, die er nun anstellte, fand er, daß der protestantische Gottesdienst, wie er in seiner Heimat gehalten wurde, nichts als Bruchstücke der katholischen Meßfeier war, und es drängte sich ihm die Frage auf: Warum nur Bruchstücke und nicht lieber das Ganze?

In der heiligen Messe schien ihm die Kirche ihren ganzen Geist erschöpft zu haben, um den Gottesdienst zu einem Kunstwerk zu gestalten. „Wie ich die einzelnen Teile der Messe in diesem Zusammenhang kennen lernte, war es mir, als hätte ich eine neue Welt entdeckt. Hier weben symbolische Kräfte, sagte ich mir; hier regt sich der Geist des Herrn in lebensvollem Organismus. So wird die heilige Geschichte Gebet, Gebet Geschichte, und das ist eben der Charakter des wahren Kultus. Hier allein ist auch echte Kirchenmusik möglich und die Kunst der Malerei im rechten Dienste. Es gilt, die große Realität des Opfertodes Jesu Christi, das weltgestaltende, himmelschaffende Erlösungswerk in allen Formen der Sprache, deren Ausdruck das Wort allein nicht erschöpft, in den Moment der Zeit treten zu lassen. In Handlung, Wort, Ton und Bild zugleich wird die Kirche selbst zum Kunstwerk und in dieser Objektivität vollkommen sättigend für ihre Bekenner.“ [1]

Die stille Teilnahme an der heiligen Opferfeier weckte in ihm ein sehnliches Verlangen nach dem heiligen Sakramente. Es brannte ihm das Herz, wenn er die Worte Domine, non sum dignus hörte, und doch konnte er noch keinen festen Entschluß fassen. Eine Menge Bedenken erhoben sich in ihm, die ihn in

[1] Vgl. auch seine Konversionsschrift: Die Kirche und ihre Gegner 42 ff.

schwere Kämpfe verwickelten. Um sich seiner inneren Qual eine Zeitlang zu entziehen, machte er eine Reise ins Gebirge. Dort gelangte er zu einer Waldkapelle. Er trat ein und kniete nieder zum Gebete. Er faßte eine von den Blumen, die vor dem Bilde der Gottesmutter dufteten, und gelobte, in Gemeinschaft zu treten mit den gläubigen Verehrern Gottes. Und es ward eine große Stille in seinem Herzen. Während er nun betrachtend sein vergangenes Leben überschaute, wurde es ihm klar, daß er einen geheimen Zug zu den Menschen in sich trage, die überall ihre heiligen Orte haben und ihr Heiligtum, das stets dem frommen Beter offen steht, auch heilig halten; zu den Christen, deren Priester in geweihter Hand ein Geheimnis tragen, das geeignet ist, alle Schmerzen zu stillen und alle Wunden zu heilen; zu der Kirche, in der die ganze christliche Vergangenheit lebendige Gegenwart ist.

Nach München zurückgekehrt, konnte er sich freilich noch immer nicht entschließen, den entscheidenden Schritt zu tun. Da kam er eines Abends zur Kirche Unserer Lieben Frau. Die Fenster waren erleuchtet, und er trat ein. Vom Chore ertönte das Kyrie eleison, an den Altären knieten hier und da einsame Beter. Auch er kniete sich vor einem Altare nieder und flehte unter Tränen zu Gott um Erbarmen und um Ruhe für seine geängstigte Seele. Und wie er betete, gewann er die klare Erkenntnis, daß er nur in der Kirche das Heil finden werde, und daß er auch öffentlich bekennen müsse, was bereits innerlich vollzogen war. Noch verbrachte er einige Tage im Gebete und Nachdenken, dann meldete er sich zum Übertritt, der sich dann am 2. Dezember 1832 vollzog [1].

Eisenbach, Professor an der Universität zu Tübingen, hatte das Christentum zum großen Teil über Bord geworfen. Da machte er in einer wichtigen Angelegenheit ein Gelübde zur Gottesmutter, und die Sache nahm unmittelbar nachher eine für ihn günstige

[1] Rosenthal, Konvertitenbilder I 1, 463 ff.

Wendung. Er erfüllte nun nicht nur sein Versprechen, sondern wollte in seiner Dankbarkeit noch etwas mehr tun und wohnte einer heiligen Messe bei. Diese Übung entschied freilich noch nicht seinen Übertritt, machte aber, wie er selbst sagt, auf ihn einen tiefen Eindruck und ergriff ihn wunderbar. „Ein solches Gefühl", schreibt er, „kann gewiß nicht vom sinnlichen Eindruck oder vom Reize der Neuheit herkommen, denn in Stuttgart — hier hatte er 1830 an der Kunst- und Gewerbeschule eine Stelle erhalten — feiert man den Gottesdienst ohne Pomp und mit der höchsten Einfachheit; mein schlechtes Gesicht verhinderte mich, zu bemerken, was am Altare vorging, und auf meinen Reisen hatte ich zu Paris und in größeren Städten Deutschlands hohen Festgottesdiensten beigewohnt, wo ich für die Musik ungleich empfänglicher war. Sogar diesmal war der Besuch der Messe anfangs für mich eine reine Zeremonie, ein äußeres Werk gewesen, aber ich verließ dieselbe voll wahrer Andacht und mit dem Wunsche, bald wieder dahin zurückzukehren. So oft ich ihr seither beiwohnte, wurde ich durch ein gewisses religiöses Hochgefühl dafür belohnt; nie ging ich aus einer heiligen Messe, ohne einige gute Entschlüsse gefaßt zu haben, besonders aber erhielt ich jedesmal zu ihrer Vollbringung eine Stärke, welche ich früher sehr oft vergebens gewünscht hatte." [1]

In der Gruft der Hedwigskirche zu Berlin ruht der Karmelit P. Augustin vom allerheiligsten Sakramente. Von reichen, jüdischen Eltern zu Hamburg am 2. September 1821 geboren, widmete er sich mit außerordentlichem Erfolge der Musik, wurde ein berühmter Pianist: Hermann Cohen, und trat in den Hauptstädten Europas auf, um in reichstem Maße Beifall und Geld zu verdienen. Innere Befriedigung fand er freilich bei all dem nicht. An einem Freitage des Maimonates 1847 leitete er in der Kirche St Valère zu Paris einen Chor. Im Augenblick nun, da der Segen gegeben wurde, fühlte er zum ersten Male eine sehr lebhafte, aber

[1] Rosenthal, Konvertitenbilder I 1, 477 ff.

unbeschreibliche Aufregung in seiner Seele. Am folgenden Freitag hatte er dieselbe Empfindung, jedoch viel stärker; er fühlte, wie eine geheime Macht ihn zwang, sich zu neigen und zur Erde zu beugen.

Eine noch größere Gnade wurde ihm zuteil, als er am 8. August 1847 zu Ems der heiligen Messe beiwohnte. Er selbst schreibt: „Ich begab mich zur Messe. Da fesselten wie immer die Zeremonien meine Aufmerksamkeit. Aber nach und nach fingen die Gebete des heiligen Opfers, die Gesänge, die zwar unsichtbare, aber doch von mir gefühlte Gegenwart einer übermenschlichen Macht an, mich in eine Aufregung, Verwirrung, Furcht zu versetzen; mit einem Worte, es gefiel der göttlichen Gnade, sich mit aller Gewalt über mich zu ergießen. Bei der Erhebung der heiligen Hostie fühlte ich mit einem Male meine Augen in eine Flut von Tränen ausbrechen, die in wohltuender Fülle unaufhörlich über meine Wangen herabströmten." Und während die Zähren rannen, fühlte er die einschneidendsten Gewissensbisse über sein vergangenes Leben, zugleich aber auch die Zuversicht, daß der barmherzige Gott ihm alle so bitter beweinten Sünden verzeihen werde. So war Cohen schon dem Geiste nach Christ, und er wurde es in Wirklichkeit am 28. August desselben Jahres durch die heilige Taufe, deren Empfang eine Fülle himmlischer Tröstungen im Gefolge hatte.

Die wirkliche Gegenwart Christi im heiligsten Sakramente war das erste Geheimnis gewesen, das sich seinem Auge erschloß. Es blieb auch für ihn die Quelle besonderer Gnaden. Schon in dem Jahre, das seiner Aufnahme in die Kirche folgte, stiftete er eine Kongregation, deren Aufgabe die nächtliche Anbetung des hochwürdigsten Gutes bilden sollte. Für ihn selbst waren es unbeschreiblich gnadenvolle, selige Stunden, die er des Nachts vor dem Allerheiligsten verlebte. In einer solchen Stunde war es auch, wo er sich für den Ordensstand entschied. Am 6. Oktober 1849 nahm er zu Bausseу bei Bordeaux das Kleid der unbeschuhten Karmeliter und legte am 7. Oktober des folgenden Jahres

die Gelübde ab. Am Ostersonntag 1851 wurde er zum Priester geweiht und nahm bei dieser Gelegenheit den Namen Augustin Maria vom allerheiligsten Sakramente an. Von nun an durchzog er die Provinzen Frankreichs und predigte mit großem Erfolge. Besonders hinreißend waren seine Worte, wenn er von dem heiligen Sakramente sprach; dann schien er nicht mehr sich selbst anzugehören, sondern dem, der seine Gnaden in so reichem Maße über ihn ergossen. Im November 1870 kam er nach Deutschland, um sich zu Spandau der Seelsorge unter den französischen Gefangenen zu widmen. Doch schon bald wurde er von einer ansteckenden Krankheit, die unter den Soldaten herrschte, ergriffen und starb so, ein Opfer seines Berufes, am 20. Januar 1871[1].

Um das heilige Sakrament schlingt die Kirche einen duftenden Kranz sinniger Zeremonien, die in kunstvoller Form unseres Herzens Denken und Empfinden treffend zum Ausdruck bringen. „Der katholische Kultus", schreibt Baumstark[2] nicht lange nach seiner Konversion, „ist das Höchste, was Religion im Bunde mit Poesie und Kunst zu denken vermochte. Der katholische Gottesdienst braucht nur verstanden zu werden, um unbedingt zur Bewunderung hinzureißen. Er hat die Eigenschaft, daß er den strengsten, den geistig höchstgebildeten Philosophen ebenso vollständig ausfüllt und befriedigt, als er dem Herzen des schlichtesten Bauernkindes Genüge tut."

Die katholische Liturgie ist freilich ein Ausdruck des anbetenden Glaubens, den die Kirche hegt, und kann daher nur bei denen, die diese Gesinnung teilen, volles Verständnis finden; indes macht sie auch auf Andersgläubige oft einen tiefen Eindruck. Selbst Goethe konnte nicht verkennen, daß sie ein religiöses Gemüt zu erheben imstande ist. In dem Bericht, den die Marienbader Badepolizei unter dem 30. Juni 1822 an den Oberstburggrafen Franz Grafen Kolowrat sandte, heißt es über den Altmeister unter

[1] Rosenthal, Konvertitenbilder I 2, 662 ff.
[2] Unsere Wege zur katholischen Kirche 96.

anderem: „Indessen dürfte jedoch vorzüglich der Umstand zu bemerken sein, daß Goethe dermalen für die katholische Religion nicht bloß sehr gemäßigte Gesinnungen, sondern recht viele Zuneigung blicken läßt: insbesondere lobt er die Erbaulichkeit des katholischen Ritus gegenüber dem protestantischen.“ [1]

Eine der herrlichsten Blüten unseres Kultus ist die Feier des Fronleichnamsfestes, die schon so manche Fernstehende mächtig ergriffen hat. Am 14. Juni 1827 war Sir Humphry Davy († 1829), ein bedeutender Physiker, Zeuge der Fronleichnamsprozession und trug am selben Tage in sein Tagebuch ein: „Bin betroffen von der Innigkeit und Überlegenheit der katholischen Religion, welche dem Herzen Freude und Trost vermittelt, indem sie den Gottesdienst zu einem Freudenfest und nicht zu einer harten Pflichtleistung macht — es ist Fronleichnam heute!“ [2] Im Jahre 1887 weilte Krogh-Tonning, damals noch protestantischer Pastor, in Bad Ems. Am Fronleichnamsfeste sah er die Prozession aus der katholischen Kirche ziehen. Es war das erstemal, daß er Zeuge dieser Zeremonie war, und wurde tief ergriffen. Die prachtvollen Kirchenfahnen, deren goldgewirkte Symbole zwischen dem Laub der Bäume in der Sonne glänzten, der reiche Blumenschmuck, der Baldachin, unter dem das Allerheiligste feierlich getragen wurde, der Weihrauchduft, der Gesang, die eigenartige, stimmungsvolle Kirchenmusik, alles vereinigte sich für ihn zu einer ergreifend schönen Harmonie. Als der Baldachin näher kam, sank er unwillkürlich mit dem Hut in der Hand in die Knie. Neben ihm stand ein junger protestantischer Geistlicher, der in demselben Hotel wie er wohnte. Dieser kniete nicht und entblößte auch nicht das Haupt. Aber er konnte doch nicht den Eindruck verkennen, den die Prozession auf die andächtige Menge gemacht hatte, und wandte sich an Tonning mit den Worten: „Es ist doch merkwürdig, welche Macht diese Kirche besitzt!“ In

[1] Köln. Volkszeitung 1913, Nr 206.

[2] Kneller, Das Christentum 14.

sein Hotel zurückgekehrt, sandte Tonning den Seinen daheim eine Schilderung der Zeremonie, erwähnte die Gefühle, die die Feier bei ihm hervorgerufen hatte, und schloß mit den Worten[1]: „Luther, Luther, wie viel Schönes hast du uns geraubt!"

Andern hat die Pracht des katholischen Gottesdienstes den ersten Anstoß zu ihrer Konversion gegeben. So war es bei Julie Meineke, die am 15. September 1861 starb. „Wenn auch dem Protestantismus", schreibt sie den 8. Oktober 1858 an Alban Stolz, „innerer religiöser Gehalt nicht fehlt, so ist es doch der gänzliche Mangel an Poesie und hingebender Andacht in seinen äußeren Formen, der seinen Gottesdienst so nüchtern, so leer, so unbefriedigend macht." Diesen Mangel empfand sie so recht, als sie in dem herrlichen Münster zu Freiburg im Breisgau an mehreren hohen Festen dem Gottesdienste beiwohnte; namentlich war es die Feier des Fronleichnamsfestes, die einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf sie machte[2].

Dr Moritz Brühl war im Judentum geboren und erzogen worden; aber schon frühzeitig erwachte in ihm eine gewisse Neigung zum Christentum. Er mochte etwa fünfzehn Jahre zählen, als er an einem Sonntagmorgen in eine protestantische Kirche eintrat. Die Predigt, die er hörte, verstand er freilich zum großen Teil nicht, sie erfüllte ihn aber gleichwohl mit Andacht und Erbauung. Nun griff er auch zu den Büchern des Neuen Testamentes, deren Lesung ihn wahrhaft begeisterte. Gegen die katholische Kirche hegte er dank seiner Erziehung eine große Abneigung, die ihn auch abhielt, ein katholisches Gotteshaus zu betreten. Endlich wagte er doch einen Besuch — und dieser eine Besuch reichte hin, ihn später immer wieder nach diesem Gotteshause hinzuziehen und ihm den Besuch der protestantischen Kirchen vollkommen zu verleiden.

„Ich glaube", erzählt er selbst, „es war ein Festtag, als ich eines Abends in die gerade geöffnete Bartholomäuskirche trat.

[1] Erinnerungen eines Konvertiten 179 ff.

[2] Stolz-Mayer, Fügung und Führung 1 7; vgl. 72 f.

Über den weiten Räumen lag ein eigentümlich, reizendes Halbdunkel; ein Seitenflügel, den ich erst später als den hohen Chor bezeichnen lernte, war prächtig ausgeschmückt in schweren dunkelroten Stoffen bis zum Altare am Ende desselben, der ganz mit duftenden Blumen und Gesträuchen umgeben und besetzt und reich und reizend verziert war. Unzählige Kerzen brannten. Ein eigentümlicher Geruch erfüllte die Atmosphäre. Hier und da knieten vor den Altären einzelne Beter. Mehrere Priester in prächtigen Gewändern waren am Altare beschäftigt. Weihrauchwolken stiegen. Mahnend ertönten zuweilen die Glöcklein, wo dann alle, die mich umgaben, an die Brust schlugen und sich andächtig zur Erde beugten. Von der Orgel erklangen einzelne langgezogene Akkorde oder melodiöse Präludien. Ach, alles war so feierlich, so fromm, so ergreifend um mich her! Unwillkürlich beugten sich meine Knie; ich warf mich in eine Ecke hin und betete recht inbrünstig — ich fühlte Gottes Nähe. Ich fühlte, daß das Heiligste diesen Tempel erfüllte."

Lange weilte er hier in tief andächtigem Gebete, und es wurde ihm klar, daß er das Wahre gefunden. Und als er sich wieder auf seinem einsamen Stübchen befand, wie ganz anders war da seine Stimmung als damals, wo er zum ersten Male die protestantische Kirche betreten hatte! Dort war ihm zuerst eine Ahnung der Wahrheit geworden, heute aber hatte er die Wahrheit selbst geschaut und erkannt. Von nun an hegte er entschiedene Vorliebe für die katholische Auffassung des Christentums, und wenn auch noch mehrere Jahre enteilten, die einmal empfangene Richtung verlor er nicht mehr, bis ein merkwürdiges Zusammentreffen mit einem Priester seinem inneren Schwanken ein Ende setzte. Eines Abends kehrte er aus sehr munterer Gesellschaft heim, als er seinen Hauswirt auf dem Sterbebette fand. Wirkte das schon erschütternd auf ihn, so noch mehr, wessen er in der folgenden Nachtwache Zeuge sein sollte. Liebevoll tröstend saß der Priester am Bette des mit dem Tode Ringenden; der Arzt hatte den Kranken hoffnungslos verlassen, die Kirche aber sandte

ihm Seelenstärkung, Versöhnung und Frieden. — Welch ein Glaube, ruft er bei Erzählung dieses Vorfalles aus, der seine Kinder bis zum letzten Moment ihres Wandels nicht verläßt, der selbst für die schwerste Stunde eine göttliche Tröstung besitzt! Welch eine Kirche, die von der Geburt des Gläubigen, wo sie im heiligen Namen ihres Stifters ihn in ihren Schoß aufnimmt, bis zu seinem Hinscheiden, wo sie ihn ihrem Stifter als treu verwaltetes Gut wieder überantwortet, ihn in keinem wichtigen Lebensmoment verläßt und gerade immer da, wo es not tut, mütterlich ihn überwacht; die ihn von der Einlaßpforte dieses Lebens bis zum Ausgang begleitet und auf jeden seiner Schritte acht hat.

In dieser Nacht war es, wo er zum ersten Male mit einem Priester über den Zustand seines Gemütes und seine Neigung zum Christentum sprach. Von nun an besuchte er täglich jenen geistlichen Herrn, der ihn immer mehr in die Herrlichkeit der Lehre Christi einführte. Andere Männer und eigenes Studium vollendeten das Werk, und am Karsamstag des Jahres 1843 wurde Brühl durch die heilige Taufe in die katholische Kirche aufgenommen [1].

Karl Heinrich Burchhard trat an einem Nachmittage zu Stettin in die kleine katholische Kirche ein, um aus Neugierde dem Gottesdienste beizuwohnen. Schon gleich zu Anfang fiel ihm die eigenartige Gesangsweise auf, noch mehr wurde er durch den tiefgläubigen dogmatischen Inhalt angesprochen. Auch der sakramentale Segen unter Begleitung des ehrwürdigen Tantum ergo war für ihn höchst neu und anziehend. Genug, er besuchte von jetzt an am Sonntagvormittag die protestantische Predigt und am Nachmittag die katholische Vesper. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß er sich auch dem Studium der katholischen Lehre zuwandte, wodurch er nach etwa einem Jahre von der Unhaltbarkeit des Protestantismus überzeugt wurde.

[1] Rosenthal, Konvertitenbilder I 2, 558 ff.

In dieser Überzeugung wurde er gefestigt durch den fortgesetzten Besuch des katholischen Gottesdienstes, der je länger je mehr eine große Anziehungskraft auf ihn ausübte und ihn namentlich den mystischen Eindruck des Gebetslebens innerhalb der Kirche empfinden ließ. Hatte er bisher nur den Nachmittagsgottesdienst besucht, so fing er jetzt allmählich an, auch zur heiligen Messe zu gehen. Lange währte es, bis er Verständnis für sie fand. Doch nach und nach wurde es licht in ihm, und er begriff, wie notwendig eine beständige Darstellung des Sühnetodes des Heilandes in der Kirche ist. „Ohne diesen geistigen Mittelpunkt [die Messe], den ganzen Kult nach allen Seiten hin erfüllend und die Gläubigen einend, wäre die Kirche schon nach hundert Jahren ihrer Auflösung unfehlbar entgegengegangen. Was nach außen der Episkopat mit seiner Spitze, dem Papste, das war im inneren, geistigen Leben das Opfer der Eucharistie, ein alleinigendes Bindemittel für alle Teile." Sein Übertritt war nun entschieden, und im Jahre 1821 legte er zu Stettin das katholische Glaubensbekenntnis ab[1].

Johann Jörgensen hatte schon frühzeitig den evangelischen Glauben seiner Kindheit verloren. Seit seinem achtzehnten Jahre war er Freidenker. Da kam er auf einer Südlandsreise nach Luzern. Ein Gewitter zog sich um die Spitze des Pilatus zusammen und brach gewaltig über der Stadt los. Nachdem er zu Abend gegessen, ging er hinaus. Der Regen hatte aufgehört, und der Abendhimmel stand klar und kühl über der gelben, ungestümen Reuß. Er ging den Fluß entlang, wohlgemut, von Speise und Wein aufgeheitert. Seine Gedanken aber waren ganz von dieser Welt.

Da strömte, so erzählt er selbst, auf einmal ein helles Licht über die dämmernde Straße hinaus, und Gesang dazu. Er blickte zur Seite, ein Kirchenportal stand offen, und alle Lichter waren auf dem Hochaltar angezündet. Er ging hinein. Hoch oben

[1] Rosenthal, Konvertitenbilder I 1, 300 ff.

über der dichten Menge sah er das Kruzifix im Kerzenscheine glänzen. Ein Priester trat vor, nahm vom Altare die goldene Monstranz, hob sie empor und segnete die Menge, die auf den Knien lag. Und unter den Knienden kniete auch er, wie von einer unwiderstehlichen Macht getrieben, und in dem tiefen Schweigen der Andacht und des Gebetes fühlte er, daß jemand ihm in diesem Augenblick nahe war. Seit diesem Abend in Luzern leuchtete und brannte ein Strahl der Glaubensgnade in seinem Herzen. Doch er fürchtete sich davor, sich dieser Flamme zu ergeben, und er suchte das Feuer zu dämpfen, zu ersticken, bis er nach langen, schweren Kämpfen den Widerstand aufgab und im Heiligtum den Frieden fand [1].

Wie das heiligste Sakrament ein leitender Stern für viele Friedenssucher geworden, so muß der Altar auch den Mittelpunkt bilden, um den sich die Friedensboten scharen. Denn das Streben nach Wiedervereinigung, die zudem nur ein Mittel ist zur Verklärung, Vergeistigung, Verchristlichung unserer gesamten Kultur, verlangt eine nie erkaltende, trotz Enttäuschung nicht erlahmende Begeisterung für Gottes Ehre und der Menschheit Wohl. Wo könnten wir aber dieses heilige Feuer leichter immer wieder anfachen als vor den Stufen des Altares? Denn während wir das vielgestaltige moderne Leben am Gotteshause vorüberrauschen hören, schaut unser Auge, vom Glauben erhellt, im Tabernakel ein unendlich reiches, wunderbares Leben, das ganz der Verherrlichung Gottes und der Vervollkommnung der Erlösten geweiht ist. Und dann flutet von diesem Feuerherd eine Glutwelle in unser Herz, und es entbrennt und erglüht in Eifer für Gott und für alle, die Gottes sind und sein sollen.

Tiefe, starke Begeisterung sinnt sogleich auf Mittel zur Ausführung der Gedanken, für die das Herz lodert. Sind wir recht durchdrungen und entflammt von der Größe unseres Glückes, Gott in unserer Mitte zu haben, so wird unsere Liebe und Freude

[1] Jörgensen, Das Reisebuch 256 ff.

alsbald zum Gebete, daß es auch auf andere übergehe. — Wie mag des Alten Bundes letzter Prophet, Habakuk, gejubelt haben, als er im Dämmerschein prophetischer Erkenntnis nicht mehr bloß im Tempel zu Jerusalem, sondern auf unzähligen Altären von der Sonne Aufgang bis zum Niedergang ein reines, unblutiges Opfer darbringen sah! Doch wir, wir Glücklichen, wandeln nicht mehr im dämmernden Lichte der Weissagung, wir wandeln im flutenden Lichte der Erfüllung. Uns leuchtet in voller Pracht die Sonne des neutestamentlichen Gottesdienstes, das erhabene Opfer der Messe, und spendet uns Licht und Trost, Freude und Begeisterung, Opfersinn und Tatkraft. Dank dem Herrn! Möge diese Gnadensonne dort, wo sie erloschen, bald wieder in Flammenpracht aufsteigen. Und Opfermahl ist die Opferfeier. Christus, der sich auf dem Altare seinem Vater geopfert, für uns geopfert, wird unserer Seele Gast und Speise. Welch eine Würde, welch ein Glück! Möchten doch alle, die Christi Namen tragen, unsere Tischgenossen werden und an jenem Gottesmahle teilnehmen! — So beten wir, und der Heiland selber ist darin unser Vorbild. Denn das Gebet, das er in den Tagen seines Erdenwandels verrichtet, setzt er fort im Tabernakel. Er betet für die Verherrlichung seines Vaters, wie er uns beten heißt: Geheiligt werde dein Name; er betet für die Ausbreitung des Gottesreiches: Zukomme dein Reich.

Das Gebet muß Tat werden. Durch Gebet und Beispiel können alle an der Wiedervereinigung unseres Vaterlandes arbeiten. Und das ist die wirksamste Friedensarbeit. Alle Heiligkeit aber, die unserem Leben entströmen soll wie der Duft den Blütendolden, ist nichts anderes als eine Entfaltung des vom Heiligen Geiste uns eingepflanzten Gnadenlebens. Dieses himmlischen Lebens Wachstum und Schutz ist aber der Heiland im Sakrament; er ist das Himmelsbrot, das Himmelssinn, Himmelskraft und Himmelsglück uns spendet.

Schon waren diese Blätter geschrieben, als mir der Wortlaut des eigenhändigen Schreibens, durch das der Heilige Vater das eucharistische Gebet für die Wiedervereinigung empfiehlt, bekannt wurde[1]:

„Wir billigen nicht nur, sondern empfehlen aufs wärmste den Gedanken und die Bemühungen Unseres Ehrwürdigen Bruders Franz Zorn von Bulach, Titularbischofs von Erythräa, die dahin zielen, es möchten alle Priester, Ordensleute und Gläubigen sich zusammenschließen und inständig zum Gott der Barmherzigkeit flehen, daß alle, die außerhalb der katholischen Kirche stehen, zur Einheit im Glauben zurückkehren durch das Sakrament und das Opfer der Eucharistie, die das Zeichen der Einheit, das Band der Liebe und das Sinnbild der Eintracht ist, und aus der die Kirche all ihre Kraft und Herrlichkeit, aller göttlichen Gaben Schmuck und endlich alle Güter, die man nur wünschen kann, schöpft und erhält."

Vatikan, 4. Dezember 1912.

Pius P. P. X.

[1] Vorgedruckt ist es der Broschüre: Das eucharistische Gebet zur Verwirklichung der Einheit des Glaubens. Referat des hochw. Herrn Dr Freiherrn Franz Zorn v. Bulach, Weihbischofs von Straßburg, gehalten auf dem 23. internationalen eucharistischen Kongreß in Wien am 13. September 1912, Straßburg 1913.

Schluß.

Auf dem Wege zum Ziele.

Die Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts hat nicht nur Millionen von der wahren Kirche losgerissen, sondern auch unendliches Weh über unser Vaterland ausgegossen; sie ist das größte Unglück, das jemals über Deutschland hereingebrochen ist. Von den niederschmetternden Schlägen, die uns der erste Napoleon versetzt, haben wir uns nach und nach erholt, bis wir bei Sedan vor aller Welt eine glänzende Probe unserer Stärke ablegen konnten. Aber die tiefen Wunden, die die Kirchentrennung geschlagen hat, bluten fort und fort und lassen unseres Volkes beste Kraft verströmen. Wer darum sein Vaterland liebt, muß den Tag herbeisehnen, wo wieder ein Glaube aller Stämme Bürger zusammenschmiedet.

Dieses herrliche Ziel liegt freilich noch in weiter Ferne. Was wir auch tun mögen, um das große Friedenswerk zu fördern, wir dürfen uns keinen großen augenblicklichen Erfolg von unserer Tätigkeit versprechen, wenn wir uns eine schmerzliche Enttäuschung ersparen wollen. Schon die Geschichte muß uns vor übertriebenen Hoffnungen auf dem Gebiete irenischer Arbeit warnen. Denn von den ersten Jahren der Glaubensspaltung an bis in unsere Zeit hat man, wie der zweite Band dartun wird, immer wieder Versuche zur Wiedervereinigung Deutschlands gemacht; aber alle diese Bemühungen sind niemals von einem großen Augenblickserfolge gekrönt worden. Selbst die mächtige Unionsbewegung, in deren Mittelpunkt Spinola und Molanus, Leibniz und Bossuet standen, ist der Hauptsache nach im Sande verlaufen. Demnach

müssen wir uns bescheiden, den Samen auszustreuen, und in Geduld harren, bis hier und da ein Körnlein sprießt und Frucht bringt. Die Kleinarbeit schmeichelt freilich dem Menschen weniger und stellt hohe Anforderungen an unsere Selbstüberwindung. Aber in ihr liegt auch das Geheimnis des Erfolges; denn „nie ist", wie Meyenberg[1] treffend bemerkt, „auf Erden etwas Großes geleistet worden, ohne die rührigste Kleinarbeit der verschiedensten Schichten der Menschheit".

Bei dem großen Idealismus des katholischen Volkes gibt es gottlob noch sehr viele, denen die Wiedervereinigung unseres Vaterlandes eine Herzenssache ist, und die insbesondere durch heißes Gebet die Glaubenseinheit herbeizuführen suchen. Alle die Edlen aber sollten sich mit Gutheißung der kirchlichen Behörde zu einem großen Verbande zusammenschließen, dessen Grundlinien ich mit einigen Strichen zeichnen möchte.

Die „Gesellschaft zur Förderung der Wiedervereinigung Deutschlands" stellt sich die Aufgabe, durch Gebet, Beispiel und Belehrung dahin zu arbeiten, daß sich alle Träger des Namens Christi in Christi sichtbarem Reiche, der Kirche, vereinigen.

Mitglied kann jeder Katholik von unbescholtenem Lebenswandel werden.

Die oberste Leitung der Gesellschaft liegt in den Händen des Präsidenten, der dem Weltklerus entnommen wird. Ihm zur Seite steht ein aus Geistlichen und Laien gebildeter Vorstand.

Die Mitglieder betrachten das Gebet um Deutschlands Wiedervereinigung als ihre vornehmste Aufgabe und verrichten täglich folgendes Vereinsgebet:

„Mildreicher Heiland, Fürst des Friedens, ich danke dir, daß du mich zu deiner Kirche berufen hast. Erhalte mich allzeit in ihr und rufe alle Irrenden zu ihr zurück.

Heilige Maria, Königin des Friedens, bitte für uns.

[1] Gottesminne 1812/1813, 114.

Heiliger Bonifatius, Herold des Glaubens, bitte für uns.
Heilige Elisabeth, Zierde Deutschlands, bitte für uns."[1]

Doch die Vorsehung verlangt unsere Mitwirkung. Der Belehrung dient eine Zeitschrift, die in edler Sprache alle Herrlichkeit des „Gottesreiches", seine Lehre und seine Geschichte, seine Stellung zu Kunst und Wissenschaft, seine Ausbreitung auf dem Erdenrund und seinen Ausbau in den Herzen der Menschen für Gebildete aller Stände zur Darstellung bringt. Sie will die Katholiken mit Liebe und Begeisterung für ihre heilige Kirche zu erfüllen, das Dunkel der Mißverständnisse, die Andersdenkenden die Schönheit der Kirche verschleiern, zu zerstreuen suchen.

Die Gesellschaft sammelt einen Fonds zur Unterstützung derjenigen Protestanten, die durch ihren Übertritt bedeutenden materiellen Schaden leiden. Er kann also keinen Beweggrund zur Konversion bilden, sondern nur dazu dienen, ein äußeres Hindernis der Rückkehr aus dem Wege zu räumen.

Durch einen tadellosen Lebenswandel, der aus dem Boden des Glaubens erblüht, sollen die Mitglieder den Beweis liefern, daß sie tief durchdrungen sind von dem, was sie glauben, und daß die Kirche die Kraft besitzt, ihre Kinder zu den leuchtenden Höhen der Heiligkeit hinaufzuführen.

Der tiefste Grund, der uns zur Arbeit an der Wiedervereinigung Deutschlands drängt, ist die Überzeugung von der Wahrheit unseres Glaubens. Die Wahrheit aber kennt keine Duldung des Irrtums. Mit eherner Miene weist sie die Zumutung, dem Irrtum auch nur das mindeste Zugeständnis zu machen, zurück. Sie haßt den Irrtum; denn er ist ihr Tod, ihre Vernichtung. Kann wohl das Licht einen Bund schließen mit der Finsternis?

[1] Salvator clementissime, princeps pacis, gratias tibi ago, quod ad tuam me vocasti Ecclesiam. Me semper in ea contine omnesque errantes ad eam revoca.

Sancta Maria, regina pacis, ora pro nobis.

Sancte Bonifati, praeco fidei, ora pro nobis.

Sancta Elisabeth, decus Germaniae, ora pro nobis.

Und wie das Licht sich immer mehr auszubreiten und die Finsternis zu verscheuchen trachtet, so ist auch der Wahrheit das Streben eigen, sich Anerkennung zu erringen. Jeder, der eine wissenschaftliche Überzeugung gewonnen hat, wirbt Anhänger für sie. Daher können auch wir Katholiken um keines Haares Breite von der Lehre unserer Kirche abweichen, und niemand kann es uns verübeln, wenn wir beten und arbeiten für Deutschlands Wiedervereinigung auf dem Boden des katholischen Dogmas. Ja es wäre ein Verstoß gegen die christliche Liebe, wenn uns das Los der von der Kirche Getrennten gleichgültig ließ, da wir die Kirche als die einzige von Christus bestellte Führerin zur ewigen Heimat verehren und lieben. Freilich können wir es auch unsern Brüdern nachempfinden, wenn sie für ihr „Evangelium" zu werben suchen[1]. Was man aber von den Anhängern beider Konfessionen erwarten muß, ist dies, daß sie in der theologischen Kontroverse einander Gerechtigkeit in jeder Beziehung widerfahren lassen und jede Beleidigung ängstlich vermeiden.

Hüten wir uns ferner, den Kampf um das Glaubensgut auf das Gebiet der Politik hinüberzuleiten. Als gleichberechtigte Bürger desselben Staates müssen Katholiken und Protestanten es als ein

[1] Ein orthodoxer Lutheraner, der den Katholikentag zu Aachen 1912 besucht hatte, schrieb: „Gegen eine gesunde, nach Wahrheit ringende, mit geistigen Waffen geführte Kontroverse läßt sich natürlich nichts einwenden, vielmehr ist sie notwendig, und ihr Fehlen würde den geistigen Tod bezeichnen. Die evangelische Kirche ist durch Lostrennung von der römischen Kirche entstanden, weil die Reformatoren in ihr grundstürzende Irrtümer zu erkennen glaubten. Die evangelische Kirche, wenn sie die Wahrheit hat oder zu haben glaubt, kann ja gar nicht anders, als fort und fort zu ringen, ihr Werk fortzusetzen, ihr Licht leuchten zu lassen, ihre Wahrheit zu vertiefen, kurz, die katholische Kirche zu sich herüberzuziehen. Desgleichen aber kann die katholische Kirche, nachdem der Riß da ist, auch nicht anders als wünschen, beten, arbeiten und hoffen, daß dieser Riß wieder geheilt werde, daß die Wahrheit, in deren Besitz sie zu sein glaubt, immer mehr ausgebreitet werde und die vielen Mißverständnisse, die sicher an der Trennung viel Schuld haben, beseitigt werden möchten" (Köln. Volkszeitung 1912, Nr 835).

Vergehen betrachten, eine Konfession in ungerechter Weise zurückzudrängen. Diese politische Toleranz billigt auch die katholische Kirche. In seinem Rundschreiben Immortale Dei vom 1. November 1885 sagt Leo XIII.: „Wenn auch die Kirche es nicht erlaubt, den verschiedenen fremden Religionsformen dasselbe Recht einzuräumen wie der wahren Religion, so tadelt sie deswegen die Regierungen nicht, wenn sie wegen großer staatlicher Vorteile oder um Übles zu verhindern nach Herkommen und Gebrauch dulden, daß diese im Staate bestehen." Noch kräftiger betont dies der jetzige Heilige Vater. „Wir wünschen und wollen", spricht er in seinem Erlaß Singulari quadam vom 24. September 1912, „daß die Unsrigen mit den nichtkatholischen Mitbürgern jenen Frieden pflegen, ohne den weder die Ordnung der menschlichen Gesellschaft noch die Wohlfahrt des Staates bestehen könnte."

Doch die christliche Religion birgt in sich Gedanken, die uns mit noch zarteren und festeren Banden umschließen, uns gegenseitige Hochachtung und Liebe gebieten. Das Licht der Offenbarung zeigt uns ja in jedem Menschen ein Wunderwerk, an dem die Züge des Schöpfers strahlen. Und dieses herrlich ausgestattete Geschöpf soll emporsteigen zur unvergleichlichen Würde eines Gotteskindes. Als Kinder Gottes sind wir Brüder Jesu, der sich für alle als Lösepreis hingegeben hat. Und Pilger sind wir allzumal, die einem Ziele entgegenwallen; Gottes Seligkeit soll einmal unser aller Anteil werden. Dort oben aber wohnt keine Zwietracht mehr, eine in Gott wurzelnde Freundschaft umschlingt alle Gotteskinder. O laßt uns denn hienieden beginnen, was droben seine Vollendung finden soll: aufrichtige und warmherzige Liebe eine uns in Gott!

Personenregister.

Abel 249.
Achelis 185.
Ägidius 142.
Albrecht von Bayern 211.
Aleander 209.
Alexander 128.
Ambrosius 119 146.
Anna von Hessen 166.
Arnold 152.
Athanasius 102.
Augustin 49 102 108 125 220.
Augustus 128.

Baco von Verulam 9.
Bacon Roger 176.
Bahrdt 10.
Balmes 22.
Baluzius 234.
Baumgarten 8.
Baumstark 108 162 173 175 231 ff 256.
Bayle 9.
Beckedorff v. 220.
Beethoven 107.
Beissel 71.
Bellarmin 141.
Benedikt, der hl. 114.
— XIV. 220.
Benno 71.
Beringer 197.
Bernardina 197 251.
Bernhard 114.
Berthold 115.
Beßmer 98.
Böckenhoff 58.
Böcklin 105.
Bode 177.
Böhmer 48 59 f 92 190.
Bonaventura 75 f 84 f 99 102 115 122 134 ff 141 f 145 ff 226 250.
Bornträger 52.
Bossuet 265.
Boving 104 106.
Braunsberger 211.
Brismann 7.
Brück 55.
Brühl 258 ff.
Büchner 12.
Burckhardt 6 f.
Bürger 152.

Cäcilia 189.
Calderon 106 128.
Cathrein 21 92 133.
Cauchy 91.
Cervantes 128.
Cherbury 9.
Cohen 254 f.
Colmar 221.
Comte 12.
Cordova Antonius von 152.
Cormier 152.
Correggio 105.

Dahn 59.
Dante 105 f.
Daumer 238 f 240 ff.
Davy 257.
Dechevrens 152.
Denifle 152 184.
Denzinger 17 87 93 170.
Descartes 10.
Dieffel 114.
Dietlein 189 238.
Döllinger 28 30 32 f 103 142.
Donat 84.
Drexelius 121.
Droste-Hülshoff v. 51.
Droysen 26.

Eberhard 77.
Eberle 114.
Eckermann 74 81.
Ehrhard 73 83.
Eichendorff 106.
Eisenbach 253 f.
Eucken 7 13.

Falkenberg 13.
Faulhaber 90.
Feltre da 6.
Ferdinand I. 211.
Feuerbach 12.
Fichte 12 58.
Fidelis 72.
Fischer 48 123.
Förster Fr. W. 41.
Foerster Paul 228.
Fraknoi 85.
Franz 80.
— von Assisi 114.
— von Sales 222.
Friedrich II. 4.
— Karl 166.
— Wilhelm 121.
Funk 171 f.

Galilei 94.
Gall v. 189 195.
Gallitzin 20.
Geffken 225
Gfrörer 228 ff.

Gibbons 169.
Giefers 71.
Gisler 98.
Goebbel 71.
Goldener 196.
Göpfert 141 152.
Goethe 63 65 74 81 106 256.
Gregor der Große 69 136 171.
— VII. 231.
Grisar 18 f 33 59 63 92 115.
Grundkötter 152.
Gutberlet 133.
Gutenberg 179.

Häbler 116 130.
Hahn-Hahn 165.
Hamerling 81.
Hardenberg v. 237.
Harnack 4 19 66 81 141 144 182 f.
Hartmann v. 56.
Hase 60 184 189.
Haulleville v. 133.
Hefele 103 114.
Hegel 12.
Heine 207 ff.
Heitemeyer 71.
Hengstenberg 238.
Herbst 251 ff.
Herder 10.
Hergenröther 8.
Hilarius 120.
Hirscher 16 38 203 f.
Hoensbroech 186.
Hofberg v. 215.
Hoffbauer 72.
Hoffmann 224 f.
Hofmann 7.
Hohoff 24.
Höß 72.
Houben 74.
Hugo 110.
Humboldt v. 176 ff 181.
Huppert 22.
Hurter 234 ff 243 f.

Janssen 26 32 f 48 60 92 114 116 190 228.
Jarcke 48.
Jatho 21.
Jeiler 72.
Innocenz III. 234.
— XI. 211.
Jocham 71.
Johann XV. 71.
Jörgensen 261 f.
Justi 8.

Kahnis 8 f 13.
Kant 10 21.
Karl V. 207 ff.
Kawerau 228.
Keppler 102.
Ketteler v. 16 168 213.
Kienzl 108.
Kleinschmidt 106.
Klemens VII. 208 f.
Klopp 223.
Kneller 23 91 172 257.
Knoch 53.
Köllner 160.
Kopernikus 179.
Kopp 251.
Krauß 106.
Krogh-Tonning 248 257.
Krose 34 f 37.
Kurtz 7 ff 13.

Lämmer 210 233 f.
Langer 186.
Lehmkuhl 94 122 152 219.
Leibniz 265.
Leo I. 120.
— XIII. 57 79 85 f 94 157 169 223.
Leopold I. 211.
Lessing 10.
Lexis 73.
Liebermann 221.
Liesen 78.
Littrow 78.
Loayza 207 f.
Lohmann 42.
Lope de Vega 128.
Luc de 23.
Luthardt 14 184.
Luther 15 18 f 26 ff 63 92 144 175 179.

Macchiavelli 130 177.
Magnussen 161.
Mai 209.
Martin 214.
Masaryk 36.
Massow v. 197 251.
Mathes 72.
Mausbach 50 59 114 142 152.
Mayer 239 f 249 f 258.
Meineke 258.
Melanchthon 19.
Mendelssohn 10.
Menge 98 114 142 204 206.
Meyenberg 266.
Meyer 21.
Meyronnes de 176.
Michelangelo 106.
Möhler Anton 108.
— J. A. 103 142.
Molanus 265.
Moleschott 12.
Molitor 108.
Mommsen 87.
Montesquieu 10.
Müller Adolf 94.
— Jos. 101 110.
Murillo 128.
Mutz 152.

Nebukadnezar 128.
Nietzsche 13 82.
Nikolaus I. 233.
— V. 6.
Noldin 219.
Nyder 152.

Oropesa v. 202.
Öttingen v. 37 f.
Overbeck 105.

Pallavicini 208 210.
Parentucelli 6.
Pastor 7 26 32 f 208 228.
Paterius 136.
Paul III. 210.
Pauli 244 ff.
Paulsen 41 61.
Paulus 115.

Pecci 78.
Peregrina 239 ff.
Perikles 128.
Pesch 130.
Petrus 202.
Pfennigsdorf 79 84 182.
Pfleiderer 45 64 186.
Philipp II. 129.
Pius V. 211.
— IX. 125.
— X. 85 95 ff 264.
Probst 80.

Raffael 105 177.
Raich 17.
Ratzinger 119 121.
Reimarus 10.
Reinhold 188.
Rembrandt 177.
Rieß 126.
Risch 224.
Ritschl 183.
Rivius 30.
Rosenberg 177.
Rosenthal 20 160 188 192 214 216 231 236 243 248 256 260 f.
Rost 34 f 37 53 127 130.
Rothes 106 109.
Rousseau 10.
Ruville v. 187 189 191 193.

Scala 72.
Schanz 94.
Schegg 103 160.
Schelling 12.
Schiffmann 192.
Schiller 65.
Schlegel v. 227 237.
Schlosser 236.
Schmettau 20.
Smchidt 189 246 ff.
Schneidewirth 104.
Schnütgen 221.
Schopen 59.
Schopenhauer 13.
Schulte 203.
Sell 190.
Seltmann 218.
Sierp 114.
Sombart 127.
Spahn 72.
Spener 8.
Spinola 211 265.
Spinoza 11.
Stamminger 71.
Steinhuber 71 172.
Stelzig 203.
Stolberg Fr. Leop. zu 20 190 227.
— Sophie 192.
Stolz 234 239 f 249 f 258.
Strauß 11.
Strunck 71.

Taube 18.
Tertullian 25.
Thomas 45 86 120 145 171.
Tizian 105.
Traversari 6.
Trennbach v. 211.
Troeltsch 181.
Tschackert 84 111 164 167 173 f.

Uhde v. 105.
Ulrich 71.

Vacandard 114.
Vegio 6.
Velasquez 128.
Veuillot 73.
Vischer 100.
Vogt 12.
Volbach 107.
Volkelt 111.
Volta 91.
Voltaire 10.

Wagner 108.
Weber Beda 191 236.
— Fr. W. 54 154.
— Karl v. 126.
Weinand 114.
Weiß A. M. 152.
— E. 78.
— J. B. 130 181.
Weninger 22.
Wibbelt 107.
Wilhelm II. 50.
Willmann 11 13.
Windelband 5 7 10 12 f 180 f.
Winkelmann 8.
Wirth 187.
Wizel 32.
Wolf 53.
Wright 13.
Wulf de 13.

Zach 181.
Zorn v. Bulach 197 264.

In der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Cathrein, Viktor, S. J., **Die katholische Weltanschauung** in ihren Grundlinien mit besonderer Berücksichtigung der Moral. Ein apologetischer Wegweiser in den großen Lebensfragen für alle Gebildete. Zweite, bedeutend vermehrte Auflage. 8° (XVI u. 578 S.) *M* 6.—; geb. in Leinw. *M* 6.80

„Jahrelang habe ich nach einem Werk gesucht, welches in Form eines Kompendiums den Wesensgehalt der katholischen Weltanschauung mit ihren vielverzweigten und im Grunde doch auf einen einheitlichen Ausgangspunkt zurückzuführenden Fragen und Problemen in leicht faßlicher und doch wissenschaftlicher Form zur Darstellung brächte. Das Cathreinsche Buch hat mich befriedigt. Daß seine Tendenz vorwiegend apologetisch ist, liegt in der Sache selbst sowie in der Zeitlage begründet. Wiederholt haben mich gebildete Katholiken um ein Buch gebeten, aus dem sie einen gründlich orientierenden Überblick über das weite Lebensgebiet der katholischen Weltanschauung schöpfen könnten. Eine geeignetere Schrift wie die vorliegende wüßte ich nicht zu empfehlen. Auch dem Theologen, der auf den Einzelgebieten tiefer eindringende Studien zu machen hat, bietet das Werk vielerlei Anregung, dem Praktiker auf der Kanzel und in den Vereinen eine Fülle prächtigen Materials." (Unitas, Eutin 1909, Nr 3.)

Hettinger, Dr **Franz, Apologie des Christentums.** Neunte bzw. zehnte Auflage, herausgegeben von Dr Eugen Müller. Fünf Bände. 8°

I. Band: **Der Beweis des Christentums.** Erste Abteilung. Zehnte, verbesserte Auflage. (XLVI u. 486 S.) *M* 5.—; geb. in Halbfranz *M* 6.80

II. Band: **Der Beweis des Christentums.** Zweite Abteilung. Neunte Auflage. (IV u. 510 S.) *M* 4.40; geb. *M* 6.20

III. Band: **Die Dogmen des Christentums.** Erste Abteilung. Neunte Auflage. (XVI u. 590 S.) *M* 4.40; geb. *M* 6.20

IV. Band: **Die Dogmen des Christentums.** Zweite Abteilung. Neunte Auflage. (VI u. 620 S.) *M* 4.40; geb. *M* 6.20

V. Band: **Die Dogmen des Christentums.** Dritte Abteilung. Neunte Auflage. (VI u. 646 S.) *M* 4.40; geb. *M* 6.20

An der Spitze der wissenschaftlichen, im besten Sinne volkstümlich apologetischen Literatur steht heute noch Franz Hettingers „Apologie des Christentums", ein durch die Sicherheit und Tiefe der Lehre, seltene Beherrschung der Literatur wie universalistische Welt- und Lebensauffassung klassisches Werk. Den verwirrenden Eindrücken immer mehr um sich greifender Weltanschauungen gegenüber, die den Gegensatz nicht nur zwischen Christentum und Kultur, sondern zwischen Kirche und Religion zu ihren festen Dogmen zählen, wird Hettingers Apologie auch in Zukunft berufen sein, klärend, befestigend und versöhnend zu wirken. Seit 1890 widmet Univ.-Professor Dr Eugen Müller in Straßburg dem großen Werk seine Kraft in pietätvoller Weiterführung.

In der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Arndt, Wo ist die Wahrheit? Gründe, die mich bewogen haben, zur katholischen Kirche zurückzukehren. 2. Aufl. *M* —.90

„... Bietet namentlich für Konvertiten sehr viel Klärendes und Erhebendes." (Der katholische Seelsorger, Paderborn 1905, S. 532.)

Bernardina Schwester, **Julie von Massow,** geb. von Behr. Ein Konvertitenbild aus dem 19. Jahrhundert. 2. Aufl. *M* 3.50; geb. *M* 4.40

„Ein liebliches und inniges Konvertitenbild. . . ."
(Akadem. Bonifatius-Korrespondenz, Paderborn 1912, Nr 5.)

Brüll, Die wahre Kirche Christi. *M* —.60

Eine kleine Apologie von der Wahrheit und göttlichen Berechtigung der katholischen Kirche.

v. Hammerstein, Erinnerungen eines alten Lutheraners. 5. Aufl. *M* 3.—; geb. *M* 4.—

Hetsch — Der Konvertit Albert Hetsch auf seinem Entwicklungsgang vom Pantheismus zum Lichte der Wahrheit. *M* 2.—; geb. *M* 3.—

Diese Blätter geben nicht nur die Erzählung, wie Albert Hetsch durch eine wunderbare Vorsehung nacheinander Deist, Christ, Katholik und Priester geworden, sondern sie bieten auch eine ergreifende Apologie des katholischen Glaubens.

Hiemenz, Dorothea von Schlegel. *M* 1.80; geb. *M* 2.50

Janssen, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. 4. Aufl. *M* 5.40; geb. *M* 6.60

v. Lüttwitz, Wo ist das Glück? Aphorismen. 5.—7. Tausend. *M* 2.20; geb. *M* 3.20

de Mathies (Ansgar Albing), **Epistulae redivivae.** Reisebriefe eines Konvertiten. 2. Ausg. *M* 4.—; geb. *M* 5.—

Morawski, Abende am Genfer See. Grundzüge einer einheitlichen Weltanschauung. 6. Aufl. *M* 2.20; geb. *M* 3.—

Pontoppidan, Elise Hoskier. Ein christlicher Frauencharakter. *M* 1.80; geb. *M* 2.50

v. Ruville, Der Goldgrund der Weltgeschichte. 5.—7. Tausend. *M* 2.40; geb. *M* 3.20

Stolz, Fügung und Führung. Konvertitenbilder, herausgegeben von J. Mayer.

I: **Alban Stolz und Julie Meineke.** 4. Aufl. *M* 2.20; geb. *M* 3.

II: **Alban Stolz und Friedrich von Drais, Eduard Steinbrück, Augustin Arndt, Berta von Bernitz, Klotilde von Werthern.** 1.—3. Aufl. *M* 2.60; geb. *M* 3.50

III: **Alban Stolz und Kordula Wöhler.** 1.—2. Aufl. *M* 4.20; geb. *M* 5.20

234.82
M544
Menge, Gisbert
AUTHOR
Die Wierdervereinigung im
TITLE
Glauben
234.82
M544
Property of
CBF
Please return to
Graduate Theological
Union Library